Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

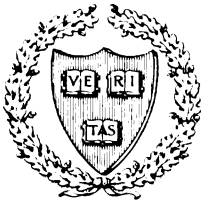
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Dritter Band

(Juli bis September)

März-Verlag

G. m. b. H.

Berlin-München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Dritten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Ausländer, S.: Hans Wreden 52, 69
Bab, Julius: Franz Werfel 164
Balázs, Béla: Der Scheinwerfer 152
Barthel, Max: Zwei Gedichte 252
Bauer, Hans: Bestattung 155
Bonus, Arthur: Sonderfrieden und Moral in England 65
Brézina, Otokar: Der Jahrestag 34
Corbach, Otto: Japan und England 181
Corsep, Major: Die militärische Jugendpflege 141
Dalkar: Von Salandra zu Boselli 1
Diez, Ernst: Die Türken und unsere Orientierung 81, 101
Enderling, Paul: Anno pacis 1648 109
Ernst, Paul: Epochen der Kunst 253
Feldmann, W.: Mit oder gegen Rußland? 24
Friedmann, Hugo: Der amerikanische Rüstungsgedanke 126
Georg, Manfred: Christian Dietrichs letztes Abenteuer 191
Gottschalk, Hermann: Kunstsommer 1916 186
Haendcke, Geheimrat, Prof. Dr.: „Barbar" 41
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Nach zwei Jahren 21
Fürst Bülow's Buch und Politik 241
Heuß, Theodor: Der Krieg und die Karikatur 49
Resolutionen und Petitionen 161
Hochdorf, Max: Das Genie ohne Arme 28
Hutter, Heinrich: Quousque? 46
Der Urlauber 75
Kleeis, Friedrich: Die Kriegshilfe der Sozialversicherung 61
Korn, Walter Achilles: Die Schlacht von Verdun 5
Kosztolányi, Desider: Blaue Trauer 93
Kurz, Isolde: Jenseits des Blutstroms 171
Lissauer, Ernst: Gedichte 208
Loewenberg, Karl: Nachtgedanken 251
Marut, Ret: Nebel 14
Mehoffer, Viktor v.: Das Erntefest 209

Digitized by Google

Seite

Pazaurek, Gustav E.: Muttergottes-Ideale 147
Petzold, Alfons: Im Marsch 98
Quessel, Ludwig, M. d. R.: Die Sozialdemokratie im zweiten Kriegsjahr 221
Rustige, Heinrich: Neuorientierungen 205
Sack, Gustav: Hinter der Front 226
Schairer, Erich: Ist die Aufhebung der Kapitulationen rechtsgültig? 245
Scheibener, E.: Kriegsbotanik 230
Schmid, Paul: Brüder 135
Schotte, Walther: Das Völkerrecht im Kriege 121
Stetten, Frhr. von: Rumänien 201
Stößinger, Felix: Mode und Werturteil 106
Tornius, Valerian: Die Bevölkerungsverhältnisse der baltischen Provinzen 8
Walter, Robert: Bienenorgel 236
Wendel, Hermann: Französische Kriegslyrik 129
Winnig, August: Das Ringen der Geister im Sozialismus . . 86

Digitized by Google

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Der große Krieg 100
Baguſche, Hermann: Herr Heckfiſch 220
Baum, Oskar: Jüdiſches Volksleben 217
Braun, Felix: Lyriſche Reiſe durch Oeſterreich 119
Fuchs, Eduard: Eine Berichtigung 160
Goldſchmit, Rudolf Karl: Feldpoſtbriefe eines Fahnenjunkers . 157
Graetzer, Franz: Einakter-Theater 238
Großmann, Stefan: Ein Reiniger 156
Harbeck, Hans: Wedekinds „Schnellmaler“ 137
Heuß, Theodor: Eine Volksausgabe von Ranke 17
Zur Sprachreinigung 78
Der Kampf um Konſtantinopel 198
Pfefferles Kriegszeichnungen 239
Hatvani, Paul: Die letzte Freude 177
Huber, Karl: Löns als Naturſchilderer 117
Huebner, F. M.: Flämiſche Redner 56
Ihringer, Bernhard: Goldausgleich 76
Löffl, Dr., Friedensrüſtung 35
Mahrholz, Werner: Bartels Romanliſten 257
Miſſenharter, Hermann: Der Hungerhaufen 139
Neiſſer, Arthur: Mozarteum und Weltkrieg 237
Nicolaus, Paul: Die italieniſche Frage 37
Der Moreau Klabunds 58
Die Stadt Segelfoß 140
Tabula raſa 179
Pernerſtorfer, E.: Bücher, die man leſen ſoll 98
Kriegsliteratur in der Schweiz 18
Richter, Werner: Baltiſche Verſe 199
Rieß, Richard: Kleine Bücher 20
Zeitbücher 39
Bücher 158
Flandern 260
Stößinger, Felix: Theaterkultur-Dilettanten 218
Wangart, Stefan: Harras 159
Weer, Dr.: Rohrbachs „Weltpolitiſches Wanderbuch“ 38
Weik, Hermann: Molo's Schillerbuch 59

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Salandra zu Boselli

Von Dalcar Ende Juni 1916.

Vor drei Monaten etwa, im März, begann die italienische Presse sich mißbilligend mit den Schwächen des Kabinetts Salandra zu beschäftigen; der Ministerpräsident ermunterte die Opposition, offen ihr Mißtrauen kundzugeben. Damals begnügte sich das Parlament, um im übrigen Ruhe zu bewahren, mit der Forderung einer Kontrollkommission; aber die Herren Salandra und Sonnino wehrten sich, eine derartige Form der Mitarbeit anzuerkennen. Die Kammer blieb trotzdem dabei, der Regierung unentwegt das Vertrauen auszusprechen. Dies entsprang einem Gefühl der Unsicherheit und Besorgnis: man schrak davor zurück, durch ein Votum gegen das Kabinett dem Land den Eindruck zu geben, daß die nationale Eintracht zwischen Regierung und Kammer zerbrochen sei.

Und doch konnte der Ausgang der Krise vom 10. Juni keine Ueberraschung sein. Das Gefühl war allgemein, daß ein Krieg von der Größe, wie ihn Italien heute zu führen hat, nicht im Geheimen durch eine unnahbare und unkontrollierbare Gruppe geleitet werden kann, von zwei Männern allein, Sonnino und Salandra, ja vielleicht nur von einem. Denn jedermann weiß, daß die eigentliche Leitung des Krieges ganz bei Sonnino stand, dem Salandra auch die formale Verantwortlichkeit zugeschoben hatte. Es war bekannt, daß im Ministerrat sich ein Geist des gegenseitigen Mißtrauens und der Uneinheitlichkeit entwickelt hatte, nicht allein wegen der unerwarteten Schwere einiger militärischer Ereignisse (Oesterreichs wuchtiger Angriff!), sondern auch wegen des offenbaren Versagens mehrerer Kabinettsmitglieder. So hat die Kammer ohne lange Reden das Ministerium verabschiedet, das, nach hinlänglich deutlichen Zeichen, nicht das volle Gewicht der Aufgabe empfand, die ihm die Nation anvertraut hatte. Die Männer des Kabinetts Salandra hatten sich nicht tauglich

Digitized by Google

erwiesen, die wirtschaftliche und moralische Erkrankung des Landes zu heben und die großen Kriegsaufgaben vorzubereiten.

Das neue Kabinett Boselli mußte nun unter den verschiedensten Schwierigkeiten geboren werden. Es ist klar, daß die Demokraten, die sich sehr gegen die Möglichkeiten der Rückkehr Salandras zur Macht wehrten, auf der Consulta nicht den Baron Sonnino weiter haben wollten; denn dieser war ja das vornehmste Haupt jener „Politik der Isolierung", die von der Kammer so oft beklagt und schließlich mit dem Mißtrauen belastet worden war. Die Krisis, die zum großen Teil durch die auswärtige Politik des gestürzten Kabinetts hervorgerufen wurde, darf deshalb nicht als abgeschlossen gelten mit der Rückkehr eben des Mannes, der die größte und unmittelbarste Ursache gewesen. Man kann sich nicht wundern, wenn Sonnino, der nun wieder zu einer wesentlichen Stütze des neuen Kabinetts wurde, auf der Consulta von lebhaftestem Mißtrauen umgeben bleibt, von feindseliger Vorsicht und von tiefer, unheilbarer Abneigung begleitet. Freilich, um ihn dem Ministerium zu erhalten, hat man doch manchen ernsten Verzicht geleistet, so den auf Luigi Luzzatti, der auf der ersten Pariser Wirtschaftskonferenz den Mut gehabt hatte, seine starke Unzufriedenheit mit England auszusprechen. Man führt auf Sonnino auch die Ablehnung von Marconi zurück, der im Senat aus seinen Londoner Erfahrungen bittere Wahrheiten über die Frage der Kohlen- und Getreideversorgung sowie der Wechselkurse gesagt hatte.

Der „Secolo", dessen Aufgabe es ist, die öffentliche Kriegsstimmung anzufeuern, spendet heute dem neuen Ministerium seinen Beifall; vor wenigen Tagen, während der Krise, hatte er geschrieben: „Es mag sein, daß von dem zurückgetretenen Kabinett der eine oder andere wiederkehrt, aber nicht diejenigen, die die größte Verantwortung besaßen, weder Salandra noch Sonnino. Salandra und Sonnino können nicht wieder auf den Bänken der Regierung erscheinen, ohne Sturm in die Kammer und Verwirrung in das Land zu tragen. Das soll der wissen,

Digitized by Google

der die Verantwortung in dieser Stunde trägt!" Auf dem Kampfgebiet des Kabinetts Boselli ist ein großes und gefährliches Minenfeld ausgestreut. So hat die Berufung des Senators Ruffini an die Spitze des öffentlichen Unterrichts bei vielen radikalen, reformistischen und liberalen Abgeordneten das lebhafteste Mißbehagen erregt und eine bittere Kritik gefunden. Professor Ruffini, der an der Turiner Hochschule lehrt, hat neulich ein gewisses Aufsehen erregt, weil er öffentlich das Recht des Papstes (der noch nicht auf seine Herrschaft in Rom verzichtet hat) zur Teilnahme am künftigen Friedenskongreß vertreten hat; er ist ein Verwandter des Direktors des „Corriere" und Boselli vom Senator Albertini aufgezwungen worden. Die Katholiken sind im Kabinett durch den Klerikalen Meda vertreten, der die Finanzen leiten soll; bekanntlich sind sie Neutralisten aus religiösen, wie die Giolittigruppe aus politischen Gründen. Der Katholizismus ist in Italien nicht eigentlich parteipolitisch organisiert, es gibt nur im Parlament eine Gruppe, die sich „katholisch" nennt und so kann Meda als Minister bloß sich selber und seine engeren Freunde vertreten.

Eine der wesentlichen Aufgaben Bosellis, eine Regierung von wirklich berufenen, fachkundigen Männern zusammenzubringen, kann als ziemlich mißglückt gelten. Einige Mitglieder des neuen Kabinetts, die dort in der Verwaltung hätten ganz gut brauchbar sein mögen, wo sie Vorkenntnisse und von früher Uebung und Gewöhnung besaßen, wurden an die Spitze von Ministerien gestellt, für die sie ein völlig leeres Päckchen an Erfahrungen mitbrachten. Aber es wurde dabei nicht einmal Boselli nächstes Hauptziel erreicht, ein herzlicherer Zusammenschluß der Parteien, denn die Lösung der Krisis hinterläßt ein Gewirr von Neid, Gekränktheit, Eifersucht. Jede der Parteien macht der anderen zum Vorwurf, daß sie sich den Löwenteil gesichert habe. Während so nicht die Fähigsten und Verdientesten zur Macht kommen, sondern die geschicktesten Streber, häufen sich in jeder Partei die gegenseitigen Beschuldigungen und die Zwietracht blüht.

Digitized by Google

Boselli hat in einer Ansprache an Journalisten ungefähr folgendes ausgeführt: „Mein Ziel war, daß das Nationale Ministerium alle Parteien, vom Sozialisten bis zum Katholiken, in sich fasse. Ohne die Sozialisten, ohne die Katholiken, ohne die Republikaner und auch ohne die Giolittianer würde ich es nicht übernommen haben." Aber wo sind denn die offiziellen Sozialisten, wo die Freunde Giolittis? Der Kolonialminister Colosimo, der einzige Giolittianer in der Regierung, ist von der treuen Anhängerschaft Giolittis ausdrücklich nicht als der Vertreter ihrer Gruppe anerkannt worden. Ein „Veto" war gegen sie ergangen! Wenn es auch in diesem Jahre nicht möglich war, ähnliche Kundgebungen einer törichten, aufgeregten Menge zu veranstalten wie im Mai 1915, ist es doch sicher, daß mit einer Reihe geschickter Rundschreiben der Kreis Giolittis als die dauernde „neutralistische Gefahr" dargestellt wurde. So kam es, daß man ihn in einer ziemlich deutlichen Weise während der Krisis überging. Das Ministerium Bosellis ist folglich mit einer Verneinung der nationalen Eintracht gebildet worden, in deren Namen Salandras Sturz erfolgt war. Die Giolittianer, die durch dieses Scherbengericht über sie und mehr noch durch die Form des Verfahrens sehr verschnupft sind, geben sich heute vollkommen indifferent. Ein Wort Giolittis hat diese Haltung deutlich gemacht; seine Parole lautet: „Laßt die ultra-interventionistischen Herren ihre Sache machen; laßt sie noch weiter die volle Verantwortung für den Krieg auf sich vereinigen."

Die Politiker, die durch Boselli und das Vertrauen des Königs berufen wurden, in dieser schweren Zeit die Geschicke Italiens zu leiten, werden nicht viel mehr und nichts Besseres leisten können als ihre Vorgänger. Gegen die neue Regierung werden sich die gleichen Gründe der Opposition erheben, wie gegen das Ministerium Salandra; es ist der Widerstand, der weniger den Männern gilt als dem System, das die gegenwärtige Lage geschaffen und das Land in die dauernde Not gestürzt hat.

(Aus der italienischen Handschrift übertragen von Th. H.)

Digitized by Google

Die Schlacht von Verdun

Von Walter Achilles Korn

Unsere Offensive vor Verdun, deren Abschluß noch nicht zu übersehen ist, hat heute schon eine Reihe sehr fester und sehr wesentlicher Ergebnisse erzielt: im Raumgewinn sowie in der Kriegsbeute, in der Eroberung verschiedener wichtiger Stützpunkte, in der Entziehung der eigenen rückwärtigen Nord-Verbindungen aus der Einwirkung des Gegners, in der teilweisen Unterbindung der feindlichen Verbindungen Verduns von Westen her. Der moralische Erfolg ist auf unserer Seite. — Das zeigt die Geheimsitzung der Kammer. — Die französische Generaloffensive wurde durchkreuzt.

Wer das Schlachtfeld behauptet oder den Feind zurückwirft, gilt als Sieger. Dieser Satz bleibt wahr, obschon unsere Gegner sich wieder einmal in Rückzugsverherrlichungen gefallen. Unser Sieg ist umso höher in Rechnung zu stellen, als Stellungen genommen wurden, die der Feind seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungskunst ausgebaut hatte, die ihm und der neutralen Welt als uneinnehmbar galten. Paris lebt seitdem wieder unter dauerndem Druck.

Das Kampfgebiet liegt an beiden Ufern der Maas. Dieser Fluß stellt zwar durch seinen niederen Wasserstand kein besonderes Hindernis dar, doch kann man ihn anstauen, wodurch oberhalb der Stadt eine Ueberschwemmung der 1500 Meter breiten Talsohle zu erreichen ist.

Die Stadt bildet einen wichtigen Eisenbahn- und Straßenknoten. Am Ost-Ufer der Maas mündet die von Metz über Conflans und Etain führende doppelgleisige Bahn, deren Fortsetzung nach Reims führt, neben ihr fünf vorzügliche Chausseen. Entlang des West-Ufers geht die Bahn Mézières-Toul, ebenfalls zweigleisig, dazu drei Chausseen aus dem Innern Frankreichs.

Ursprünglich als Ausfallsbrückenkopf über die Maas gegen die etwa zwei Tagemärsche entfernte deutsche Grenze gedacht, sollte Verdun bei Rückschlägen den Truppen gesicherte Aufnahme gewähren. Allmählich wurde es immer mehr ausgebaut und somit der Eckpfeiler für die nach Westen ziehenden Stellungen. Jetzt hängt dieser linke Flügel des gewaltigen Fortsgürtels Belfort-Epinal-Toul-Verdun fast in der Luft.

Nachdem die Stadt im westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten war, nahm Vauban, der berühmte Baumeister, ihre Befestigung in Angriff. Vom

Digitized by Google

Anfang der siebziger Jahre ab wurde Verdun nach und nach zu einer großen Gürtelfestung ausgebaut und sie bildet heute den nördlichen Stützpunkt der Maaslinie. Die Befestigung von Verdun zählt 16 große und über 20 kleine Forts.

Nun sind schon vier Monate dahin gegangen, seit die deutsche Offensive nächst Verdun hier ihren mächtigen Einsatz nahm. Wir sahen das Schauspiel eines gewaltsamen Angriffs auf befestigte Feldstellungen, sowie auf permanente Werke, der die französische Front an ihrem wichtigsten Punkt gefaßt hat. Diesem furchtbaren Stoß widersetzen sich die Franzosen, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt haben, mit einer Zähigkeit, die man getrost bewundern darf. Sie verteidigen jeden Hügel, jedes Dorf und jedes Fort, erobern dieses oder jenes zurück, sind aber allmählich immer mehr zurück gedrängt worden. Dabei ist ihre Lage von Anfang an ungünstig, weil der vorspringende Winkel auf beiden Flanken angepackt werden konnte; der Angreifer ist hier nicht in ähnlicher Gefahr.

Bei den Kämpfen um Verdun ist der Feldkrieg als moderner Stellungskrieg mit dem Festungskrieg kombiniert; denn vor, inmitten und hinter dem Festungskomplex ziehen sich viele Feldstellungen. In ihnen besteht die Hauptkraft des Widerstandes, sie liegt nicht etwa in den Forts, die für die schwere Artillerie kein allzu bedeutendes Hindernis bilden.

Der moderne Stellungskrieg hat also inmitten des Festungsraumes ein Heim gefunden. Dies gibt für die Hartnäckigkeit der Kämpfe sowie für ihre Dauer die Erklärung. Füglich kann das Schicksal der Festungswerke und der Festung sich nicht so rasch vollziehen, wie dies anderwärts der Fall gewesen ist.

Der Durchmesser der Festung beträgt von West nach Ost ungefähr 15, jener von Südwest nach Nordost etwa 20 Kilometer. Die Kriegsbesatzung darf man auf 100000 Mann schätzen. Daß die Franzosen in der artilleristischen Ausrüstung der Festung nichts unterlassen haben, ist ohne weiteres anzunehmen. Verdun war für unsere Heeresbewegungen zwischen Aisne, Aire sowie im Argonner-Wald ein erhebliches Hindernis. Seine gegen Norden vorgeschobenen Werke, insonderheit das hochgelegene Fort Douaumont, das bekanntlich deutsche Tapferkeit mit stürmender Hand nahm, ermöglichten einerseits ein flankierendes Vorbrechen gegen jedwede Unternehmung an beiden Ufern der Maas, sie gestatteten zweitens einen vorzüglichen Ausblick durch die Woevre-Ebene. Verdun wird in Frankreich noch heute für den besten Schutz von Paris angesehen. Freilich jetzt wollen die Franzosen dies nicht wahr haben, da ihnen der Verlust der Festung in Aussicht steht. Doch wird kein kundiger Thebaner bestreiten wollen, daß mit dem Falle dieses Flügelstützpunktes die Verteidigungslinie der Maas Gefahr läuft, aufgerollt zu werden. Vom Schicksal der

Digitized by Google

Festung hängt mithin das Schicksal der Maasstellung ab. Daher kommt der Schlacht von Verdun, dieser größten Schlacht aller Zeiten und Völker, eine so außerordentliche Wichtigkeit zu; Freund und Feind werden die denkbar größten Anstrengungen machen, hier einen großen Sieg zu erringen.

Da die Ersteigung der steilen Abfälle der Cotes Lorraines an der Ostfront von der Woevre-Ebene aus im Feuer der Gürtelfestung mit zu großen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft gewesen wäre, die Nordfront indes zu wenig ausgedehnt erscheint, ward unter Festhaltung der Positionen rechts der Maas und in der Woevre-Ebene der Angriff von uns auf das linke Ufer der Maas verlegt. Mittlerweile wurden gewaltige Artilleriekämpfe eingeleitet. Es ist möglich, daß die permanenten Werke und Batterien des Gürtels bereits zerstört sind. Noch aber geht der Zweikampf zwischen Angriffs- und Verteidigungsartillerie weiter. Hierbei werden auch Stadt, Truppenlager und Kommunikationen innerhalb der Festung beschossen, sowie Oertlichkeiten außerhalb des Gürtels überfallen und gestürmt.

Es darf nach der Karte angenommen werden, daß bei der Verteidigung rechts der Maas etwa 500 schwere Geschütze zum Einsatz gelangen. Man wird wahrscheinlich zwei Linien hintereinander gebildet haben, wobei die Flachbahngeschütze vorn, Haubitzen und Mörser aber rückwärts aufgestellt wurden. Daß angesichts einer solchen Artilleriemasse gegenüber das Vorfeld zunächst nicht überschritten und die Gefechtsstellungen nicht näher gelegt zu werden vermögen, versteht sich von selbst.

Wie die Dinge an sich liegen, so wird der Angreifer der Artilleriemasse des Verteidigers eine überlegene Geschützzahl entgegengestellt haben.

Natürlicherweise sind von beiden Parteien zuvörderst Anstalten getroffen worden, um ihre Batteriestellungen dem Gegner zu verbergen; denn sonst könnte es gar leicht geschehen, daß man sich einer vorzeitigen Vernichtung aussetzt. Allein die Artillerie versteht sich heutzutage sogar gegen die Erkundung ihrer Stellung aus der Luft zu schützen. Obendrein stellt man zur Täuschung des Feindes Scheinbatterien auf, aus denen Patronen abgefeuert werden.

Es ging füglich der Kampf vorerst gegen Ziele, die noch unaufgeklärt waren. Erst nach und nach kann die wahrscheinliche Lage der feindlichen Geschütze festgestellt werden. Daher vermögen die Kämpfe selbst bei großer Ueberlegenheit lange zu dauern, bevor ein bedeutsamer Erfolg errungen ist. Der Munitionsverbrauch geht dabei ins Kolossale und so werden bei längerer Dauer des Kampfes die aufgestapelten Vorräte verhältnismäßig rasch verbraucht. Zeitweise Kampfpausen müssen eintreten.

Man darf zwei verschiedene Hälften der französischen Front unterscheiden: Die eine geht vom Kanal bis Verdun, sie ist ungefähr 350 Kilometer lang, besteht lediglich aus Feldstellungen, die andre reicht von Verdun bis zur

Digitized by Google

schweizerischen Grenze, sie besitzt eine Länge von etwa 300 Kilometern und bildet den permanenten Festungsgürtel mit seinen grandiosen Feldstellungen. Der Festungsgürtel Belfort-Verdun erscheint wie eine Schutzmauer, hinter der die Franzosen allerlei Umwandlungen vorzunehmen vermögen und er bietet zugleich eine Ausfallspforte von außerordentlicher Bedeutung.

Man soll sich hüten, Vergleiche im Hinblick auf die Bezwingung von Festungen in früheren Zeiten sowie im Weltkriege anzustellen: Straßburg fiel anno 1870 in etwa vier Wochen, vom Beginn des Bombardements an gerechnet; bei Warschau warf voriges Jahr die Armee des Prinzen Leopold von Bayern die Russen am 3. August aus ihrer „Blonie-Vorstellung" und war dann bereits zwei Tage nachher in Warschau eingerückt. Im Falle Straßburg sind die Verhältnisse vollkommen verschieden gelagert gewesen; es kämpfte dort eine kleine Besatzung ohne jede Aussicht auf Erfolg, während die russische Heeresleitung darauf bedacht sein mußte, Warschau so schnell wie möglich zu räumen, weil der deutsche Druck gegen die beiden russischen Flanken für die noch an der Weichsellinie stehenden Heeresteile überaus gefahrvoll geworden war. Allein bei Verdun liegen die Verhältnisse anders. Hier geht es auch nicht bloß um eine Festung. Deutsche Kraft kämpft gegen französische um Sein oder Nichtsein, und beide Nationen haben ihre höchste Probe abzulegen.

Die Bevölkerungsverhältnisse der Baltischen Provinzen

Von Valerian Tornius

Als Lübecker Kaufleute im dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts zum erstenmal an den Ufern der Düna landeten oder — wie man sich im baltischen Sprachgebrauch auszudrücken pflegt — Livland „aufsegelten", war die Bevölkerung der neu entdeckten Kolonie an der Ostsee genau so bunt, wie sie es noch heute nach mehr als siebenhundert Jahren ist. An der Küste und in den Flußtälern saßen die finnisch-ugrischen Völkerschaften, während das Landesinnere von den verschiedenen Stämmen der Letten bewohnt wurde. Die Deutschen, die als Eroberer und Kolonisatoren kamen, gewannen bald die Oberhand und blieben seitdem bis in unsere Tage das kulturell herrschende Element. Als in den ersten Jahrhunderten die Litauer im Süden und Südosten einen starken Druck auf den baltischen Ordensstaat ausübten, begann

Digitized by Google

von hier aus eine Einwanderung einzusetzen, die jedoch keine wesentliche Veränderung des ethnographischen Bildes bewirkte. Ebenso machte sich in der Zeit, da Livland polnische Provinz war und Kurland sein Dasein als polnisches Lehnsherzogtum führte, ein Zuzug aus Polen bemerkbar, wie anderseits die darauf folgende Schwedenzeit eine stattliche Anzahl Skandinavier Liv- und Estland zuführte, von denen geschlossene Gruppen nur noch gegenwärtig auf einzelnen Inseln des Baltikums anzutreffen sind. Zu den zuletzt Eingewanderten gehören die Russen, die jedoch, da sie sich meist aus Militärpersonen, Beamten, Lehrern und Juristen rekrutieren und infolgedessen stets mit einer Versetzung rechnen müssen, selten für die Dauer hier wohnen bleiben. Eine russische Bauernschaft war bisher nur in geringem Umfang vorhanden.

So haben sich die drei schon im Mittelalter an Zahl stärksten Völkerschaften bis jetzt die Majorität bewahrt. Sie bilden neun Zehntel der Gesamtbevölkerung der baltischen Provinzen. Von der finnisch-ugrischen Volksfamilie saßen hier ehemals drei Stämme: Kuren, Liven und Esten. Die Kuren sind längst ausgestorben, von den Liven hat sich nur ein kleines Häuflein an der Nordspitze Kurlands erhalten, und allein die Esten haben die Jahrhunderte überdauert und bewohnen heute Estland, das nördliche Livland und die an der Westküste Estlands vorgelagerten Inseln. Man schätzt ihre Zahl auf rund 900 000 Köpfe. Obwohl die Esten, wie oben erwähnt, als ein finnischer Stamm gelten, so findet man doch die Merkmale dieser Rasse nur noch an sehr wenigen ausgeprägt. Es überwiegt durchaus der germanische Typus, was darauf schließen läßt, daß schon sehr früh hier Mischungen mit Skandinaviern stattgefunden haben müssen. Wie die stammesverwandten Kuren und Liven waren auch die Esten einst ein sehr kriegerisches Volk, das zuerst den Dänen, dann dem Orden viel zu schaffen machte, wofür mehrere erbitterte Bauernaufstände Zeugnis ablegen. Aber vielleicht gerade deswegen, weil die Esten die Nutzlosigkeit ihrer aufrührerischen Unternehmungen schließlich erkannten und sich in die Rolle des Besiegten schickten, blieb ihnen die Vernichtung erspart und gewannen sie Boden für eine Entwicklung ohne Einbuße ihrer Nationalität. Fleiß, Mäßigkeit, Ausdauer und Genügsamkeit begünstigten diese Entwickelung, die in den letzten Jahrzehnten sogar eine eigene nicht unbedeutende Kultur hervorbrachte. Wie Wissenschaft und Kunst eifrige Förderung fanden, und auf diesen Gebieten eine Anzahl tüchtiger Kräfte herangebildet wurden, besonders Aerzte, Pastoren, Lehrer und Ingenieure, die hauptsächlich in Dorpat und Riga ihre Ausbildung empfingen, so ist auch in wirtschaftlicher Hinsicht manches geleistet worden, befindet sich doch ein Teil der Industrie Estlands in estnischen Händen. Ueberhaupt zeichnen sich die Esten durch einen starken Bildungsdrang und durch ein ernstes, auf positives Schaffen gerichtetes Streben aus. Ihre besonnene, nur mit Realitäten rechnende Denkweise verhinderte

Digitized by Google

die estnische Intelligenz, sich blind in die Arme der russischen Nationalisten zu werfen, wie dies die lettische tat. Ebenso hat der Gegensatz zwischen Deutschen und Esten nicht die Gestalt jener unüberbrückbaren Kluft angenommen, die zwischen einigen, von den Russen verhetzten Teilen des lettischen Volkes und dem baltischen Deutschtum besteht. Eher wurde diese Gegnerschaft, die nur im Revolutionsjahr 1905 einen ausgeprägt feindlichen Charakter trug, im Laufe der letzten Jahre gemildert, ja, durch den gegenwärtigen Krieg sogar fast ausgeglichen.

Die Stamm- und Sprachgrenze, die Esten und Letten von einander trennt, verläuft etwa in der Mitte Livlands vom Rigaer Meerbusen zum Peipus-See, wobei sie sich in ihrem östlichen Abschnitt stark nach Süden senkt. Die Letten, die also das südliche Livland und ganz Kurland bewohnen und ungefähr 1 100 000 Köpfe zählen, behaupten in numerischer Hinsicht unter den baltischen Völkerschaften den ersten Platz. Sie gehören der indogermanischen Völkergruppe an, stehen verwandtschaftlich den Litauern am nächsten und sind die Nachkommen der alten Lettgallen, Selen- und Sungallen, zum Teil aber auch ein Mischvolk, das sich aus Liven und den ebengenannten Stämmen gebildet hat. Zwischen den kriegerischen finnisch-ugrischen Stämmen und den friedlich gesinnten, Ackerbau treibenden Letten herrschte vor der Besitzergreifung des Baltikums durch die Deutschen ein ununterbrochener Fehdezustand, der stets eine Reihe blutiger, mit unerhörter Grausamkeit von beiden Seiten geführter Kämpfe zur Folge hatte. Diese Feindschaft ermöglichte es dem die Situation klug ausnutzenden Orden, in dem Lande verhältnismäßig leicht Fuß zu fassen. Er begünstigte mehr und mehr die Letten, die unter seinem Schutz und unbehelligt von den streitbaren Nachbaren sich nun immer weiter ausbreiteten und schließlich Kuren und Liven völlig verdrängten oder in sich aufsogen. Der einst zwischen den Letten und den finnisch-ugrischen Stämmen bestehende Gegensatz kommt auch heute noch in dem Verhältnis der ersteren zu den Esten zum Vorschein, nur mit dem Unterschied, daß dieses jetzt sich zum Nachteil der Letten wendet. Deutlich tritt die wirtschaftliche und kulturelle Ueberlegenheit der Esten zutage, die sich darin äußert, daß die Letten immer weiter nach Süden zurückgedrängt werden und daß sich bereits auf lettischem Gebiet estnische Sprachinseln gebildet haben. — Ihrer ganzen Charakteranlage nach stehen die Letten den Slaven näher als den Germanen. Sie besitzen darum viele von deren Tugenden und Untugenden. So sind sie gastfrei, liebenswürdig, fügsam und anpassungsfähig, aber auch unzuverlässig und leicht zugänglich fremden Einflüsterungen. Der nüchterne praktische Sinn ihrer Nachbaren, der Esten, fehlt ihnen; sie sind Augenblicksmenschen und handeln meist nach dem Vorteil, der sich ihnen gerade bietet. Darum erleben sie häufig Enttäuschungen, doch

Digitized by Google

ihr leichtblütiges Temperament hilft ihnen schnell wieder über ihre Lage hinweg. Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Hungersnot ausbrach, ließen sich viele Tausende armer Letten durch lockende Landversprechungen russischer Wanderprediger verführen, zur griechisch-katholischen Kirche überzutreten. Natürlich wurden die Versprechungen nicht eingehalten; der verhängnisvolle Schritt war jedoch nun einmal getan, und da der Rücktritt eine strenge Strafe nach sich zog, so fand man sich eben mit den neuen Verhältnissen so gut es ging ab. Aussicht auf Karriere machte in den letzten Jahren viele Letten zum willfährigen Werkzeug der antideutschen russischen Nationalisten und trieb dieselben Elemente dazu, während des gegenwärtigen Krieges lettische Freischaren zu bilden, obwohl die russische Regierung durch die Evakuierung Kurlands Tausende ihrer Volksgenossen dem Elend preisgab. Anderseits lehrt uns das Beispiel der Zurückgebliebenen wiederum, daß sie sich sehr gut den vorteilhaften neuen Zuständen anzupassen wissen, schicken doch viele Bauern in Kurland schon ihre Kinder in die deutschen Schulen. Der Gegensatz zwischen Lettentum und Deutschtum ist also durchaus nicht so unversöhnlicher Natur, wie man es so ziemlich allgemein in Deutschland annimmt. Eine ausgesprochen deutsch-feindliche Gesinnung findet man nur in bestimmten Schichten der lettischen Bevölkerung, einesteils unter jenen Leuten, die — wie bereits oben erwähnt — völlig dem rusischen Einfluß verfallen sind, und andernteils vielfach im Lager der Intellektuellen, die sich von nationalistischen Tendenzen leiten lassen und die ihrem Volkstum die Priorität auf allen Gebieten sichern wollen. Ihren Bestrebungen huldigt auch die Arbeiterschaft. Die große Masse der besitzenden Bauernschaft, die sich im Großen und Ganzen recht indifferent gegenüber den nationalistischen Idealen ihrer städtischen Volksgenossen verhält, nimmt dagegen eine gleichgültige Haltung ein, neigt jedoch eher zur deutsch-baltischen als zur russischen Seite hin. Die in Kurland Zurückgebliebenen gehören meistens dieser Gruppe an. Daß sie noch nicht offen ihre Gesinnung kundgeben, erklärt sich durch die Unentschlossenheit ihrer Meinung über den Ausgang des Krieges. Sie fürchten, daß die Russen im Falle des Abzugs der deutschen Truppen jede dem Feinde erwiesene Freundlichkeit furchtbar ahnden könnten. Nur dieser Umstand zwingt sie, ihre Gefühle vorläufig zu verbergen. Aber verschiedene Anzeichen lassen bereits deutlich erkennen, wohin diese Gefühle neigen. Die Segnungen, welche die deutsche Verwaltung ihnen brachte, nachdem die Russen ihr Hab und Gut zerstört und zwei Drittel der Bevölkerung in das Elend geschleppt hatten, sind nicht ohne Wirkung geblieben und haben ihnen die Augen geöffnet. Es wird einer liberalen und mit den Eigentümlichkeiten der Verhältnisse rechnenden Regierung nicht schwer fallen, die zurückgebliebenen Letten bald ganz für sich zu gewinnen. Auch die Letten haben in den letz-

Digitized by Google

ten Jahrzehnten einen geistigen Aufschwung genommen und eine eigene nationale Kultur hervorzubringen versucht. Obschon diese noch nicht, wie bei den benachbarten Esten, eine bewußte scharfe Prägung erhalten hat, sondern erst in den Ansätzen steckt, so sind in ihr immerhin fruchtbare Keime vorhanden, die bei der Strebsamkeit nnd Begabung der Letten eine Entwicklung versprechen. Die Intelligenz des Einzelnen ist im lettischen Volk zweifellos stärker als im estnischen ausgeprägt, aber als Masse versteht ersteres seine Intelligenz nicht aktiv zu verwerten. Ueberhaupt sind die Letten Individualisten. Das zeigt sich sowohl in ihrer politischen Gesinnung, welche die mannigfaltigsten Abstufungen einer vom strengen nationalen Konservativismus bis zum radikalen Sozialismus führenden Linie aufweist, wie auch in ihren Lebensformen, die deutlich eine Abneigung gegen das kommunistische Prinzip verraten, leben sie doch fast ausschließlich in Einzelhöfen, so daß Dörfer in Kurland zu großen Seltenheiten gehören. Der Einzelhof bleibt das eigentliche Element des Letten, einerlei ob er ihn als Besitzer bewirtschaftet oder als Pächter verwaltet. Nur, wenn er keines von diesen beiden Zielen erreichen kann, verläßt er das Land und zieht in die Stadt, um sich dort seinen Broterwerb zu suchen. So kommt es, daß nur ein Viertel der lettischen Bevölkerung landlos ist, während der übrige Teil entweder selbst Bauernhöfe besitzt oder fremde Anwesen in Pacht hat. Als Landwirt offenbart der Lette seine besten Fähigkeiten. Hier betätigt er eine Tüchtigkeit, die ihn hoch über den russischen Bauern stellt.

Was nun die Deutschen anbelangt, so muß von vornherein gesagt werden, daß sie, obwohl ihre Zahl kaum das zweite Hunderttausend füllt und sie also in numerischer Hinsicht erst an dritter Stelle stehen, trotzdem die eigentlichen Herren des Landes sind und als kulturelle Faktoren den ersten Platz behaupten. Diese Herrenstellung ergab sich für die als notwendige Folge der geschichtlichen Entwickelung der Provinzen. Sie kamen als Eroberer und mit der Absicht, das weite Gebiet zwischen Ostsee und Rußland wirtschaftlich zu erschließen. Die drei Stände, die schon damals in den Jugendjahren die führende Rolle spielten — Adel, Literaten, d. h. akademisch Gebildete und Kaufmannschaft — bilden noch heute den Grundstock der dortigen deutschen Bevölkerung. Durch Zuzug aus Deutschland erfuhren diese Stände im Laufe der Zeit stets neue Stärkung, während das bäuerliche Element, das eigentlich die festen Pfeiler eines Volksstammes bildet, ausblieb. Versuche, auch eine deutsche Bauernschaft in den Provinzen anzusiedeln, sind erst in letzter Zeit unternommen worden, und zwar, indem man 15000 deutsche Kolonisten aus Wolhynien nach Kurland überführte. Natürlich stellen sie im Verhältnis zur lettischen und estnischen Landbevölkerung nur einen geringen Prozentsatz dar und haben vorläufig wenig Einfluß auf die innere

Digitized by Google

Entwickelung des Landes. Dieser ruht, wie gesagt, in den Händen jener deutsch-baltischen Oberschicht, die nicht nur auf geistigem Gebiet, sondern ebenso in wirtschaftlicher Sphäre wie im Ressort der ländlichen und städtischen Verwaltung ihre besten Kräfte den Provinzen schenkt. Wenn auch das baltische Herrenbewußtsein seine Nachteile in sich birgt, die nur allzuhäufig übertrieben in Deutschland dargestellt werden, so darf man doch anderseits nicht die historische Grundlage außer acht lassen, auf der es sich ausgebildet hat. Die isolierte Lage, die ständigen Angriffe mächtiger expansionslüsterner Feinde, die Schwierigkeiten gegenüber einer fremdstämmigen Bevölkerung im eigenen Lande — alles dieses sind Momente, die bei der Beurteilung der Balten ins Gewicht fallen. Notwendigerweise mußte unter solchen Umständen ein starkes Selbstgefühl heranreifen, das insofern eine Berechtigung hat, als es den Balten in der Tat gelungen ist, im Laufe der Zeit, inmitten fremder Völkerschaften lebend und ihren Machtgelüsten preisgegeben, ihr Volkstum bis auf den heutigen Tag zu behaupten. Und dieses, die Erhaltung seines Deutschtums, hat der Balte von jeher als seine heiligste Pflicht empfunden. Sie war aber nur möglich durch einen gewissen Konservativismus, durch ein zähes Festhalten an bestimmten überkommenen Formen und durch eine, wenigstens die kulturelle Freiheit gewährleistende Loyalität gegenüber dem russischen Thron. Welchen Einfluß die wirtschaftliche, kulturelle und soziale Bedeutung des baltischen Deutschtums ausübt, geht schon daraus hervor, daß mancher Lette oder Este, ja sogar Russe um des persönlichen Vorteils sich germanisieren ließ. Darum begegnet man häufig dort Familien mit fremdländisch klingenden Namen, die durchaus als gute Deutsche gelten. Der praktische Nutzen, den die deutsche Sprache im geschäftlichen Verkehr bietet, zwingt ferner viele der Fremdstämmigen, sie zu erlernen, so daß immerhin eine halbe Million Menschen in den baltischen Provinzen vollkommen die deutsche Sprache beherrschen. Ist dies nicht das deutlichste Zeichen dafür, wie fest die deutsche Kultur noch immer, trotz aller russischer Bedrückung, im Baltenlande wurzelt? Vorläufig wird sie wohl nur von knapp 7% der Gesamtbevölkerung vertreten (in den großen Städten wie Riga, Libau, Mitau, Reval und Dorpat ist allerdings der Prozentsatz des Deutschtums bei weitem höher und schwankt hier zwischen 16—25%), aber große Teile auch der nichtdeutschen Bevölkerung der Provinzen sind von ihr durchdrungen, und es würde nicht schwer fallen, ihr eine noch größere Geltung zu verschaffen, zumal bei der geringen Besiedlung des Landes — es kommen im Durchschnitt etwa 28 Einwohner auf einen Quadratkilometer — und bei der verhältnismäßig guten Bodenbeschaffenheit noch bei ganz vorsichtiger Anrechnung Raum für etw 3 Millionen Ansiedler vorhanden ist. Von dem Ausgang dieses Krieges wird es abhängen, ob das Deutschtum in den baltischen Pro-

Digitized by Google

vinzen künftig nicht nur ideell, sondern auch ziffernmäßig herrschen soll, oder ob ihm, wenn jener zur Verfügung stehende Boden von russischen Bauern besiedelt würde, was die unausbleibliche Folge einer Aufgabe des deutschen Anspruchs auf das Baltikum wäre, der Untergang beschieden sei.

Nebel

Von Ret Marut

Zuweilen, wenn er an nichts dachte, erinnerte sich Unteroffizier Karl Veek eines Traumes, den er einmal irgendwann gehabt hatte. Es kostete ihn Mühe, sich die Einzelheiten des schönen Traumes zurückzurufen: Er sei Hochbau-Ingenieur, lebe in den glänzendsten Verhältnissen, wohne in einer eigenen, prachtvoll eingerichteten Villa, sei verheiratet mit einer ebenso hübschen wie eleganten Frau, habe ein reizendes Töchterchen und führe die Lebensweise eines tüchtigen, friedfertigen und überaus glücklichen Mannes.

Es war ein Traum. Darum vielleicht so schön, weil er so unerreichbar ferne lag. Denn in Wirklichkeit war Karl Veek, so lange er denken konnte, wenigstens seit seinem dritten Lebensjahre Soldat. Er konnte sich nicht darauf besinnen, je etwas anderes getan zu haben, als im Schützengraben mit dem Gewehr auf den Feind gewartet zu haben. Von Zeit zu Zeit auf Befehl, der keiner Kritik unterzogen wurde, gegen den Feind mit dem Bajonett gestürmt zu sein und das Hirn durch und durch angefüllt mit dem einen Gedanken: Jeder Mensch, der mir begegnet und einen andern Anzug trägt als ich, tötet mich nur dann nicht, wenn ich ihn zuerst töte und jedes Geräusch, das ich höre, es sei Donner, Knall, Sandknirschen, Blätterrascheln oder verhaltenes Atmen heißt mit der denkbar größten Wahrscheinlichkeit: Mein Tod!

Und das Gewehr vor sich auf der Brüstung, tastete er nach seiner Tasche. Er zog ein Bild heraus und einen Brief und dachte, wie merkwürdig es doch sei, daß dieses Bild eine ferne

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit jener Frau habe, von der er einmal geträumt habe, daß sie seine Frau sei. Und die scheinbar so unpersönlich hingeschriebenen Worte des Briefes, die an sich völlig leblos waren, weckten in seiner Seele einen Klang, der ihn an den roten Mund jener geträumten, schönen Frau erinnerte. Aber der Klang war so weit, als läuteten wundervolle Silberglocken leise tief unten in der Erde.

„Unteroffizier Veek!"

„Hier!"

Träume sind Schäume, dachte Veek, wie komme ich nur auf solchen Unsinn?

„Sofort zum Herrn Major, Unteroffizier Veek! Gefreiter Ehmig löst Sie ab!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Der Gefreite trat an seine Stelle, er hängte das Gewehr um, ging im Laufschritt zu den Unterständen und meldete sich beim Major.

„Unteroffizier Veek, ich habe da eine schwierige Aufgabe. Erfordert Intelligenz. Etwas viel Intelligenz. Ich weiß niemand sonst zu schicken. Offizier kann ich nicht entbehren. Sehen also, wie wichtig mir die Sache ist. Seit zwei Tagen fällt von drüben kein Schuß. Bewegung irgendwelcher Art ist nicht beobachtet worden. Drei Möglichkeiten kommen in Betracht, entweder ist die Stellung geräumt oder eine Falle oder es geht drüben was vor. Wir müssen rauskriegen, was los ist. Nehmen Sie zwei Mann zur Unterstützung. Ohne Gewehr, nur Messer und Revolver. Aber von drüben darf niemand das Geringste erfahren, daß wir Patrouille machen. Essen Sie etwas und dann schwenken Sie los. Mit Einbruch der Dunkelheit sind Sie zurück. Alles richtig begriffen?"

„Jawohl, Herr Major!"

Es war noch heller Nachmittag.

Als Veek aber zwei Stunden draußen war, schwelte langsam ein dicker, schwerer Nebel breit über das Gelände.

Digitized by Google

Dann war der Nebel dick wie eine geweißte Wand.

Veek konnte zwei Schritt vor sich schon nichts mehr erkennen. Er ließ die beiden Leute zurück und markierte den Verbindungsweg zu ihnen mit dem Stiefelabsatz.

Er richtete sich auf und ging nun mit kurzen, zögernden Schritten tastend durch die dicke weiße Wand, die sich einen Schritt vor ihm bereitwilligst öffnete, ihn hindurchließ und sich unmittelbar hinter ihm ebenso fest, wie sie vor ihm gemauert schien, schloß. Er nahm den Kompaß, um nicht zu fehlen, und verglich ihn mit der kleinen Kartenskizze.

Nun hob er wieder den Kopf und sah nicht zwei ganze Schritt vor sich einen französischen Offizier, der seinen Blick auffing und stehen blieb. Schreck kannten sie beide nicht und Schreck lag auch nicht in ihrem Blick, aber ein tiefes großes Staunen. Sie sahen sich beide an, als hätten sie bisher allein auf Erden gelebt und sähen nun plötzlich vor sich den ersten Menschen. Beide dachten gleichzeitig, als sie die Uniform des andern sahen, daß sie jetzt etwas ganz Bestimmtes, etwas ganz Gewohntes, etwas Alltägliches tun müßten, etwas das in ihnen wie ein Zwang herrschte, dem sie sich nicht entziehen konnten, nicht entziehen durften. Aber sie wußten beide nicht, was dies war, was dieser Zwang von ihnen beiden forderte. Es war ihnen, als schrie in ihnen eine Stimme: Handle, Du weißt doch! Aber so nahe und so ruhig, so unerwartet und so einsam auf menschenleerer Insel waren ja beide noch niemals seit Jahren einem Andersgekleideten begegnet.

Sie fühlten einer den Atem des Andern und jeder sah im Gesicht des andern auch die am feinsten gezeichnete Linie.

Und da verwunderten sie sich sehr und begriffen plötzlich nicht mehr die Geschehnisse der Welt.

Und beide hoben gleichzeitig langsam die Hände an die Mützen, sahen sich an und machten eine leise, aber bewußt deutliche Verbeugung zueinander.

Digitized by Google

Ihre Gesichter waren todernst. Aber in ihren Augen ruhte meilentief eine kurze Frage, die Menschen immer verstehen.

Langsam ließen sie die Hände wieder sinken.

Sie wollten gehen.

Da sprang von der Ewigkeit das winzigste Teilchen einer Sekunde hinzu, kleidete sie aus und gedankenlos streckten sie sich beide gleichzeitig, dem gleichen größeren Willen gehorchend, die Hände entgegen, drückten sie sich, wie Freunde es tun, die sich für ewig trennen müssen, lösten die Hände ebenso rasch wieder und dann gingen sie beide ihres Weges zurück.

Was hätte denn jeder von ihnen sonst tun sollen, nachdem er erkannt hatte, daß ein Mensch vor ihm stand?

Aber sie waren beide mit Blindheit geschlagen und sahen nicht den Feind.

Eine Volksausgabe von Ranke

Kann ein Geschichtsschreiber von der Art Rankes volkstümlich werden, das heißt gelesen und nicht nur ehrfurchtsvoll genannt sein? Der Versuch hatte bisher die Schwierigkeit, daß die großen Werke dem Liebhaber oder dem Gelehrten vorbehalten schienen; einem weiteren Kreis sperrten sie sich durch den recht erheblichen Preis. Hier ist jetzt durch den Entschluß des Verlages von Duncker & Humblot in München ein Hemmnis niedergelegt; die billige Ausgabe der Hauptwerke ist da und der Freund der Geschichte, der's „nicht dazu hatte", kann sich jetzt von Staatsbibliotheken befreien und sich an den eigenen Bücherschrank halten.

Ist es damit getan? Man wird sagen können, diejenigen Historiker werden populär, sofern es etwas derartiges gibt, die eine gewisse Jugendlichkeit besitzen und damit jenes Alter an sich ziehen, das noch nicht in der Berufsgesinnung und -arbeit versteinert ist und in der Geschichte sich umsehen möchte. Für die meisten muß ja das Bündelchen, das man ihnen zwangsweise in den Schulstunden aufgeladen hat, fürs ganze Leben ausreichen; manche von ihnen mögen die anschließenden Lehrjahre noch dazu nehmen, ihnen aber wird leicht Treitschke am nächsten kommen, da durch seine Geschichtsdarstellung ein sehr lebendiges publizistisches Temperament schreitet, da er vorzugsweise die „innere Geschichte" beschreibt, die ganz selbstverständlich durch den näheren Charakter aller Beziehungen stärkere Teilnahme an sich reißt.

Nichts davon bei Ranke, keine Publizistik, keine Jugendlichkeit — seine frühen Arbeiten zeigen eine solche kühle Weisheit, überlegene Reife, daß man fast betroffen ist und sich frägt, ob dieser je jung war. Und doch muß eine außerordentliche Leidenschaft in ihm gelebt haben, die sich nun nicht in Rhetorik verbrannte, sondern ganz auf die umfassende Sacherkenntnis

Digitized by Google

lenkte, in rastlosen Fleiß verwandelte und zu einer unvergleichlichen, gebändigten Kunst der klaren, durchsichtigen, zugleich vorsichtigen und doch kräftigen Darstellung sammelte. Wenn man, selber reifer geworden, in Ranke liest, so ist es nicht an dem, daß man halbvergessene Erinnerungen des braven Schulwissens auffrischt; das besorgt man ergebnisreicher bei einem beliebigen Leitfaden. Man steht in einer neuen geistigen Luft des reinen geschichtlichen Lebens und spürt die vielfältige Gewalt und Armut des Menschentums über Jahrhunderte hinweg in ihrer Notwendigkeit, in ihrer Zufälligkeit. Nicht das, was man „lernt", ist wichtig, sondern man fühlt sich in seiner Anschauung der Welt und des Geschehens reicher, ja freier. Ein alter Verehrer Rankes schrieb mir, da er nach Jahren das „Reformationszeitalter" wieder gelesen hatte, das schöne Wort: „Es war mir, als ob der liebe Gott mit mir redete." Die Bindungen des Zeitlichen sinken vor dem Bewußtsein.

Uns Laien ist dabei der Streit um das Theoretische der Geschichtsdarstellung, um die Methode, außerordentlich gleichgiltig. Solange wir ihn lesen, interessiert uns sein Verhältnis zur Romantik oder zu Hegel so wenig wie die Lehren von Marx, Taine, Lamprecht. Wir nehmen ihn einfach als den großen, unbeirrten Darsteller, der das genaue Quellenstudium in große Anschauung zu verwandeln wußte, der die menschlichen Seelen zu deuten verstand und ohne starke Unterstreichungen in der Auseinandersetzung des staatlichen Machtgedankens die bewegende Kraft des geschichtlichen Werdens aufzeigt, freilich, ohne daß ihm der neue, vom nationalen Bedürfnis sittlich gespeiste Staat zu einer dem inneren Volksleben entrückten formalen Konstruktion wird.

Es ist seine Sonderheit, daß er vor allem in den auswärtigen, in den internationalen Beziehungen der Staaten die Bedingungen ihrer Lebensformen und ihrer Entwicklungen sieht. Wenn man zu erkennen glaubt, daß der Krieg und der diplomatische Kampf um seine Entstehung, die breite Einsicht in die Gesandtschaftsberichte und Regierungsnoten heute einem größeren Kreis das Verständnis oder doch die Teilnahme für diese wichtige Seite des geschichtlichen Lebens aufgeschlossen hat, so darf man sagen, daß gerade jetzt für die nähere Beschäftigung mit Ranke die allgemeine Voraussetzung geschaffen ist. Wie meisterhaft sind etwa im „Wallenstein" oder im „Reformationszeitalter" die Zusammenhänge der deutschen Entscheidungen mit den französischen, spanischen, nordisch-polnischen, ungarisch-türkischen Fragen dargestellt; die banalen Formeln lösen sich auf in europäische Schicksalsdinge. Am trächtigsten mit solchen Perspektiven ist die knappe Skizze „Die großen Mächte", die wie ein genialer Abriß, wie ein intuitiv geschautes „Programm" der europäischen Geschichte heute, über 80 Jahren nach ihrer Niederschrift, unmittelbar auf uns wirken wie ein Stück bester „Kriegsliteratur".

Die neue Ausgabe in zehn schön gebundenen und gut gedruckten Bänden kostet 36 Mark; sie enthält die „Meisterwerke" (außer der Weltgeschichte): Päpste, Reformationszeitalter, Wallenstein, und im Schlußband einige der kleineren Schriften, darunter Savonarola, Don Carlos, Die großen Mächte.

Theodor Heuss

Kriegsliteratur in der Schweiz

Nicht alles ist erfreulich, was an deutscher Kriegsliteratur aus der

Digitized by Google

Schweiz kommt. Von dem, was aus der französischen Schweiz in dieser Beziehung kommt, soll lieber nicht gesprochen werden. Um so erfreulicher ist es, auf eine Sammlung hinweisen zu können, die unter dem Titel: „Stimmen im Sturm aus der deutschen Schweiz" in Zürich erscheint. Hier äußern sich deutsche Schweizer Bürger bei völliger Festhaltung an der staatlichen Neutralität. Sie bekennen sich frisch als Deutsche und machen aus ihrer Zuneigung zu Deutschland kein Hehl. Ein wahres Labsal gegenüber dem in gewissen deutschen Kreisen der Schweiz üblichen deutschen Volksverrat. Mir liegen sieben dieser „Stimmen" vor, die wohl verdienen würden, in Deutschland bekannt zu werden. Zwei davon behandeln die Frage der Neutralität: „Neutralität in Hemdsärmeln" von Fritz Fink und „Belgische und schweizerische Neutralität" von Eduard Blocher. Fink hat den Mut, seinen französischen Landsleuten einige saftige Wahrheiten zu sagen, und seine Stellungnahme hat, wie das Schlußkapitel der Schrift beweist, vielfache Zustimmung gefunden. Blochers Broschüre legt in geradezu klassischer Weise den Unterschied zwischen der belgischen und schweizerischen Neutralität dar. Nicht als ob er den Einmarsch des deutschen Heeres in Belgien billigen oder auch nur entschuldigen wollte. Man muß schon verstehen, daß ein deutscher Schweizer in diesem Punkte leicht verwundbar ist. Was er aber in unwiderleglicher Weise klar macht, das ist die Wesensverschiedenheit der belgischen und schweizerischen Neutralität. Aus dieser Wesensverschiedenheit zieht er zwingend den Schluß, daß eine Bedrohung der schweizerischen Neutralität durch Deutschland völlig ausgeschlossen war und ist. Ich kann nur den dringenden Wunsch aussprechen, daß diese Broschüre auch in Deutschland allgemein bekannt werde. In einer weiteren Schrift der Sammlung „Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland" zeigt E. Blocher die Wahrheit der Dinge auf: „Die französische Schweiz hat nicht auf Frankreich in friedlichem Sinne zu wirken vermocht, sondern ist von Frankreich her mit einem Deutschenhaß angesteckt worden, der mit schweizerischer Art nichts zu tun hat." Dazu kann man wohl bemerken, daß unter den Deutschschweizern auch nicht die Spur eines Franzosenhasses zu finden war und ist. Das Ergebnis der Untersuchung E. Blochers ist: „Die Schweiz hat bis jetzt als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland nichts geleistet. Die deutsche Schweiz hat es nicht vermocht, die französische nicht einmal gewollt." Und er hat den Mut, der Wahrheit gemäß zu sagen: „Soll es später noch möglich werden, daß die Schweiz die Versöhnerin und Vermittlerin wird, dann muß zuerst die öffentliche Meinung in der Schweiz vollständig umlernen, so vollständig, wie es von ihren gegenwärtigen Führern nicht mehr erwartet werden kann." H. Meier beschäftigt sich mit der „Deutschfeindlichen Bewegung in der französischen Schweiz". Er führt den Nachweis des französischen zügellosen Deutschenhasses in der Schweiz an der Hand gedruckter Belege. Es ist ein schreckliches Bild einer kaum vorstellbaren Roheit und Gemeinheit. Noch soll eine Schrift besonders hervorgehoben werden: „Ueber die angebliche Germanisierung der Schweiz" von August Schmid. Der Verfasser erhärtet durch positive Angaben die übrigens bekannte Tatsache, daß von einer Germanisierung in der Schweiz keine Rede sein kann. Eher vom Gegenteil.

Digitized by Google

Man muß den Männern, die sich in den „Stimmen im Sturm" zusammengetan haben, um den deutschen Namen und die deutsche Ehre in der Schweiz furchtlos zu vertreten, von Herzen dankbar sein. Sie haben damit auch das ihrige getan, um die Ehre ihres Landes zu vertreten, die von denen in der Schweiz am meisten besudelt wird, die als Deutsche alle deutsche Volkssolidarität verraten und die auch von den national gesinnten französischen Schweizern, wenn man sie auch öffentlich lobt, doch heimlich gebührendermaßen verachtet werden.

E. Pernerstorfer

Kleine Bücher

Dies ist ein Zeichen unserer Zeit: Wurst, Speck, Butter sind, wenn sie überhaupt feilgeboten werden, um Wucherprozente teurer geworden — so müssen denn andere Lebensmittel um so billiger gehandelt werden. Müssen. Denn wenn auch der Bauch jeden Preis zahlt, den Notwendigkeit oder Spekulation ihm abfordert — der Kopf wägt seine Groschen bedächtiger und ist bereitwilliger zur Karenz. Je größere Opfer die körperliche Nahrung erfordert, desto billiger muß die geistige sein. — Die Verleger bedachten dies und formten wohlfeile Bücher: Wärmten Altes, Lang-Bezahltes zu neuem Mahle auf und verkauften das Ehedem-Teure um Pfennige. Sie besannen sich auf Vergessenes, dessen Ausbeute kein Autorenhonorar erschwert. Und wenn sie Neues gaben, schufen sie zierliche Delikatessenplatten, um es anzurichten. Kleinigkeiten füllen zumeist die Markbücher und die Bändchen der (ernsthaften) Fünfzig-Pfennig-Serien.

Der Münchner Verlag Albert Langen hat seine Markserie fortgesetzt. Für eine Mark erhältst Du nun zierlich auf Kunstdruckpapier gedruckte Satiren und Humoresken Ludwig Thomas: „Das Aquarium". Zeitsatire (Anfang des 20. Jahrhunderts) von unwiderstehlicher Schärfe wird hier geboten, und ein Humor ist am Werke, der seine Spottziele unbarmherzig niederwirft. Ich beneide alle, die diese famosen Sächelchen noch nicht kennen. Ihnen steht ein großer Genuß bevor. — Literatur, ernste Literatur in strengem Sinne, sind die Novellen Bruno Franks: „Der Himmel der Enttäuschten". Romantische Erfindungen und klugexperimentelle Temperaments- und Seelen-Ausdeutungen werden von einem kultivierten Dialektiker in feiner sicherer Kunst vorgetragen. Frank gibt die meisten Stücke in der Erlebnis-Darstellung und nähert sich dadurch den alten romanischen Meistern, deren Novellen seit Jahrhunderten allen Literaturen Vorbild sind. In seinem besonderen Falle erreicht Frank, daß seiner beherrschten, distanzierten Sprache und seinen oft wohl bewußt gebildeten Formen von der Wärme des unmittelbaren Erlebnisses heißeres, lebendigeres Blut zuteil wird, so daß die ganze Erzählung freudigerer Puls bewegt. — Eine Serie „Die Feldbücher" von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9, druckt altbekannte Romane und Erzählungen in billiger Aufmachung. Es ist sonderlich angenehm und begrüßenswert, daß man Eifelnovellen Clara Viebigs für eine Mark erstehen und ins Feld senden kann. Novelletten Georg Hermanns bilden mit ihrem leichten, kultiviertfreundlichen Plauderton angenehme, wenn auch weniger gewichtige Kost. Romane von Helene v. Mühlau lesen sich, zum wenigsten, unterhaltsam.

Richard Riess (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Nach zwei Jahren

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Franzosen benötigten eine sechstägige, sage sechstägige Geheimsitzung, um sich gegenseitig den Kopf zu waschen. Das ist anticipierter Kriegskatzenjammer.

Die „Daily Mail" schreibt gegen Lansdowne: das ist kein Patriotismus, sondern elender Parteigeist, den England bis zum Ueberdruß satt hat.

Das sind Stichproben auf die Stimmung und auf die Zersetzung des öffentlichen Geistes, der zwei Jahre lang in die Fesseln des Krieges geschlagen ist. Der Zorn über die negativen Ergebnisse furchtbarer Opfer entlädt sich mit Vorliebe über Gegner und Widerstände im eigenen Land und mündet in die alten Parteigegensätze.

In Ostpreußen setzt ein beamteter Korpsstudent mit siebzig Semestern eine gedruckte Mitteilung in Umlauf, daß er den Reichskanzler wegen seiner Reichstagsrede zum Duell, — auszufechten nach Kriegs- oder Amtsschluß — durch einen Kartellträger gefordert habe und die Männer der konservativen Partei sekundieren ihm. — Das ist auch eine Stichprobe.

* * *

Die Offensive und Gegenoffensive brandet seit Monaten stärker als je. Die konzentrische Offensive der Entente hat die Mittelmächte gewappnet gefunden und bereit zum Gegenstoß. Die Technik tritt mit eiserner Stirne der Strategie entgegen und zerrt sie immer wieder aus dem „Bewegungskrieg" in die Gräben und in die Fesseln des „Stellungskriegs". Vor zwei Jahren haben nur wenige Europäer die Bedeutung dieser Worte und Formen

Digitized by Google

der Kriegsführung gekannt. Heute kennen hundert Millionen den Unterschied. Der Krieg ist „frontal", der Angreifer rennt die Stirne ein. Der Entente ist am 1. August 1916 eine welthistorische Erwägungspause eröffnet. Wird sie lernen?

* * *

Der Rechtsanwalt, Reichstagsabgeordnete und Armierungssoldat Liebknecht, der einen öffentlichen Straßenplatz aufgesucht hat, um dem Schutzmann: „Nieder mit der Regierung!" und andere Dinge in die Ohren zu schreien, ist zu dem „Minimum" der schweren Landesverratsstrafe in ihrer Anwendung auf Kriegssoldaten verurteilt worden. Wenn das Kriegsgericht, das jenes Treiben als „gemeinschädlich" erklärt hat, den exaltierten Liebling der Gegner Deutschlands bis zum Kriegsende „unschädlich" machen wollte, so würde der Krieg nach Ansicht des Kriegsgerichts bis längstens Sylvester 1918 dauern; denn an diesem Tag läuft die am 27. Juni 1916 erkannte Strafe von zwei Jahren sechs Monaten und drei Tagen ab.

* * *

Wird der Krieg bis zum Jahre 1918 dauern? Physisch unmöglich ist es — was die Widerstandskraft Deutschlands anlangt — nicht. Vielleicht kann auch England noch Jahr und Tag Hilfsmittel und Hilfsvölker mobilisieren. Die Vernunft aber hat aufgehört, ein Faktor der offiziellen europäischen Politik zu sein. Die Ententepolitik wird durch die Mächte der Leidenschaft und Rache noch immer beherrscht.

Wie aber steht es mit dem momentanen Geisteszustand Europas im dritten Kriegsjahr? Ist die sogenannte „Psyche", die „Mentalität", der „Geist" gleich konstant, ist die Kriegsbegeisterung so unerschöpflich wie die Anleihen und die anderen Hilfsquellen?

In keinem Land Europas. Der geistige Proviant und die seelische Munition hat trotz allem Haß der Franzosen, trotz allem Zorn der Engländer und trotz aller Begeisterung der Deutschen eine qualitative Veränderung erfahren. Wir sind sogar die ein-

Digitized by Google

zigen, welche die volle Freiheit der Beobachtung und Erwägung erlangt und erkämpft haben.

Die Gegner Deutschlands müssen simulieren und dissimulieren. Deutschland nicht. Denn Deutschland hat sich vor Jahresfrist zu Friedensverhandlungen amtlich bereit erklärt. Es wollte den Frieden und will den Krieg nur, weil die Feinde den Frieden nicht wollen. Dieser Eventualwille der Deutschen ist darum doch eben so stark, wie die Westfront von Verdun bis Ypern und die Ostfront von Hindenburg bis Linsingen und Bothmer.

Weil das die psychologische und historische Wahrheit ist, können wir Dinge frei, kraftvoll und gelassen besprechen, welche die Gegner der Wahrheit zuwider leugnen müssen! Der europäische Krieg hat sich in dem Geist der kämpfenden Nationen überlebt. Die äußere und die innere Spannung ist nicht mehr kongruent.

Das ist eine neue und vielleicht die höchste Tragik des Weltkriegs in seinem zweiten Teil. Die Gedanken sind schon über ihn hinaus, den Anmarschstraßen des Zukunftszustands zugewendet und sie müssen immer wieder erst mit einem schmerzlichen Ruck zurück in den Krieg, der seine blutigsten Formen angenommen hat, und mit allen, auch den rohesten Kampfmitteln aller Kriege der Weltgeschichte weiterwütet.

Dieses Unerhörte nimmt man hin als eine unentrinnbare Notwendigkeit, was es für uns, nicht aber die feindlichen Kriegsfortsetzer ist.

Ihr Kriegswille ist kein Muß, er ist teils Zwangsvorstellung und teils „Geilheit", um mit dem Strafgesetzbuch der Carolina zu reden. Wir Deutsche — es ist keine falsche Ruhmredigkeit, wie solche uns von ungeschickten Landsleuten vorgesetzt wird — haben inmitten einer Epoche der Schlachten und Opfer, Entbehrungen und Taten eine *Gelassenheit*, die weder Freund noch Feind in ihrem Charakter verkennen und absprechend beurteilen soll. Denn diese Gelassenheit ist die ungebrochene Willensfreiheit einer Nation, immer das als richtig er-

Digitized by Google

kannte zu tun und morgen die Lehren von gestern auszuführen, ist die Abwehr der rings rasenden Narrheit, ist der Entschluß, zum Aufbauen fähig zu bleiben trotz aller und wegen aller Verwüstung. Die Deutschen spüren zugleich die Zukunft und die Gegenwart und ahnen, was jene von dieser gebieterisch fordert, nicht bloß an Gewalt, sondern auch an Gehalt. Dieser Zustand wird den Krieg zu Ende führen und wird uns befähigen, auch bei den dereinstigen Friedensverhandlungen, die zum Teil Handelsvertragsverhandlungen sein müssen, einen prinzipalen und eventuellen Standpunkt mit aller Schärfe zu vertreten. Unsere Vernunft darf nie kleiner sein als die der Gegner und so groß, um auch der Unvernunft der Feinde die Stange zu halten. Die Entwicklung wird zeigen, daß Deutschland mit dieser intellektuellen Bereitschaft der Entente den Rang ablaufen kann, wenn es den Vorteil jener „inneren Linie", die man politische Vernunft nennt, klar und kraftvoll sich zu Nutzen macht. Das dritte Kriegsjahr wird dazu Gelegenheit geben.

Die Helden der Front teilen diese Auffassung und verlangen sie von der Heimat. Sie haben ein ernstes Recht mitzusprechen, sie, die gelernt haben, von den Männern der französischen Schützengräben mit der ruhigsten und ehrlichsten Hochachtung zu denken und sprechen.

Mit oder gegen Rußland?

Von W. Feldman

Wie viele Male sind schon die Polen im Laufe ihrer Geschichte vor diese Frage gestellt worden! Seit dem XVI. Jahrhundert — berechnete neulich ein polnischer Schriftsteller A. Cholo-niewski — führten die Polen nicht weniger als 16 Kriege mit Rußland; noch in mittelalterlichem Harnisch zog der Polenkönig Jan Olbracht gegen den Gossudar der Reußen, und im Jahre 1863 stand zweifelsohne die ganze polnische Nation hinter den „Rebellianten", die dem mächtigen Zarenreiche den Krieg erklärten. Und dennoch — tauchen von Zeit zu Zeit Ideologen auf, die von Ueberbrückung dieser polnisch-russischen

Digitized by Google

Gegensätze träumen. Durch die geographische Lage ist das Polenland gezwungen, Rußland gegenüber Hammer oder Amboß zu sein, und so ist es auch nur allzu begreiflich, daß sich zu verschiedenen Zeiten Experimentatoren finden, die einen Ausgleich zwischen den beiden Nationen herbeizuführen suchen. Mit einem jämmerlichen Bankerott haben bisher alle diesbezüglichen Versuche geendet; trotzdem haben gerade die letzten Geschehnisse wiederum Politiker gezeitigt, welche die so oft mißlungene Sysyphusarbeit abermals aufnehmen. Der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat sich als ein geschickter Diplomat erwiesen, als er beim Ausbruch des Krieges dem Polentum den Köder von der Vereinigung all der polnischen Länder zuwarf. Im polnischen Lager entstand darob ein Zwist; während die jüngere Generation sich um die gegen Rußland kämpfenden Legionen scharte, gab sich ein Teil der polnischen Gesellschaft, besonders in Warschau, endlosen Diskussionen über das Thema hin: „Mit Rußland oder gegen Rußland?"

Ein Bruchteil dieser Auseinandersetzungen ist Ende 1915 in Warschau in Buchform erschienen. („Z Rosya czy przeciw Rosyi. Napisali Michal Lempicki, Tytus Filipowicz, Henryk Tennenbaum, Tadeusz Gruzewski, Medard Downarowicz. Opatrzyl wstepem St. Thugutt.") Von den fünf Verfassern behandelt jeder ein besonderes Thema, mit den vitalsten Interessen des nationalen Lebens verknüpft; das ganze gibt nun vom rein polnischen Standpunkte eine Antwort auf die seit Jahrhunderten wiederkehrende schicksalsschwere Frage . . . .

Als erster ergreift das Wort Herr M. Lempicki. Der Name dieses Duma-Abgeordneten, der zugleich russischer Staatsrat (auf Grund seiner technischen, nicht politischen Leistungen) ist, dürfte den deutschen Politikern nicht mehr fremd sein. Zur Erklärung der ausgesprochenen Russophobie dieses ungewöhnlichen Mannes diene eine autobiographische Notiz (S. 15). In dem bekannten deutschen Werke von Knortz: „Die polnischen Aufstände seit 1830" befinden sich zwei Denkschriften vom Jahre 1858 und 1860, welche die Aufmerksamkeit Alexanders II. auf die Tragweite des damals aufgetauchten Nationalitätsprinzips lenken und den Zaren beschwören, im Namen dieses Prinzips und der slavischen Idee, Polen in ewiger Union mit Rußland zu restituieren. Verfasser dieser Denkschriften war nicht Marquis Wielopolski, wie Knortz irrtümlich mitteilt, sondern der Vater des Herrn Lempicki. Diesen Schritt — obwohl er in der damaligen russischen Politik begründet zu sein schien — hatte er schwer zu büßen: auf allerhöchsten Befehl wurde er im Jahre 1861 auf ein Jahr nach Samara verschickt — und dieses Jahr währte bis . . . 1886.

Sein Sohn, der in der Duma und im Petersburger Polenklub immer der Opposition angehörte, erörtert nun „Die polnischen Enttäuschungen inbezug auf Rußland." Es werden die seit den Teilungen Polens stattgefundenen

Digitized by Google

Versuche eines polnisch-russischen Ausgleiches besprochen (Fürst Adam Czartoryski-Alexander I., Wielopolski-Alexander II., die aristokratische Versöhnungspartei-Nikolaus II. 1897), die insgesamt scheiterten und scheitern mußten: ist doch Nationalismus und Imperialismus der Haupttrieb der russischen Seele. Aus eigener Erfahrung bespricht der Verfasser die sich aus diesen Elementen in den letzten Jahren ergebenden Folgen, besonders im Regierungssystem des ermordeten Ministerpräsidenten Stolypin . . .

„Die Träume und die Wirklichkeit" in den Jahren 1904—14 analisiert H. Titus Filipowicz. Der Verfasser hegte seinerzeit Vertrauen zwar nicht zum russischen Staat, jedoch zu den radikalen Vertretern des russischen Volkes: war er doch in den Revolutionsjahren 1905—6 einer der Führer der damaligen polnischen Arbeiterbewegung (P. P. S.), die von der Wucht der russischen Zerstörungswut hingerissen, sich der Täuschung hingab, als ob über den Trümmern des alten Rußlands ein Morgenrot aufgehen sollte. Nach den Niederlagen in der Mandschurei begann sich auch wirklich das alte System zu lockern; es erfolgte eine Reihe von wichtigen Zugeständnissen; in der freieren Atmosphäre atmete die polnische Gesellschaft auf, organisierte eine große Zahl kultureller und wirtschaftlicher Vereine (der Turnverein zählte nach einigen Monaten seines Bestehens 16 000, der Schulverein gegen 100 000 Mitglieder). Nach einigen Jahren ist nicht eine einzige von all den Organisationen geblieben, sämtliche Zugeständnisse und politische Reformen, ja, selbst die ideellen Forderungen der Kadetten inbezug auf Polen, erwiesen sich als Utopien . . .

Das wirtschaftliche Problem der Bedeutung der russischen Absatzgebiete für Polen behandelt H. Henryk Tennenbaum. Es ist einer der schlimmsten Mißbräuche der bewußten oder unbewußten russischen Agitatoren, daß sie die polnische Industrie als auf Rußland angewiesen bezeichnen, und daraus die verkehrtesten Schlußfolgerungen ziehen. Dem ist nicht so. Der Verfasser untersucht zuvörderst die psychologischen Grundlagen des modernen Industrietypus: Unter der russischen Regierung in Polen strebte die Staatsgewalt, von der russischen Schule unterstützt, die Gesellschaft zu atomisieren, jede freie Initiative zu dämpfen, die sozialen Bindfäden zu lockern. Was es im polnischen Leben gesundes gibt — hat sich eben *trotz* der Staatsintervention zu erhalten und zu entwickeln vermocht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß über der wirtschaftlichen Lage eines Landes in erster Reihe die Arbeit der Bevölkerung entscheidet. Die Arbeit im russischen Anteil war planlos, chaotisch, oberflächlich. Erst nach dem Jahre 1905 begann sich diese Arbeit an einen gewissen Plan zu halten. Die Folge der ungeregelten Zustände war diese, daß sich das polnische Wirtschaftsleben der Möglichkeit des Absatzes auf den östlichen Märkten anpassen *mußte*, während andere Entwicklungsmöglichkeiten vernachlässigt wurden.

Digitized by Google

Bei den in polnischer Industrie obwaltenden Verhältnissen, aus Mangel an einer planmäßigen Aktion und infolge des niederen Standes der fachmännischen Schulen, trat die Tendenz einer technischen Hebung der Produktion nur im geringen Maße zutage. Andererseits hat die große Nachfrage auf dem wenig kulturellen russischen Absatzgebiet die Entstehung einer minderwertigen Produktion gezeitigt. Die russische Zollpolitik, der es lediglich an einer Massenproduktion gelegen war, schuf im Interesse Rußlands den für das Königreich sehr nachteiligen Zolltarif für Rohmaterialien und Halbprodukte, wodurch die Produktionskosten technisch besserer Erzeugnisse erhöht wurden.

Manche Produktionsgebiete verkümmerten im Königreich Polen, da ihnen keinerlei Unterstützung seitens des Staates zuteil wurde. Lokomotiven, Personenwagen, Eisenbahnschienen, elektrische Maschinen wurden überhaupt nicht hergestellt, da man bei Staatsbestellungen das Königreich meistens außer acht zu lassen pflegte. Ueberall sorgt ja der Staat, daß Hauptinstallationen, wie Eisenbahnen, städtische Einrichtungen, mit einheimischen Kräften bewerkstelligt werden. Die russische Regierung betraute mit diesen Arbeiten russische Fabriken.

Die Benachteiligung des Königreichs hinsichtlich der Verkehrsmittel (die Eisenbahnlinien im Königreich betragen auf 10000 Einwohner 2,27 Werften, im europäischen Rußland 3,83) und der technischen städtischen Installationen — infolge der fehlenden Selbstverwaltung, beschränkten den Inlandsabsatz. Die meisten polnischen Städte fristen denn auch ein gar kümmerliches Dasein. Die Zoll- und Eisenbahngesetzgebung betreffs der Ackerbauproduktion führte eine Ueberschwemmung des Königreiches mit russischem und ausländischem Mehl herbei, verminderte die Ausgiebigkeit des polnischen Ackerbaues und beschränkte das Absatzgebiet der industriellen Produktion.

All diese Behauptungen werden von Herrn Tennenbaum durch fachmännische Berechnungen und Beweise unterstützt, aus denen hervorgeht, daß nur die Textilindustrie einigermaßen auf Rußland angewiesen war, und auch diese könnte die Hälfte ihrer Produktion auf dem Inlandsmarkt absetzen. Nur ein entsprechender Handelsvertrag, keineswegs aber Handelsgemeinschaft mit Rußland, wäre für die polnischen Interessen erwünscht — schließt der Verfasser.

Einer der verdienstvollsten Vorkämpfer der polnischen Sache H. Tadeusz Gruzewski erörtert die tiefsten, psychologischen Gegensätze der polnischen und russischen Nationalindividualität. Die polnische, auf Grund einer anderen Religion, einer anderen Kultur und Ueberlieferung basierend, ist den Russen ein Greuel; die ganze slavophile Ideologie, der angebliche russische Demokratismus atmet wilden Haß gegen den „Polonismus". Die russischen Annäherungsversuche zu Zeiten Alexander II. und Wielopolski's waren unaufrichtig, dem russischen Volkswesen zuwider. „Das prinzipielle Kennzeichen

Digitized by Google

der polnischen Frage ist ihr Antirussizismus" — folgert in der letzten Abhandlung auf Grund einer staatsrechtlichen Untersuchung H. Medard Downarowicz.

Das Buch der genannten fünf Verfasser wurde noch während der Russenherrschaft in Warschau geschrieben. Veröffentlicht anfangs 1916, wurde es binnen einiger Wochen vergriffen; eine neue Auflage ist bereits erschienen. Es bildet daher in jeder Hinsicht ein interessantes Dokument zur polnischen Zeitgeschichte.

Das Genie ohne Arme

Von Max Hochdorf, z. Z. Zürich

Der armlose Geigenspieler, Maler, Schönschreiber und Humorist Speltini trat hier in der Stadt auf. Ich ging natürlich auch hin, wie viele, die heut gern sehen möchten, wie der Mensch sich gegen allerlei Verkrüpplung wehren kann. Rings um mich saßen lauter junge Leute, die ihre Augen weit aufrissen, als Speltini, seine Füße vollständig wie die Arme gebrauchte. Er nahm die Zeitung fest, er blätterte sie auf und um, er schrieb, er entkorkte eine Flasche, er schüttete den Wein ins Glas, er führte ihn zum Mund, er rieb sich den Leib. „Ach, das ist fein," sagte er erquickt. Er hatte alle Bewegungen und Griffe mit den Füßen ausgeführt. Dann spielte er das Xylophon, und er geigte sogar, und darum nannte ihn im Saal auch niemand einen armen Hund, sondern alle riefen nur Bravo. Ein junges Mädchen sprach zu ihrem Nachbarn: „Er ist ja gar nicht unappetitlich." Der junge Mann fuhr auf: „Was ist er nicht?" Dann brach er plötzlich ab und errötete tief. Währenddessen war Speltini schon zum drittenmal am Vorhang erschienen. Er verbeugte sich, er zog die rechte Schulter in die Höhe. Sein Rockärmel kam etwas ins Schlenkern. Man konnte sich denken: Wenn der jetzt Arme hätte, so würde er den rechten aufgehoben und die Hand aufs Herz gedrückt haben, denn er lächelte sehr glücklich und dankbar für die

Digitized by Google

Freundschaft, die man ihm zuklatschte. Nach ihm tanzte der Stern von Sevilla mit Castagnetten und klingenden Schellentroddeln an den gelben Lederschuhen. Der geniale Papagei Cicero, der eine gelbe Brust und emailfarbene, rostbraun eingerahmte Flügel hatte, schlug auf einen gläsernen Tisch und nach rückwärts Purzelbäume. Fred und Kukulo, die weltberühmten Clowns, zogen sich an ihren eigenen Schöpfen in die Luft, sie verschluckten lebendige, aus Mohrrüben geschnittene Goldfische, sie schlugen sich mit Krockethämmern auf den Kopf, und statt der Gehirnmasse kam aus ihren Schädeln die alte Melodie:

Lott ist tot,
Lott ist tot,
Jule liegt im Sterben.

Dann war Pause, und Speltini ging im Vorsaal spazieren, um für mancherlei Aufmerksamkeit zu nicken, die ihm von Damen und Herren entgegengebracht wurde. Also überwand auch ich meine angeborene Schüchternheit vor bedeutenden Menschen; ich faßte mir ein Herz, trat auf Speltini zu und sagte: „Na, Herr Speltini, haben Sie Ihre Kunst auch schon den Soldaten beigebracht, denen ein Geschoß die Arme weggerissen hat?" Da lachte er auf: „Glauben Sie denn, daß sich so etwas, wie ich es kann, überhaupt beibringen läßt? Mit solchem Talent muß man auf die Welt gekommen sein. Das ist wie bei Hindenburg, das läßt sich nicht erlernen, das muß man vom lieben Gott mitbringen."

„Sie sind also sehr mit sich zufrieden?" fragte ich.

„Warum soll ich nicht zufrieden sein?" fragte er mir entgegen.

„Bin ich vielleicht nicht ein angesehener Mann? Habe ichs vielleicht nicht weit genug gebracht, ich, ein Mann ohne Arme? Sehen Sie, als ich auf die Welt gekommen bin, da haben sie über mich zu Hause geweint, aber jetzt lache ich mich oft halbtot, daß die Leute sich oft so närrisch um mich haben."

Und wirklich, es drehte sich vieles hier im Vorsaal, um Herrn Speltini, der in seinem eleganten Rock ein riesiges Nelkenbukett

Digitized by Google

trug. Ihm saß der Kopf zwar ein tüchtiges Stück zwischen den Schultern hineingepfropft, doch er hatte eine eigentümlich energische Manier, sich fix im Kreise herumzuwirbeln. Und da er es doch ohne die Gleichgewichtsstangen der Arme tun mußte, flößte seine Geschicklichkeit Achtung ein. Die Damen ließen sogar davon ab, sich vor den zahlreichen Pfeilerspiegeln um ihre Haare, Wangen und Blusenbänder zu bekümmern. Sie hatten nur Augen für Speltini, sodaß keine Möglichkeit war, ungestört mit ihm zu sprechen. Darum fragte ich bescheiden: „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee morgen nachmittag zu mir einladen?" „Wenns noch einen ordentlichen Tabak dazu gibt," meinte er mit der Leichtigkeit, an die die Männer von seiner Bedeutung gewohnt sind.

Am nächsten Tag um dreieinviertel Uhr telephonierte mir der Kutscher, der Herrn Speltini von seinem Hotel zu mir fahren sollte: „Sie sagen im Terminus, daß sie keinen Mann ohne Beine haben, daß bei ihnen nur einer ohne Arme wohnt." „Zum Donnerwetter, d e n sollen Sie ja auch bringen!" „Ja, dann, —"

Er trat zehn Minuten später bei mir ein, und Auguste, die ihm aus dem Mantel half, konnte noch am Abend keinen Bissen hinunterkriegen, was aber ein grundloses Vorurteil war. Denn er ließ sich sehr schwungvoll in einen Ledersessel fallen und tat, was ein anderer Besuch auch getan hätte. Er zog die Handschuhe aus, nur waren es die Fuß-Schuhe, die er spielend abstreifte. Dann entblößte er mit einem unerklärlich schnellen Fußgriff die Zehen und kugelte sich in einer Türkenstellung zusammen. Er nahm höchst eigenfüßig die Zigarette, steckte sie ebenso in den Mund, schmauchte einige Züge und sagte: „Das haben Sie wohl nicht gedacht, daß ein Mensch wie ich auch intelligent sein kann? Ich habe es Ihnen gestern abend angesehen, was Sie sich gedacht haben. Ein Mensch ohne Arme muß auch ohne Kopf auf die Welt gekommen sein. Haben Sie das nun gedacht oder nicht? Sind denn aber die Arme das

Digitized by Google

Entscheidende im Leben? Nein, der Kopf ist die Hauptsache, Grips, Grips, mein Verehrtester und Grütze!" Und er hob wieder mit jener fabelhaften, gar nicht erklärbaren Geschicklichkeit den Fußballen an die Stirn und beklopfte die Stirn, wie man ein Stück kostbaren Gesteines beklopft. Dann fuhr er fort: Wissen Sie, wenn ich selbst ohne Beine geboren worden wäre, ja selbst ohne Leib, ich hätte nur mit meinem Kopf ebensoviel erreicht, wie ein normaler Mensch mit all seinen Gliedmaßen! Sie glauben das nicht?"

„Im Gegenteil! Ich freue mich außerordentlich, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie haben mir, wenn ich es so ausdrücken darf, wieder ein Stück von meinem moralischen Mut zurückgegeben. Denn ich kann oft nicht schlafen, wenn ich mir im stillen Kämmerlein und von der allgemeinen Zeitnervosität unterstützt, all die Krüppel vorstelle, die jetzt ohne Arm und Beine ihre Tage werden hinfristen müssen."

Er unterbrach mich, indem er mich anstieß und sogar auf die Schulter klopfte; es war nicht anders, als wenn ein normaler Mensch es freundlich mit der Handfläche täte. So sagte er: „Wenn ich all denen ein Beispiel sein könnte, die heute ein Krüppel sind, dann würde es keine Unzufriedenen und Unglücklichen mehr geben."

„Glauben Sie das absolut, Herr Speltini," wandte ich ein. „Bedenken Sie doch, Sie haben sich zu solcher Seelenheiterkeit doch erst allmählich und von frühester Jugend auf durchringen müssen. Das ist doch etwas anderes, als wenn einem frischen, riesenstarken Menschen, einem Athleten, einem Vorturner, einem Meisterruderer, ein Teil von seinen besten Gliedern fortgerissen wird."

Hierauf wußte Speltini keine Antwort mehr und schwieg. Ich benutzte aber die Zeit, um ihm einige Kuchenstücke auf spitzer Gabel zuzuschieben. Die Kaffeetasse saugte er mit den Lippen selber zu sich heran und schlürfte ihren Inhalt auf, ohne einen Tropfen zu verschütten. Der Anblick war nicht sehr

Digitized by Google

schön, aber alles geschah sehr praktisch. Er bewies durch die Tat, daß geschickte Lippen im Notfall auch die Hände ersetzen können. Die Zähne Speltinis ersetzten sogar einen Stiefelzieher; denn er konnte den Hinterfuß seinem Munde soweit nähern, daß er die Zugschleife vollkommen erschnappte und den Schuh festhielt. Die Zigarette, die ich hierauf anbot, schmeckte ihm nicht. Er bat sich seine eigene anzünden zu dürfen. „Ich rauche nämlich nur sehr stark," erklärte er und legte die Sohle aufs Herz und rief: „Ja, bin ich denn nicht auch stark? Mich kann so leicht nichts umschmeißen!"

„Und so", lenkte ich mein Verhör wieder sanft und neugierig ein, „sind Sie niemals unglücklich gewesen? Auch in Ihrer Jugend nicht, wenn Ihre Mitschüler Sie gehänselt und gequält haben?"

„Was haben meine Mitschüler. Im Gegenteil, die sind ja fuchsneidisch auf mich gewesen, daß ich so ohne Arme herumlaufen konnte!"

„Ach nein?"

„Ja, Männeken!"

Wahr und wahrhaftig, ich beteure, daß Herr Speltini Männeken zu mir gesagt hat, so mit einem bedauernden Ton, wie einer, der sehr überlegen zu einem etwas schwächlichen und verkehrt denkenden Manne reden darf.

„Beneidet haben meine Mitschüler mich. Denn wie wir Latein gehabt haben — Horaz — wissen Sie — Maecenas atavis — Sie sind doch auch ein gebildeter Mensch, Sie haben doch hoffentlich auch ein bißchen Latein gelernt — da hat man nämlich für sein ganzes Leben etwas davon —"

„Na, und warum haben Ihre Mitschüler Sie nun beneidet?"

„Ach so, ja, da habe ich doch die Klatsche mit dem Fuß unterm Tisch halten und die ganze Uebersetzung ablesen können, ohne daß der Pauker was davon gemerkt hat. Da hätten sie mal sehen sollen, da hätten die Kommilitonen alle wer weiß

Digitized by Google

was drum gegeben, wenn sie die Klatsche so frei und praktisch hätten halten können!"

„Bei uns nennt man solche Uebersetzung einen Schmoll."

„Sie sind Schweizer?"

„Nein, ich bin nur Pommer."

„Ganz schönes Land, aber ein bißchen reaktionär."

„Sie sind für Freiheit, Herr Speltini."

„Ich? Ich bin für Neutralität, weil ich ein Künstler bin. Alle Künstler sollten für Neutralität sein."

„Da sind Sie also froh, daß sie nicht in den Krieg müssen?"

„Wenn das Vaterland mich braucht, dann werde ich mich meiner Pflicht nicht entziehen. Und wenn sie mich nicht bei den Handgranaten brauchen können, dann werde ich eben bei der Fußartillerie eintreten."

* * *

Zwischen Himmel und Erde geschehen ohne Zweifel Dinge, bei deren Erwägung selbst dem hartnäckigsten Vernünftler der Verstand ein Weilchen stille steht. So wurde gerade in den Tagen, da Speltini hier in der Stadt wohnte, wieder ein Kindlein ohne Arme geboren. Es war ärmlicher Leute Kind, und Vater und Mutter blickten sich trauervoll an, wenn das kleine, schadhafte Wesen bloß und mager vor ihnen lag und wimmerte, weil es fror. Vater und Mutter fühlten sich gesund, und keiner Schuld waren sie sich bewußt, die dem Schicksal das Recht gewährt hätte, ihrem Mägdlein so schweres Unrecht zuzufügen. Die Gedanken der Eltern waren stets dicht am Erdboden geblieben und die beiden klagten nun wehmütig: „Wie wird unsere Elsi einmal ehrlich mit ihren Händen ihr Brot verdienen können, da sie doch gar keine Hände hat, nicht einmal die nötigsten Waffen zum Daseinskampfe." Bei diesem verzehrenden Wort hörten die Gedanken der Eltern schon auf. Sie sahen kein Licht mehr, sondern nur noch eine schwarze Zukunft. Da erfuhren sie plötzlich von der Anwesenheit des genialen Speltini und gingen zaghaft zu ihm und holten ihn bittend ins Haus.

Digitized by Google

Er kam und redete mit den Eltern eindringlich und ernst. Er bewies durch sein Leben, daß der Mensch wohl stärker sein kann als das Schicksal. Er zeigte alle Künste, die er seinem Körper abgetrotzt hatte. Geschöpfe, wie er und Elsi können wachsen und hoffen, sie brauchen nicht dem allgemeinen Mitleid zu verfallen, das war sein Trost. Seine Hilfe versprach er, damit Elsi erzogen werde gleich ihm. Die Eltern merkten jetzt, wie vor ihren Augen viele Schleier zerteilt wurden. Ihre Gedanken wanderten ungeheuer weit, hatte Speltini doch gesagt: „Mir gehört die ganze Welt, sie wird auch Elsi nicht verschlossen sein." Er bat, daß der Säugling aus den Kissen genommen werde. Dann hielt er das leichte Bündelchen des Lebens mit seinen Füßen und es entglitt ihm nicht. Speltini wiegte das Kind. Er sang ihm auch ein Lied. Es war das gleiche Lied, das ihm einstmals Vater und Mutter zugesungen hatten. Elsis Eltern horchten und schauten ihm zu. Die Sorgen der Eltern wurden eingeschläfert. Doch es schien, als wenn Elsi zum erstenmale vollständig erwache. Denn das Kind glättete die Stirn, die mit ihren Runzeln und Falten bisher einer Greisenstirn geähnelt hatte. Es schug unter den schweren, noch geröteten Augenlidern zwei schöne, blaue Augen auf, und, Wunder auf Wunder, Elsi lächelte zum erstenmal in ihrem Leben.

Der Jahrestag

Von Otokar Brézina

Vertrauter Pfad, den ich betrat, ward anders meinen Blicken.
Erloschnem Schnee vor mir entwuchsen Bäume
anders als sonst. In grünem Lichtschein glomm der Westen,
erloschne Grenze toten Tages, seltsam traurig.

Der Horizont ward eng, stählerner Bogen. Dunkel reifte.
Ich sah der Wälder schwarze Brüderschaft sich niederknieen,
als wie zum letzten Chorgesang für Tote. Die Himmelsdecke san
ob meinem Haupt, von Dämmerung beschwert und eingewölbt.

Digitized by Google

Und Stille kam fernher wie Rauch, sank nieder, dämpfte die festlich
gespenstigen Schritte. Ehrfürchtig bebte der Ton meiner Seele.
(War in der Luft etwas Mattes, als tränk' ihre frische
der glühende Durst aufflammender Lichtmeß.)

Dies ist die Zeit, da sonst ich bang lustvoll
einsog das lange Sterben der Farben und Lichter und lauschte
nahender Schatten Musik. Geheimer Sinn ward lebendig,
sprach aus der Näh' dieser Nacht, Odem von ewigen Träumen.

Heut streifte Angst meine Wangen. Und längst versunkene Jahre
erstanden in meiner Seele. Fremd schien mir der Hauch meines Munds,
als wäre mir unsichtbar jemand Begleiter
und schlöß' mir die liebende Hand mit einem Druck voll Vertrautheit.

Oh Heilige, ja! Dein Fest heut in den ewigen Gärten!
Die Seelenmesse singen im brausenden Chor meine Gedanken
ins warme Tränen der Kerzen, wo Blut rot entströmet dem Kelch
des Ewigen Lichts auf deinem dunkel verhüllten Altar.

Des Todes kühler Hauch hat einen Schattenvorhang in meiner Seele
Fenster geweht,
das Gebet sinnender Einsamkeit preßt' mir die Hand voll Erbarmen:
denn meiner Erinnerungen schwarze und faltige Schleier
sind weich ein Bett, darin sich auf ewig die Form deines toten Körpers geprägt.

(Nachdichtung von Otto Pick)

Friedensrüstung

Von neuem liegen Nachrichten aus Paris vor, darunter auch die Beschlüsse der zweiten Pariser Wirtschaftskonferenz. Auch diese zeitigte außer abermals unmöglichen, problematischen handelspolitischen Ueberschriften nur wenige feste Beschlüsse. Das Thema Handelskrieg wurde diesmal behandelt nach 3 zeitlichen Phasen:

1. Verstärkung der wirtschaftlichen Feindseligkeiten noch während des Krieges mit den Waffen.

2. Der Wirtschaftskrieg und die Gefahren für die Entente vom Waffenstillstand bis zum Friedensschluß.

3. Der Wirtschaftskrieg im Frieden direkt durch Handelsverbot oder indirekt durch dreifach gestaffelten Zolltarif in Freundschaftstarif, Begünstigungstarif und Abwehrtarif. Ferner durch Ausfuhrzölle für Rohstoffe.

Die einfachste Maßregel zum ersten Punkte ist ein verschärfter Angriff auf das Privateigentum der Mittelmächte in den eigenen Ländern. Daher wurde beschlossen: Sämtliche von Angehöri-

Digitized by Google

gen der Vierverbandsmächte mit solchen der Mittelmächte abgeschlossenen Verträge einheitlich als aufgehoben zu erklären, sowie bisher noch selbstständig verwaltete Handelsunternehmungen feindlicher Staatsangehöriger zu sequestrieren oder auch völlig aufzulösen und die Vorräte zu verkaufen. Nach dieser gerade nicht heroischen Tat gegen wehrlose Sachen wuchs der Versammlung erst der Mut und nun ging es gegen die fast ebenfalls wehrlosen Neutralen. In Paris und London weiß man, daß die verantwortlichen Staatsmänner dieser Kleinstaaten — soweit sie nicht bestochen, was leider oder Gott sei Dank nur bei wenigen gelang — lieber alles erdulden, als daß sie gegen die eine oder andere Seite das Volk zum Kampf riefen. Angesichts der Tatsache, daß kein Staat bis heute einen wirklichen Gewinn für den Frieden, sondern nur ein Minus buchen kann, das teils so groß ist, daß man das Schlimmste fürchtet, so man dem Volke ungehinderten Einblick in das Schuldbuch geben würde, halten jene selbst mit Füßen getretene Neutralität für besser als den Krieg. Wer kann's ihnen verargen bei ihren Finanzen, bei ihrer wirtschaftlichen Lage, bei dem Mangel an Kriegsmaterial? So drückt die Schweiz von einer Seite der S. S. S. Trust und vor einigen Tagen drückten wir mit einer befristeten Note dagegen. Dazu vermochte man zu melden, daß der Grenzschutz 375 Millionen und die gesamten Aufwendungen bereits eine Milliarde erreichen.

Vom Waffenstillstand bis zum Friedensschluß. Die Anzeichen für den Vorfrieden mehren sich auch und besonders in Paris. Die Hochkonjunktur in Heeresaufträgen ist in Paris vorbei, besonders für jene Aufträge, um die sich auch Bardamen, Maitressen von Abgeordneten, Besitzerinnen eines Temple of Beauty und selbst Großfürstinnen bewarben, nämlich die auf Unterwäsche und Bekleidungsgegenstände. Man bestürmt in den Salons die Wissenden, die kleinen und doch großen Intendanturmenschen, wie vielleicht anderwärts die der Z. E. G., mit Fragen. Wann? Warum noch nicht? Warum nicht und ob überhaupt nicht? — man Winterausrüstung für die Armee bestelle. Die Herren von den Beschaffungsstellen bedauern dies selbst aus manchen Gründen; es ist eben kein Befehl dazu da. Dieses „Nichtbestellen" und dieses „Intensive Befassen" mit dem Vorfrieden auf der Konferenz ist auch ein Beweis, daß auch die Entente wie Noah aus dem Kasten will. Es wird auch immer schwüler drinnen. Milliarden Schulden häufen sich zu Milliarden Papier der Notenpresse. Caillaux soll zu einem Freunde gesagt haben: Die Zeit, wo jedes Volk sagen wird „Non possumus", ist nicht mehr zu fern. Dann müssen die Regierungen vor das Volk hintreten mit einem Rechenschaftsberichte, auf welchem geschrieben steht: 100 Milliarden Francs, Rubel, Schilling oder Mark und Kronen schuldet ihr. Und das Volk wird fragen: Wem? Dann: Was habt ihr mit dem Gelde gemacht und was mit ihm und unserem Blute erreicht? Dies sind die Gefahren. Zwischen dem Waffenstillstande und dem Friedensschluß fürchte ich nicht, wie gestern auf der Konferenz gesagt wurde, das sofortige Wiedereinsetzen der deutschen Konkurrenz. Die ganze Konferenz ist nichts anderes als das Eingeständnis der Schwäche unserer Produktions-Wirtschaft. Man ruft nur nach Zollschranken und finanzieller Unterstützung von seiten des Staates, direkt durch Subvention, indirekt durch Steuernachlässe wie steuerfreien Alkohol 2c.

Digitized by Google

Von dieser kraftlosen, ja sich selbst verheerenden Wirtschaftspolitik ist der dritte Konferenzpunkt diktiert, der sich auf das Friedensverhältnis bezieht. Da will man Listen ausarbeiten über die Fabrikate, welche die Alliierten in den letzten 6 Friedensjahren von den Zentralmächten bezogen haben, und diese Listen sollen untereinander ausgetauscht werden, um die Industrie anzuweisen, den Bedarf im Ring selbst zu decken. Auch für die Rohprodukte sollen Produktionslisten für Heimatland und Kolonien aufgestellt werden, um so auch dem Rohstoffbedarf unter sich zu genügen. Den Gesandtschaften soll eine Abteilung für wirtschaftlichen Verkehr angegliedert werden, in der für jede Industrie ein technischer Rat zu ernennen ist. Dieser hat die Aufgabe, über die Produkte seines Landes den Anderen jeden Aufschluß zu geben und Anfragen an die richtige Stelle zu leiten, also, kurz gesagt, Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Auch die Regelung des Patentwesens soll diesen Abteilungen anvertraut werden. Dazu liegen Vorschläge auf der Konferenz auf, welche für alle Alliierten ein gleichlautendes Patentgesetz fordern, Zentralauslagestellen für alle Patente dieser Länder, ferner solche für verkäufliche Patente oder für Licenzen. Eingehender wurde auch behandelt die ganz kurzsichtige Idee der Ausnahmebestimmungen für den Schiffsverkehr der Mittelmächte.

Zu all dem, was nur Spuren von all dem, was auf positive Arbeit und Produktivität schließen läßt, enthält, hat die Presse allerwärts schon geantwortet. In Frankreich ist man entzückt — der Vater findet immer sein Kind am schönsten —, in England müssen die um die Schutzzöllner, welche auch zugleich die Pariser Mitarbeiter sind, doch etwas erfreut tun, während die Freihändler, sowohl aus Prinzip als auch aus Ueberzeugung, sehr trocken bleiben. Die Neutralen denken mit Schaudern, daß dieser drangsalierende Zustand in Permanenz erklärt werden soll, und nennen das Ganze eine wirtschaftliche Wahnsinnstat, die einem Selbstmord der hysterisch gewordenen alten Mama Europa gleichkomme. Das Papier der Zentralmächte wird nach dem „Eclair" mit möglichst vielem „Unsinn, Wahnsinn, Unmöglich" bedruckt und dabei auf der gleichen Seite für ähnlichen Unsinn ꝛc. — lies oben — zwischen den Zentralmächten selbst eine lebhafte Propaganda entfaltet. Unter der amerikanischen Presse findet sich eine Stimme, welche man als die der Vernunft ansprechen möchte, welche sagt, nur der Friede kann ausführbare feste Ziele bringen; wer aber bringt den Frieden, die Waffen, die Diplomaten oder das Volk? Militär und Regierung haben Verdun unter sich bereits auf die Verlustliste gesetzt, doch soll das, wie sie behaupten, ihren bisherigen Standpunkt nicht ändern — wenn Feind und Volk damit einverstanden sind.

Dr. Löffl

Die italienische Frage

Bei Jos. C. Huber (München) hat J. P. Buß soeben eine Broschüre herausgegeben, deren etwas langatmiger Titel lautet: „Die italienische Frage und die Zentralmächte im letzten Jahrhundert bis zur Gegenwart". Diese Schrift erscheint mir als das beste, was über die italienische Frage geschrieben wurde, weil sie die einzige ist, die den Anschluß Italiens an die Entente nur als das Endergebnis einer traditionellen historischen Tendenz betrachtet und nicht als den Weg der Befriedigung der Ambitionen einiger Wirrköpfe an führender Stelle. —

Digitized by Google

Die „Einheit Italiens" war der Köder, der seine phantastische Wirkung alle Zeit auf die Gemüter des italienischen Volkes ausübte. So schon vor einem Jahrhundert, vor den Tagen des Wiener Kongresses der Mächte, so auch weiterhin im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, das den Italienern den Nationalstaat gebracht hat. Das Programm der großen italienischen Nationalisten war das l'Italia farà da sè, das sich aber im Verlaufe der Einheits-Bestrebungen als utopistisch erwies. „Die gewiß keinen zentralistischen Gesamtstaat bildenden Stämme Oesterreichs waren der Wehrkraft Italiens voll und ganz gewachsen". Der Vorkämpfer der italienischen Einheit ist das diplomatische Genie Cavour. „Sein großes Ziel war es, durch glänzende diplomatische Schachzüge Oesterreich vor den anderen Großmächten in das Unrecht zu setzen". Die Einheit Italiens ward erlangt durch Napoleons Waffenhilfe und durch Preußens Neutralität; Cavour aber benutzte die Hilfe Frankreichs nur mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Schon Treitschke urteilt: „Cavour regierte; die ihm folgten, dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ." Und in der Tat: unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit Frankreich als ein Glaubenssatz, der so stark wurzelte, daß die italienische Politik nach Crispi auch die weltpolitische Bedeutsamkeit des Dreibundes für Italien nie erkennen konnte. Die „Extratouren" des italienischen Bundesgenossen sind drum nichts anderes als notwendige Teil-Ergebnisse jener pervertierten Tendenz italienischer Politik. Sie hat den klar vorgezeichneten Weg niemals zu beschreiten versucht, auch nicht durch den Beitritt zum Dreibund, den nur größte äußere Not zu Stand brachte, den Weg, den Treitschke wies: „Durch uralte Schicksalsgemeinschaft mit uns Deutschen, durch die Bande des Blutes mit den Franzosen verbunden, sind die Italiener wie keine andere Nation befähigt, eine Macht der Versöhnung zu bilden zwischen den beiden verfeindeten Nachbarvölkern. Das ist die Staatskunst, die dem Volke Cavours geziemt."

Dies sind die Grundgedanken des Buß'schen Buches. Es gibt mehr, als sein Titel verspricht („bis zur Gegenwart"): es zeigt künftige Wege. So bildet es einen ernsthaften Beitrag für eine Lösung des italienischen Problems. Hier sind Ideen, die von Unwichtigkeit nur für den theoretischen Politiker der Bierbank sein können, nicht aber für den praktischen Politiker und Diplomaten. Paul Nicolaus

Rohrbachs „Weltpolitisches Wanderbuch".*)

In den Kapiteln dieses (übrigens zum größten Teil vor dem Krieg entstandenen) Tagebuches ist immer wieder der gleiche Vorgang zu beobachten: ein Anheben mit der geographisch-wirtschaftlichen Schilderung einer durchwanderten Landschaft, eine rasche Entwickelung zur Aufrollung ihrer historischen Schicksalsfrage, die allmähliche Wandlung dieses chronisch-historischen zum akut-politischen Problem, endlich das Hervorlösen einer, wenn auch nur angedeuteten, Nutzanwendung oder — sofern man vor dem üblen Klang des Wortes nicht zurückscheut — einer Tendenz.

So wird beispielsweise aus der Wanderung längs des römischen Limes der

*) Erschienen 1916 bei Karl Robert Langewiesche, Leipzig-Königstein.

Digitized by Google

Versuch einer Analyse der ganzen germanisch-romanischen Kulturverschmelzung, aus dieser wiederum das innerdeutsche Zentralproblem: die Neugestaltung der Erziehung, um endlich als Lösung, als Lehr- und Erziehungsziel harmonischeren Einklang zwischen deutscher Gegenwart und deutscher Schule zu fordern.

So wird aus der Reise durch Mesopotamien nicht nur die Frage, ob eine wirtschaftliche Zurückgewinnung dieser vertrocknenden, einst so volkreichen Ebenen möglich sein wird. Vielmehr ergeben sich (im Zusammenhang mit vorhergehenden und folgenden Kapiteln) zwei große Fragen-Komplexe: einmal, ob es gelingen kann, der mörderischen mechanischen Wucht des nach den Meerengen drängenden russischen Kolosses zu begegnen, indem man ihn bis zur Unschädlichkeit auseinanderbricht, wonach sich weiterhin das Schicksal der Polen und Balten, der Schweden und Ukrainer gestalten wird; zweitens: ob Englands Lebensader am Suezkanal gefaßt werden kann, womit zugleich sich in sonderbarer und doch strenger Verknüpfung die Frage nach Belgiens Zukunft entscheidet.

Ein wenig lockerer wird die Fragestellung erst, wenn von dem äußeren Ring der entfernteren, für Deutschland nicht unmittelbar lebenswichtigen Ländern und Kontinenten die Rede ist, von China, Afrika, Amerika. Sie gehören (nach Rohrbach) darum auch weniger im machtpolitischen, als in einer Art nationalmoralischen Sinne, in dem des Technikers, des Hanseaten, des Arztes, des Forschers der deutschen Zukunft an.

Alle letzte Entscheidung überhaupt — und das ist so tief sympathisch und wohl auch deutsch in diesem Buche — wird geistigem Geschehen, ethischen Entschlüssen zumeist, überlassen.

Niemand weiß ja, wie bald die Stunde da sein kann, in der es für Deutschland gilt, die ausgleichende Synthese zu finden aus nie zu befriedigendem Besitz- und Sicherungstrieb und vertrauensselig weltbürgerlichem Entgegenkommen. Eine solche Synthese — denn es wird sehr wahrscheinlich mehr als nur eine geben können — stellt dies Buch mit der Sicherheit reichen Wissens, vor allem aber mit nicht zu beirrender ethischer Klarheit auf; und wie namenlos schwer gerade sie in diesen von vielstimmigen trüben Gebelfer wirren Zeiten festzuhalten und wie kostbar sie darum ist, wer hätte das heute noch nicht empfunden? Darum dürfte uns oder wenigstens allen denen, deren Hirn über das tägliche Brot der Depeschen-Agenturen hinauszugrübeln pflegt, Rohrbachs Wanderbuch sehr wertvoll werden. Und einer oder der andere unter uns wird sicherlich einst seiner dankbar gedenken müssen, als — um einen seiner eigenen Ausdrücke zu gebrauchen — „stärksten Rüstzeugs für den, der danach ringt, wie er seinem Volke diene".

Dr. Weer

„Zeitbücher"

Die hübsche Fünfzig Pfennig-Serie des Konstanzer Verlages Reuß & Itta scheint sich langsam durchzusetzen, denn in den letzten Monaten sind wieder eine große Anzahl neuer Bändchen erschienen. Diese zeichnen sich von den früheren vor allem durch die individuelle Behandlung des Titelumschlages aus. Ein Büchlein füllte Kurt Münzer mit Kindergeschichten. Auch diese Erzählungen seines „Seelchen" betonen wieder mit besonderer Vorliebe die grausigen Möglichkeiten der menschlichen Psyche. Diese tragischen Konflikte und Katastrophen ergeben sich bei Münzers Kindergeschich-

Digitized by Google

ten vor allem aus der Zeit des Entwicklungszwiespaltes, in der werdendes Menschentum (Leidenschaft) in die naive Welt kindlicher Anschauung bricht und Unheil stiftet. Mögen diese Tragödien im einzelnen vielfach lebensmöglich sein — in der Gesamtheit ihrer zum Buche geformten Bündelung erscheinen sie gekünstelt und unwahrscheinlich. Denn was krankhafte Ausnahme ist, wirkt hier als Symptom. Und — unsere Kinder sind zum Glücke gesund genug, um die Seelenkrisen ihrer März-Gefühle auf natürliche Art zu lösen und niederzuzwingen. Ueber diesen Einwand hinaus ist den Skizzen viel nachzurühmen: Sie sind glänzend dargestellt und zeugen von großer dichterischer Kraft und Kunst. — Freundliche Schwabenkunst gibt Wilhelm Schussens Bändchen „Der geadelte Steinschleifer". Beschauliche Naturbetrachtung von seltsamer, eigenbrödlerhafter Art und ein feiner sicherer Humor, der nur aus Menschenfreundschaft spottet, geben hier Reize von heimatlich-warmer Trautheit. Eine Kunst, die der Romantik innig verwandt ist, wirkt bei Schussen, wie in den Büchern anderer Schwaben (eines Ludwig Finkh mit ihrer an Eichendorff froh-wehmütig gemahnenden Lyrik, eines Hermann Hesse, eines Ehrler ...), zur Freude stillerer Menschen. — In die Märchenlande der Romantik selbst führen die beiden Bändchen der Zeitbücher, in denen der feinspürende Walther Jerven das unbekannte Märchen „Fanferlieschen, Schönefüßchen", süße, tiefrührende Musik Clemens Brentano'scher Prosa, zum Neudruck brachte. Dieses Märchen ist, wie die anderen unvergänglichen Märchendichtungen dieses feinen Romantikers, eine Mischung sentimental-lyrischer, wunderlicher, humoristischer und satirischer Motive. Die Ausgabe Jervens gibt das Werk ungekürzt, und all die vielen Zeitanspielungen, die nicht jedem Leser deutlich werden dürften, blieben zur Freude des Literaturkenners bewahrt. Das Märchen ist in technischer Beziehung noch nicht von der Handlungsklarheit, wie sie die linienscher geschriebene Erzählung von „Hinkel, Gockel und Gackeleia" besitzt. Die ersten Kapitel zumal sind mit ihren Einschiebseln und ihrer Freude, den Fluß der Handlung durch Episoden zu kurzem Wege in fremde Bahnen zu lenken, ein Stil, der vielfach an Jean Pauls Darstellungsart erinnert. Das Märchen, das eine feine genußreiche Lektüre bietet, ist von Kasia v. Szadurska äußerst reizvoll illustriert worden.

Dem modernen Humor sind einige andere Bändchen der „Zeitbücher" gewidmet. Der Simplicissimus-Mitarbeiter Peter Scher veröffentlichte in seinem „Friedenssanatorium" einige seiner grotesk-burlesken Humoresken und gut pointierten Satiren. Scharfer Spott geißelt hier Zeit- und Kriegserscheinungen. Daneben stehen frisch gesehene und mit gutem Geschick in Strichtechnik gezeichnete Bildchen und Situationchen. Das Büchlein gibt gute geistreiche Unterhaltung. — Daß andere Leute dies auch von dem Bändchen „Der trockne Fisch" von Richard Rieß feststellen, hofft der Verfasser dieser Zeilen. Er sammelte in diesem Buche einige seiner in Zeitschriften erschienenen Grotesken und Humoresken.

Richard Riess (München)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

„Barbar"

Von Berthold Haendcke

Semper aliquid haeret.

Man gefällt sich bei uns in einer von einem gewissen grimmigen Humor eingegebenen Zitierung der uns von unsern Feinden zugeworfenen Beschimpfung: Barbar. Man gebraucht diesen Ausdruck im Bewußtsein der Torheit, Deutsche derartig zu schelten, und in dem wohlberechtigten Stolze, unsern Gegnern oftmals beweisen zu können, daß, wenn sie uns den Namen eines Barbaren geben, sie sich selbst die Taten vorbehalten haben. Man sollte aber trotzdem dies beleidigende Scheltwort nicht aufnehmen, nicht vergessen, daß von unsern Feinden und von den „neutralen", goldfrohen Nordamerikanern ständig wiederholt wird: sie seien uns gegenüber die Hüter der Menschlichkeit. Es bleibt immer etwas von den Anwürfen eines Gegners haften, sobald auch nur ein äußerlich gelungener Indizienbeweis geboten werden kann, wenn gegebenen Falles aus einzelnen Gewalttaten, die bei 8—10 Millionen Menschen in schrecklichsten, nervenzerstörenden Lebenslagen fast selbstverständlich sind, allgemeine Schlüsse mit „blendender Wahrheitskraft" gezogen werden können. Dabei fällt stark ins Gewicht, daß die gesamte mit dem gedruckten oder geschriebenen Wort erreichbare Menschheit in den Bannkreis der Lügen unserer Verleumder in aller Ruhe gelockt werden konnte, ohne daß uns die Möglichkeit einer Gegenwirkung geboten war, oder wenn, derartig spät, daß das „principiis obsta" nicht mehr durchführbar war. Wenn wir aber selbst das Wort Barbar auch noch widerhallen lassen, so wird es schließlich von jedermann in Verbindung mit deutsch automatisch nachgesprochen, und bleibt letzthin an uns haften, wie etwa bis vor dem Kriege „russischer Barbar" oder „deutscher Michel", der auch lange tot

Digitized by Google

ist, wie er seiner Zeit, ca. 1830, gedacht wurde. Ueberdies ist bei alledem sehr zu beachten, daß bei der Bewertung der Deutschen als Barbaren die andern Völker für in uns recht unangenehmer Weise nur eine alte liebe Gewohnheit wieder aufnehmen. Bekanntlich ist der Ausdruck Barbar zuletzt von den Römern gebraucht, und mit Recht, an den germanischen Stämmen seit ihren Einfällen in Italien und in die Balkanländer hängen geblieben. Die Italiener des Mittelalters wandten ihn gerne auch auf die deutschen Ritter an, die ja nicht immer gerade „sehr gebildet" in ihren Landen auftraten, und noch in der Renaissance wurde die gotische Baukunst „barbarisch" gescholten, aber nicht im Hinblick auf die Franzosen, sondern auf die Deutschen! Die Franzosen schauten ihrerseits, berechtigterweise, von ihrer schon frühe hochstehenden Kultur auf unsere Vorfahren herab, die bei allgemeinen kulturellen Aufgaben und Fragen fast ständig mehr oder weniger die französischen Lösungen übernahmen und nach Bedarf abwandelten. Ohne die Selbständigkeit der Entwicklung in Deutschland irgendwie beanstanden zu wollen, müssen wir doch durch fast alle Jahrhunderte eine Anlehnung oder sehr enge Berührung mit Frankreich feststellen. Es ist natürlich, daß der Anreger und Geber sich für den bedeutenderen hält. Diese Suggestion ist eine so starke, daß sogar heute der Franzose trotz seines Hanges zu körperlicher Unsauberkeit und seines Mangels an Bequemlichkeiten im alltäglichen Leben sogar in derartigen Dingen den ihm weit überlegenen Deutschen noch immer als den minderwertigen betrachtet, weil er ihm in der Hochgotik oder in der Rokokozeit im Zuschnitt des Lebens als Vorbild gedient hatte. Ja, diese Einbildung herrscht so maßgebend, daß alle Welt von der französischen Eleganz und Feinheit überzeugt ist, weil die Franzosen es behaupten. Andererseits wird glaubwürdig berichtet, daß Paris, von den Fremden entblößt, heute den Eindruck einer „echt französischen Stadt" mache, d. h. langweilig, unsauber und „schlecht gekleidet" aussehe, und man sich frage, ob nicht gerade die Internationalität den Eindruck der höchsten

Digitized by Google

weltmännischen Eleganz hervorgerufen habe! Trotzdem wird auch zukünftig jeder sich vor der „französischen Grazie", wie vor der „französischen Höflichkeit und Ritterlichkeit" beugen, selbst wenn sie niemand zu beweisen imstande ist; denn „semper aliquid haeret." — Bekanntlich kann jemand auf eine gute Leistung mehr als eine schlechte riskieren, so stark strahlt die Suggestion aus. Und eine derartige Leistung haben in der Tat die Franzosen, Italiener und Engländer bereits der Welt geboten. Die ersteren, wenn nicht anders, so im Mittelalter, die Italiener in der Renaissance und die Engländer durch ihre jahrhundertalte Welthandelsmacht. Und niemand hat die Größe dieser Kulturergebnisse rückhaltloser durch Annahme und Nachfolge bewiesen, als gerade wir Deutsche! Eine derartige die Welt dauernd bezwingende „Leistung" haben wir noch nicht aufzuweisen, denn selbst die Reformation hat sogar nur einen Teil der eigenen Landsleute erobern können, geschweige denn die Welt. Und unsere geistigen Gaben sind schließlich doch den anderen Völkern in Austausch gegeben. Bis 1914 waren wir im wesentlichen für die „dort draußen" der gutmütige, etwas leichtgläubige dumme deutsche Michel geblieben. Die gewaltigen wirtschaftlichen Erfolge erfüllen zwar die Völker mit einer gewissen neidvollen Achtung, aber deshalb schaute man Michel doch über die Achsel an. Wir waren eben nirgendwo wirklich durchgedrungen. Unsere äußere wie innere Geschichte hatte uns gar zu oft auf halbem Wege zum Erfolge wieder an den Anfang zurückgeworfen. Außerdem ermangelten und ermangeln wir eines wichtigen Mittels um „Herren" zu werden, der äußeren Form. Damit schieden bezw. scheiden wir aus dem Kreise der alten formgewandten Völker wie der Franzosen, der Italiener und der Engländer. Sie haben „Alltagskultur". Der Deutsche ist der ehrliche, derbe „Bauer". Und wenn man viel im Auslande gereist ist, so kann man es diesen formsicheren Völkern nicht übel nehmen, wenn sie vor den Deutschen, den die Masse jener eben nur als „Fremde" kennen lernt, keinen so hohen Respekt haben. Sein bestes Gut, seine

Digitized by Google

Sprache gibt der Deutsche ohne Wimperzucken preis. Es ist doch nicht zu selten, daß ein Deutscher, der auch nur ein halbes Jahr etwa in England gewesen ist, affektiert englisch-deutsch spricht. Ueberall bemüht sich der Deutsche so gut wie stets den fremden Reisenden in dessen Muttersprache zu begrüßen, und verlangt nur selten im fremden Lande Respekt vor seiner Sprache. Wer sich aber zu grün macht, den fressen die Ziegen. Und der „Lodendeutsche" hat einen verhängnisvoll verbreiteten Ruf sich erworben! Wer kann dergestalt verlangen, von der „Welt" als „Herr" betrachtet zu werden? Kann man sich wundern, daß es nirgendwo ein Volk gibt, das von unserer Alltagskultur in ähnlicher Weise abhängig wäre, wie wir von den Engländern, oder etwa die Brasilianer oder die Türken von den Franzosen? — Nicht einmal in Petersburg haben wir trotz der Vermittelung des kurländischen Adels einen Einfluß auf Sitte und Gewohnheit gewinnen können. Nirgendwo haben wir in der Welt, außerhalb unserer Grenzpfähle anders als in unsern eigenen Kolonien, und selbst dort nicht einwandfrei, deutsches Wesen und deutsche Art zur Geltung bringen vermocht, — weil unserm „Charakter" die feine F o r m fehlt. Wie sollte das auch möglich sein, da wir in Deutschland selbst des sicheren, aus einem a l l e n gemeinsamen „Gesetz" heraus herrschenden Formgefühles ermangeln, das bei den andern drei großen Kulturvölkern, am stärksten in England, die Massen im ruhigen Alltag tatsächlich beherrscht. In England sehen wir den krassen Gegensatz zu Deutschland. Die das öffentliche wie private Leben gleichermaßen sicher bezwingende Form hat hier das Gegenspiel des Michel geschaffen, den Gentleman. Und obwohl alle Welt weiß, daß dieser Gentleman ein sehr äußerliches Ding ist, will alle Welt trotzdem ein Gentleman sein. Nun, das darf unser Ideal nicht werden, aber der törichte, kleinliche Rang- und Klassendünkel, der bei uns vom Nachtwächter bis zu den Neunzackigen und Dreiblättrigen herrscht, muß endlich und unbedingt verschwinden vor der sicheren, jedermann beherrschenden Vorstellung: d a ß v o r d e r g e i s t i g e n M a c h t

Digitized by Google

jede andere „Stellung" zurückzutreten hat! Dann wird aus dem charaktervollen geistigen Selbstgefühl aller „Stände" ein allen gemeinsames Gleichheitsbewußtsein, und damit eine allen gleichermaßen eigene sichere Haltung und zwar einem jeden gegenüber entstehen, d. h. eine besondere, das ganze geistig hochstehende Volk erfassende „deutsche Form". — Die einzig dastehende organisatorische Kraft unseres Volkes in diesem Kriege, d. h. das disziplinierte Staatsgefühl, wird das Uebrige tun, um mit dem alten deutschen Michel auch den modernen Barbaren verschwinden zu machen. Man wird diese Leistung des Barbaren nachzuahmen versuchen, und dabei wird jedes Volk, ob es will oder nicht will, die Erfahrung machen müssen, daß bei dieser hingebungsvollen Arbeit viel zu hohe Tugenden Gevatter zu stehen haben, um von Barbarei irgendwie reden zu dürfen. Allerdings werden wenige Völker die Kraft besitzen, ohne den Zwang des Krieges eine derartig zielbewußte, den öffentlichen und den eigenen persönlichen Aufgaben gewidmete Arbeitsleistung aufzubringen, und dann wird es heißen: Ja, die Deutschen sind eben tyrannisierte Kulis. Ein derartiges Gerede wird aber nur solange laut werden, als wir der Welt gegenüber nicht auch aus unserer geistigen Struktur, aus unserem „Wesen" eine zur Nacheiferung anfeuernde Form uns selbst gewonnen haben. Bismarcks Wort „Suaviter in modo, fortiter in re" muß uns Deutschen dem ersten Teil nach ganz anders in Fleisch und Blut übergehen, als es bis jetzt der Fall ist. Hauptsächlich hinderte uns bislang daran die Erbschaft aus dem Polizeiregiment der freien Städte des Mittelalters mit dem hochmögenden Herrn Bürgermeister und aus dem Regiment des hochfürstlichen Serenissimus des 18. Jahrhunderts. Diese Bedientennatur, von der Bismarck ebenfalls ein kernhaft wahres Wort zu sagen wußte, sie muß vor all den Titulaturen, Ratsrängen und Prädikaten ausgerottet werden — eher wird der Deutsche nicht ein Herr vor der Welt sein. Erst dann wird die Welt am deutschen

Digitized by Google

Wesen ganz genesen. Der „aufrechte Mann", der zwar gefällig in der Form bleibt, aber in aller Lebensstellung fest in sich verharrt, muß erst ganz herausgebildet sein: dann werden die hohen geistigen und bürgerlichen Werte, die starken Gefühlskräfte, welche unser Volk besitzt, allen Völkern als nachahmens- und begehrenswert erscheinen, dann wird niemand mehr im Hinblick auf uns von einem Barbaren reden! Aber wir wollen und dürfen auch nicht helfen, dies Wort in Verbindung mit deutsch wie selbstverständlich sich auslösen machen. Es liegt schon eine gewisse Schwäche, ja ein Mangel an Selbstachtung darin, daß wir uns überhaupt dieses Ausdruckes, in welcher Absicht immer, so leichthin in einer Ideenassoziation mit unserm Volke bedienen. Das muß unbedingt aufhören, denn: semper aliquid haeret. —

Quousque?

Von Heinrich Hutter

Zu den historischen Kriegsdenkwürdigkeiten hinter der Front gehört die Fronde gegen die in der Defensive kämpfende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung." Da die Angreifer Landsleute sind, zieht die „N. A. Z." samtene Fechthandschuhe an. „Kreuzzeitung" und „Deutsche Tageszeitung" führen die Vorstöße. „Vertrauen" lasse sich nicht erzwingen. Die großen „Kriegsziele" seien fehlerhafterweise „nicht gezeigt worden." Die Reichsregierung werde von der Partei der „Flaumacher" unterstützt.

Das sind die gedämpften Wiederklänge dampfender Stimmungen. Wer im politischen Leben steht, weiß später mehr zu erzählen. Heute wollen wir ein paar unpolemische, aber leider zeitgemäße Erwägungen anstellen.

Was ist der Ausgangspunkt der Vorwürfe, welche die „Kreuzzeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" den Herzen ihrer Leser und Freunde eingepflanzt hat: Die Reichsregierung und ihr Leiter hätte im Jahr 1914 und 1915 territoriale Forderungen aufstellen sollen.

Das konnte man, wenn man ein strategischer Optimist war, längere Zeit hindurch flott verlangen. Wenn aber der Kanzler sich auf solche Forderungen festgelegt hätte, wäre heute die deutsche Politik in schädlichster Weise einge-

Digitized by Google

engt und der Freiheit beraubt, die in einem Kriege ihr besonderes Bedürfnis ist, weil sie von den Ergebnissen des Kriegs mitbestimmt wird.

Also, wenn der Kanzler das getan hätte, was er weislich unterlassen hat, wäre der Vorwurf unstaatsmännischer Voreiligkeit berechtigt.

Man muß doch eines durchdenken: „Eroberungsziele" muß der Angreifer haben, der Eingekreiste hat das Recht und die Pflicht der Notwehr. Die Forderung der beiden konservativen Blätter, Kriegsziele zu „zeigen", stellt das Verlangen, mit den Gesinnungen des Angreifers zu operieren und heißt der Entente die Beweislast abnehmen für ihre unwahre Behauptung: Deutschland sei Angreifer. Man konnte in der heutigen Lage Deutschland keinen schlimmeren Bärendienst tun, als ein Regierungsprogramm der Fortsetzung des Kriegs über den Vaterlandsschutz hinaus aufzudrängen.

Statt solchen Streites würde es sich empfehlen, wenn die konservativen Blätter öffentlich oder vertraulich mitteilen wollten, welche geographischen Forderungen sie für erreichbar halten und wie lange sie befürworten, den Krieg für diese Forderungen auch über eine sich vorher etwa einstellende Friedensmöglichkeit fortzuführen.

So wie der Vorwurf eines Mangels bestimmt bezeichneter Territorialforderungen heute erhoben wird, ist er eine mechanische und durch die Ereignisse überholte Wiederholung des ausschweifenden Programms einer Partei, die, weil sie nicht politisch solid abwägt, keinen Vertreter im Reichstag hat. Was sie anno 1914 unter der Hand propagierte, mit der Versicherung, daß es in einem halben Jahr zu erreichen sei, kann im dritten Kriegsjahr nur von politischen Dilettanten als Regierungsprogramm empfohlen werden — oder von Politikern, die den Unmut der durch den Lauf der Dinge Enttäuschten politisch fruktifizieren wollen.

Das aber können am allerwenigsten konservative Politiker. Denn wenn man das Erreichbare im Voraus als ungenügend diskreditiert, so verlängert man nicht bloß den Krieg und schädigt nicht bloß den Minister. Die antizipierte Diskreditierung der Kriegsergebnisse berührt den kriegsführenden Staat und den Kriegsherrn. Die konservativen Blätter lehnen den konstitutionellen Gedanken ab; sie lehren, daß die Politik von dem Träger der Krone gemacht und von dem Minister nur als dessen ausführendes Hilfsorgan unterstützt wird. Der Friede wird von dem Träger der Krone geschlossen, der in Deutschland über Krieg und Frieden zu entscheiden hat. Glaubt man, daß, wenn die Organe des Adels und der Grundbesitzer den Friedensvertrag abschätzig beurteilen, die Stimmung der Bauernschaft und Arbeiterschaft in ihrer Bitterkeit sich nur gegen den Minister richten wird?

Das „Vertrauen" des Volkes zu dem Kanzler wird von den konservativen Organen bezweifelt. Aber die Lehre der konservativen Richtung ist sonst, daß

Digitized by Google

es auf das Vertrauen der Krone und nicht des Volks ankomme. Es gibt ein Mittel, das Vertrauen des Volkes festzustellen: durch das Vertrauensvotum der Volksvertretung. Die konservativen Parteien haben dieses probate Mittel ausgeschaltet. Wenn heute der Reichskanzler ein Vertrauensvotum des Reichstags verlangen würde, so wären die „Kreuzzeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" die ersten, welche aus der Benutzung dieses Mittels die Anklage unmonarchischer Richtung ableiten würden. Da sich der leitende Minister sich dieses Mittels nicht bedient, so benützen jene Organe diesen Mangel — um Vertrauensmangel zu behaupten. Man sah selten ein widerspruchsvolleres politisches Spiel.

Aussprechen muß man heute offen, daß der Verzicht auf die legitime Form der parlamentarischen Vertrauens-Kundgebung die Schuld an einer politischen Unklarheit ist. Diesen Zweifel aber aufzuwerfen mitten im Weltkrieg, das ist ein politischer Akt, der sich erst nach dem Krieg charakterisieren läßt.

Diejenigen, die das tun, beschweren sich über angebliche „Flaumacherei" anderer. Niemand ist ein erfolgreicherer „Flaumacher" als derjenige, welcher der politischen Zentralgewalt das Vertrauen abspricht und damit Mißtrauen sät, in einem Augenblick, in dem jede Schwächung derselben ein Vorteil und ein Hoffnungsstrahl der Feinde ist.

Quousque?

Die Konservativen haben allen Grund, Einkehr zu halten. Denn sie haben die Politik der letzten Jahrzehnte mitgemacht und vielfach gemacht. Wenn wir Demokraten, die wir gegenüber den Scharfmachern die Politik der Völkerannäherung und die Vermeidung einer Atmosphäre kriegerischer Gereiztheit empfohlen haben, aber von der „Rechten" aller Länder nicht unterstützt wurden, heute die Politik der Reichsregierung angreifen würden, so wäre das, in dem Augenblick, der keine Belastung durch innere Kämpfe ertragen kann, unpatriotisch aber politisch ehrlich. Die Konservativen aber sind unkonsequent, wenn sie die Politik attackieren, die sie selbst sekundiert haben und sie verkennen höchste Staatsinteressen, wenn sie einen Kampf in der Heimat um sich greifen lassen, der, gegen den leitenden Minister gerichtet, alle diejenigen herausfordert, welche Einheitlichkeit der Staatsleitung für ein Bedürfnis erklären, dem sich nachträgliche und vorweggenommene Kritik beugen muß.

Uebrigens wird die spähende Entente jene heimatlichen Angriffe gegen den Kanzler nur als konservativen Unmut über die Kriegsdauer und als einen unzulänglichen Versuch ansehen, einen Sündenbock in die Wüste zu schicken.

Digitized by Google

Der Krieg und die Karikatur

Von Theodor Heuß

Die Karikatur wurzelt in ihrer Gegenwart. Ein Kind des Tages spricht zum flüchtigen Tag; heute, da sie gemeinhin „periodisch" auftritt, stärker noch denn früher, da sie als gelegentliches Einzelflugblatt ihren Weg suchte. Sie muß Stimmungen, die vorhanden sind, in Linien formulieren; sie kann, durch kecke Einfälle, Stimmungen lenken. Da ihr Wesen Wirkung ist und da sie zu einer anonymen Masse spricht, bedarf sie der gültigen Schlagkraft. Es ist immer peinlich, wenn in unserer sehr schnellen Zeit, bei aller Fixigkeit der technischen Vervielfältigung, ein Witz veraltet oder umgebogen ist, da die Situation, der der Einfall des Künstlers gehört, sich verschoben hat. Der Künstler, der so aktuell im straffsten Sinn sein will oder muß, lebt immer in einem Kompromiß zwischen naher Vergangenheit und naher Zukunft (wenn er nicht nur Kommentare zu erledigten Geschehnissen schreibt). Er muß ein leicht bewegliches Instrument des Zeitgeschehens sein. Sein Können erschöpft sich nicht nur in Linienspielereien, grotesken Verzeichnungen — er muß, will er nicht bloß billiger Witzmacher sein, die seelische und geistige Witterung für das Wesentliche besitzen.

Und nun sieht man sich einer Sammlung alter Karikaturen gegenüber. Das gehört immer zu den seltsamsten Begegnungen, denn diese Werke, die je und je nur für den Tag gezeichnet waren und mit ihm starben, führen ein sonderbares Leben weiter. Wir reden nicht von denen allein, die Kunstwerke im unbestrittenen Werte sind; denn sie teilen die Unsterblichkeit aller Kunst, die über den Tag und das Vergehen der Jahrhunderte und der Kulturen blüht. Auch vieles von dem, was die Beliebigen in der Erregung ihres Hasses, ihres Hohnes, ihrer Leidenschaft und ihrer Liebe aufzeichneten, bleibt uns merkwürdig und bedeutend.

Digitized by Google

Denn die Karikatur ist der untrübbare Spiegel des Zeiterlebens, ein Vexierspiegel oft genug, den man richtig halten muß; keine Urkunde des Geschehens selber, aber des Urteils und Gefühls, mit dem das Geschehen erlebt wurde. Eine Chronik der seelischen Wirkungen, die so unmittelbarer spricht als das Zeitgedicht, weil ihre Zusammenfassung abgekürztes, verdeutlichendes Verfahren sein muß. Und so blickt aus den Blättern, deren Zeitinhalt wir uns oft vielleicht erst mühsam aus Unterschriften und Geschichtserinnerungen zusammenholen müssen, ein eigentümliches Leben heraus: menschliche Meinungen. Und die Karikatur, mit all ihren technischen Bedingtheiten der Uebertreibung und der Vereinfachung vielleicht verwickelter Sachvorgänge, ist unzerstörbar in ihrer Wirkung, weil sie leidenschaftlicher Ausdruck des Menschlichen bleibt.

Daß die Kriege das Wesen der Karikatur aufs stärkste befruchten, kann nur eine oberflächliche Ueberlegung befremden. Die mag sich an dem Gedanken stören, daß neben die Tragik des Todes die Fratze und der Witz treten. Aber nichts hat zu allen Zeiten das seelische Leben der Völker so durchwühlt als der Krieg und gleichgültig, ob eine Nation Mitkämpfer oder Zuschauer war, der Niederschlag ihrer Anteilnahme fand den Weg auf das Papier. Liebe oder Abneigung verfolgten das Geschehen, dem „neutralen" Künstler, im weitesten Sinn des Wortes, mochte es ein Bedürfnis sein, den Hohn, die Verachtung, das Mitleid der Kriegstatsache schlechtweg entgegenzuwerfen — in den national tiefer bestimmten Kriegen tritt der Zeichner als ein Kämpfer neben den Soldaten. Er wird zu einem Werkzeug der Volksleidenschaften und mag als solcher ebenso unentbehrlich sein als — gefährlich werden.

Der Verlag Albert Langen in München gibt ein großes Werk heraus „Der Weltkrieg in der Karikatur", von dem der erste Band „Bis zum Vorabend des Weltkriegs" neulich erschienen ist. Dies Buch ist keineswegs bloß unterhaltend, weil es die witzigsten politischen Zeichner der vergangenen Jahrhun-

Digitized by Google

derte vereinigt, sondern oft erschütternd und immer lehrreich. Es ergänzt die wissenschaftlichen Kriegsgeschichten so gut wie die Kulturgeschichte und ist voll von Aufschlüssen für den, der gar nichts anderes sucht als die Entwicklung der graphischen Stile, die Handschrift der Illustratoren. 380 Abbildungen, gegen 50 in besonderen Beilagen, sind der eigentliche Träger des Werkes und immer beredter als der Text, in höchst vollendeter Wiedergabe — man mag sich beim Durchsehen Gedanken machen, wie die zeitlichen und die nationalen Stile sich abgrenzen, wie einzelne Meister sich Nachfolger schaffen, wie, in den Größten, Witz und Pathos sich mischen — wo man das Problem der Karikatur anfaßt, weitet es sich in neue Gebiete. Der Eindruck aber wird immer groß und rein, wo man der gewaltigen Gestaltung von Honoré Daumier begegnet — er erscheint in diesem ersten Band der Vorbereitung als die überragende menschliche Leidenschaft und künstlerische Disziplin.

Das Werk ist von Eduard Fuchs gesammelt und textlich begleitet; er hat die größte Kenntnis und Erfahrung in diesem Stoff und die Art, wie er die Auswahl aus dem zerstreuten Material getroffen, wie er zeitgeschichtlich Charakteristisches und im einzelnen Wertvolles wählte, verdient uneingeschränktes Lob. Dem begleitenden Text kann ich leider nur ein weit geringeres Maß von Beifall spenden — er ist zuverlässig, wo es sich um die geschichtlichen Bemerkungen über die Karikatur handelt, aber doch ein bißchen arg primitiv, wo Fuchs seine Philosophie des Todes mit einer gewissen bierehrlichen Unbekümmertheit vorträgt oder die ganze Geschichtsentwicklung in den ungeheuer bequemen Rahmen der materialistischen Geschichtsauffassung spannt, (was er jedoch keinesfalls für Ideologie hält). Ich will hier ja gar nichts gegen die materialistische Geschichtsauffassung sagen, (denn darüber streitet man sich nicht vor einem Buch über Karikatur), aber Fuchs hat sich das ein bißchen leicht gemacht, wenn er neben Mehring die Publizisten aus zweiter und dritter Hand wie den guten Bildungs-Schulz zu seinen Kronzeugen wählt.

Digitized by Google

Das liest sich zwischendurch wie ein regelrechter Leitartikel, und der Zweifel an dieser Geschichtsdarstellung wird in gewissen Abständen jeweils prompt unterdrückt, indem dem Zweifler versichert wird, daß er entweder in bürgerlichen Ideologien steckt oder keine Ahnung von den Dingen hat. Lassen wir also Fuchs seine Geschichtsauffassung, auf der er sich wie ein besitzwütiger Philister mit nie ermattendem Behagen niedergelassen hat. Es ist nur sehr schade, daß er mit der notwendigen Vergröberung der Geschichtsdarstellung, ohne die der Marxismus nicht auskommt, manche feineren Beziehungen unterdrücken muß, die gerade aus rein geistigen Bewegungen, Stimmungen, persönlichen Meinungen in die Formenwelt des karikierenden Ausdrucks fließen und daß er die Abfolgen der nationalen und internationalen Stimmungen eben nur an einem fertigen (und bald ehrwürdigen) Schema abliest. Sei's drum! Dieser Vorbehalt mußte ausgesprochen werden. Dem Leser, der mit Kritik zu lesen versteht, wird der tüchtige Schulcharakter dieser selbstbewußten Geschichtsbeschreibung vielleicht sogar „hehlingen" Vergnügen machen; das kunst- und kulturgeschichtliche Verdienst um die schöne und reife Bilderpublikation wird durch diese notgedrungene Skepsis gegenüber dem „reinen Historiker" Fuchs nicht geschmälert.

Hans Wreden

Von S. Ausländer

I.

Unter den vielen Fremden, die durch die verlockenden Einladungen Peters I. und die übertriebenen Gerüchte von schnellem Gewinn und Beförderung herangelockt waren, befand sich auch Hans Wreden, der im Herbst des Jahres 17 . . in Petersburg ankam. Er hatte keine bestimmten Pläne, baute nur auf seinen glücklichen Stern, auf seinen bei aller Jugend behenden und kalten Verstand, seine kräftigen Arme und sein schönes, offenes Gesicht. Uebrigens hatte Hansens Vater, gleichfalls Hans Wreden mit Namen, außer nutzlosen Reden

Digitized by Google

über Vorsicht und Bescheidenheit, seinem Sohne einen Brief an Franz Lebentz mitgegeben, seinen alten Freund und Gevatter, der vor langer Zeit seine Heimat verlassen hatte und nun die Wredens nach Petersburg rief, indem er ihnen seine Hilfe und gute Geschäfte in Aussicht stellte.

Am Sonntag den 23. September, am frühen Morgen, kam Wreden in Petersburg an. Durch die schläfrigen Straßen an halbvollendeten Häusern, an unbebauten Plätzen und Kanälen vorbei jagte der Postdreispänner, ohne den schläfrigen Reisenden Zeit zu gönnen, im nebligen Dämmer die nordische Residenz zu betrachten, die seine Phantasie schon längst beschäftigt hatte.

Das dritte Haus von der Ecke abzählend, machte der Fuhrmann mit großer Gewandtheit an dem blauen Tore halt und sagte: „Nun, Deutscher, da wären wir." Und ging dann, mit der Peitsche an das halbrunde, kleine Fenster zu klopfen, aus welchem bereits die Frühlichter schimmerten. Nach einer Weile zeigte sich ein Kopf in einer Zipfelmütze, und als bei dessen Anblick der Fuhrmann russisch und Hans deutsch riefen: „Herr Lebentz", schien der Kopf über die unerwartete Ankunft des fernen Gastes durchaus nicht verwundert, sondern sprach:

„Nun, treten Sie ein, teurer Hans Wreden. Meine Türe steht für Sie stets offen, ich erwarte Sie bereits seit gestern."

Etwas erstaunt darüber, woher der Wirt von seiner Ankunft Kenntnis erhalten hatte, trat Hans auf die hohe Veranda und fand die Türe wirklich nicht verschlossen. Hans stieg die Treppe hinauf, nach einem runden, geräumigen Gemach, wo auf dem Tisch vor dem brennenden Kamin drei Gedecke bereit waren und zwei Lichter standen.

Hans zählte seine Gepäckstücke nach, die der Fuhrmann hereingetragen hatte, und nachdem er diesem ein Trinkgeld gegeben hatte, entließ er ihn. Die glatten holländischen Wände glänzten vom Feuer des Kamins. Im Zimmer fand er niemand. Hans ging über den dicken, geflochtenen Teppich, schob den Vorhang zur Seite und blickte durchs Fenster auf die kleine gegenüberliegende Kapelle, wohin bereits frühe Andächtige pilgerten. Alsdann setzte er sich in den tiefen Sessel, streckte die Füße dem Feuer entgegen, wobei er unbemerkt einschlief. Hans erwachte, wie ihm schien, von einem Stoß. Am Tische stand, mit der Hand ein Licht schützend, ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in einem weißen Kleide und betrachtete ihn mit unruhvoller Neugier.

Hans sprang auf und betrachtete gleichfalls ihr blasses, gleichsam wächsernes Gesicht mit den etwas hervorstehenden, großen Augen, mit den feinen, roten Lippen, dieses eher unschöne Gesicht, das wieder dennoch fesselte, und fand gleichfalls nicht gleich das Wort.

„Fräulein," brachte er endlich hervor, „ich bitte Sie um Verzeihung. Ich bin ziemlich früh angekommen. Ich bin Hans Wreden."

Digitized by Google

„Sie sind Hans Wreden," wiederholte das Mädchen, als ob sie sich etwas in Erinnerung zurückrufe.

„Mein Fräulein, vielleicht haben Sie schon einmal meinen Namen gehört. Ihr Herr Vater — Sie sind doch die Tochter des Herrn Lebentz — Ihr Herr Vater hatte schon längst die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen."

„Ja, ich habe ihren Namen gehört," wiederholte das Mädchen nachdenklich.

„Ich bin gekommen, um . . ." begann Hans, doch das Mädchen machte eine hastige Bewegung und unterbrach ihn mit scharfer, durchdringender Stimme:

„Sie sind gekommen, um mich zu retten."

Hans trat verwirrt einen Schritt zurück.

„Bedürfen Sie denn einer Rettung, mein Fräulein?"

„Ach, quälen Sie mich nicht, quälen Sie mich nicht, teurer Herr Wreden, ich habe auf Sie so gewartet. Ist es denn möglich, daß Sie mich täuschen werden. Geben Sie mir Ihre Hand."

Hans rührte sich nicht von der Stelle, und das Mädchen näherte sich ihm selber und ergriff seine Hand.

„Nicht wahr? Sie werden mich beschützen? Sie haben blaue Augen und goldenes Haar. Sie sind ein herrlicher Ritter. Ja, ja."

Und als bemerkte sie nicht Hansens Stillschweigen, geriet sie immer mehr in Verzückung, sank in die Knie und drückte Hansens Hand an ihre Lippen.

„Fräulein, was tun Sie, beruhigen Sie sich, um Himmels willen, ich will alles tun, um ihnen zu helfen. Fräulein, beruhigen Sie sich," sprach Hans und bemühte sich, das Mädchen zu erheben.

„Nun, denken Sie daran, Lieber, Lieber." Und mit einem sonderbaren Lächeln die Augen schließend, ergriff sie das Licht und entfernte sich langsam, nachdem sie sich in der Türe zum Abschied umgewandt und wiederholt hatte: „denken Sie daran."

In Nachdenken versunken, was all dies zu bedeuten habe, bemerkte Hans nicht, wie die Türe aufgegangen war und Herr Lebentz hastig ins Zimmer trat. Dies war ein ziemlich dicker Alter von nicht großer Statur und von sehr würdigem Aussehen. Er trug einen goldgestickten, rosafarbenen Galarock, lilafarbene, seidene Strümpfe und eine hohe Lockenperücke. Er umarmte hastig den Gast wie einen alten Bekannten, obwohl er Hans seit der Taufe nicht gesehen hatte. Ohne ihn nach den Anverwandten, noch nach der Reise ausgefragt zu haben, setzte er sich an den Tisch und lud auch Hans ein. Im selben Augenblick trat eine Alte ein, brachte eine Schüssel mit Kartoffeln und beantwortete eine Frage des Wirtes auf russisch, so daß Hans das Gesagte nicht verstand, und trat wieder aus dem Zimmer.

„Das Fräulein ist krank. Sie wissen nicht, was für ein tolles Ding Martha ist," sagte der Alte lachend, indem er Hans zublinzelte und sich gierig auf

Digitized by Google

das Essen warf. Sie verzehrten schweigend das Frühstück, und erst als sie sich vom Tische erhoben, sagte Herr Lebentz:

„So, mein teurer Sohn, und nun nach dem Palais."

„Wie, heute noch," wunderte sich Wreden.

„Sofort. Wissen Sie, wer eine Minute verliert, verliert die Ewigkeit."

Die Alte reichte dem Wirt Hut und Stock. Je zwei Stufen überspringend, eilte er so hastig die Treppe hinunter, daß der langbeinige Hans mit ihm kaum Schritt halten konnte.

II.

Ein zutunlicher Brauner zog flink das Cabriolett, das Lebentz selbst lenkte. Dieser unterbrach das Schweigen hin und wieder, wenn er mit der Peitsche auf einen unbebauten Platz hinwies und hinmurmelte: „das ist die Kathedrale, das das Haus des Fürsten N . . . Hier das Theater." Doch Hans konnte nur aufgestapelte Balken und Haufen Steine sehen.

„So, und hier ist das Palais." Lebentz zeigte auf ein nicht großes weißes Haus, das von Bäumen umgeben war (man wußte nicht, ob sie einen Wald oder einen Park bildeten) und das durch keinen Zaun von der Straße getrennt war.

Lebentz band das Pferd an einen Baum und trat durch den schmalen Pfad, zwischen Sträuchern, auf das weiße Haus zu. Im Vorderzimmer schnarchten zwei Soldaten auf einem Mantel, der auf dem Boden ausgebreitet war. Von oben drangen die Töne eines Klavichorts, das Stampfen von Füßen und das Abzählen von „eins, zwei, drei" auf deutsch."

Lebentz und Wreden traten in das Vorzimmer. Einige Würdenträger mit Bändern gingen im Zimmer umher, unterhielten sich und schenkten den Eintretenden keine Beachtung. Lebentz ließ seinen Gast am Fenster stehen und schlich sich auf den Zehenspitzen an die geschlossene Türe, die nach den inneren Gemächern führte und klopfte vorsichtig an, dann öffnete er die Türe leise, steckte den Kopf hinein, und schließlich stahl er sich ganz in das Nebenzimmer, wobei er die Türe fest hinter sich schloß.

Hans betrachtete die russischen Würdenträger mit großer Neugierde, doch plötzlich empfand er eine unbeschreibliche Müdigkeit, er lehnte sich an die Wand und verfiel, ohne die Augen zu schließen, beinahe in Bewußtlosigkeit. So verstrich eine geraume Zeit. Die Musik und das Stampfen der Füße in der oberen Etage waren noch nicht verstummt. Die Würdenträger, deren immer mehr eintraten, füllten das Empfangszimmer, indem sie sich flüsternd und mürrisch begrüßten.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Lärm aus dem Nebenzimmer. Hans war es, als hörte er die durchdringende Stimme seines Gevatters, was ihm die merkwürdige Begegnung mit Fräulein Martha von heute früh in Erinnerung

Digitized by Google

brachte. Im Empfangszimmer war alles erstarrt. Die Türe wurde geräuschvoll aufgerissen, und Herr Franz Lebentz flog fast aus dem Zimmer, mit dem Rücken zuerst, wobei er jedoch noch die Möglichkeit fand, allerlei ehrerbietige Pirouetts auszuführen. Gleich hinter ihm erschien in der Türe der Zar selbst. Er trug einen goldgewirkten Galarock, seine Augen glühten, und das Gesicht war ganz schwarz vor Zorn. Aus dem Nachbarzimmer fiel das Sonnenlicht auf seinen Rücken und er stand da, gleichsam von einem Scheine umgeben. In der Hand hielt er einen dicken, knotigen Knüttel, und mit Donnerstimme schrie er, indem er augenscheinlich einen im Nebenzimmer begonnenen Streit fortsetzte.

„Ich werde Dich, Herr Schurke, samt Deiner Dirne bei lebendigem Leibe verbrennen lassen! Du sollst mir schon ein Tänzchen machen! Ich will mal sehen, wie Du mir die Türe nicht öffnen wirst, wenn ich mit einer Abteilung Preobrashener zu Dir komme, von Deinem Weine kosten werde, mit Fräulein Martha schäkern und Dich beispielsweise am Tore aufknüpfen lasse! Schere Dich, Du Hund!"

Und die Türe wieder so zuschlagend, daß die Fenster klirrten und die Musik oben verstummte, verschwand der Kaiser wieder in seinem Kabinett.

Herr Lebentz schien durchaus nicht verwundert, sondern er rückte die in Unordnung geratene Perücke wieder zurecht, zwinkerte Hans verschmitzt zu, daß er ihm folge, und wandte sich mit so wichtiger Miene dem Ausgang zu, daß alle Höflinge mit ernsten Mienen und respektvoll zur Seite traten, um ihm Platz zu machen. (Schluß folgt.)

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Paul Barchan)

Flämischer Redner

Auf dem Programmzettel steht kurz und allgemein, daß er „Ueber Flandern" sprechen wird. Aber die seinetwegen herbeigekommen sind und jetzt Sperrsitze, Logen und Ränge des großen Theaters füllen, sie wissen, daß ein sehr bestimmtes, brennendes, geheimes Ding, an dem ein jeder tagtäglich würgt, gemeint ist, wenn es heißt: „Ueber Flandern", und daß heutigen Abends alles das zum ersten Male in dieser Stadt laut gesagt werden soll. Er, der Redner, kam nämlich aus der Schwesterstadt herüber, wo die Bewegung bereits eingewurzelt ist, und er selber gehört zu den Führern, zu jenen Unerschrockenen, welche durch ihr Heraustreten den vielen Kleinmütigen Kraft und Mut verleihen.

Er steht jetzt auf der kahlen Bühne, einsam, breitschultrig und unbeholfen. Sein schwarzer Redneranzug ist altväterisch und zerknüllt; die Röllchenmanschetten rutschen aus den Aermeln auf zwei dicke rote Fäuste; die breiten Füße in formlosen, ausgetretenen Schnürschuhen haften stur und schwer

Digitized by Google

immer auf dem gleichen Platze. Nur die Arme schaffen manchmal dem großen Körper eine Unruhe. Sie tun grobe eckige Schläge an diese gewölbte Brust, aus der die flämische Sprache wie aus einer dunklen Tonne trompetet. Kein Spielen der Rede, kein wohllautendes Geplätscher, kein Einschmeicheln: Lautes Dröhnen und Gröhlen und Heraufbeschwören der güldenen Sporenschlacht, des Jakob von Artevelde, der flämischen Maler, der flämischen Baumeister, der flämischen Komponisten — glänzenden Leistungen und Figuren, die vor Jahrhunderten waren. Flandern aber sank herab von Stufe zu Stufe und ist heute in Europa der letzte, geknechtetste Stamm, verfolgt von Trunksucht, Unwissen, tierischer Uebervölkerung. Wer trägt die Schuld?

Dumpf, dann heller, nun fast schrill und gewalttätig grollt die Anklage: immer derselbe, jahrhundertealte Feind — Frankreich! Es hat uns überschwemmt mit seiner feilen Pariser Presse, es hat den Unterricht in die Hand genommen, unsere geistlichen Oberhirten sind seine Parteigänger; zu Frankreich hält, wer immer Würden und Aemter inne hat.

Die Zuhörer erschauern. Ist es Schrecken, der sich entladen will? Sucht man Betäubung oder wollen die Seelen jubelnd ausatmen, wenn nun auf fast jeden Satz ein wütendes, wie fieberndes Klatschen der Hände antwortet? Wehe! An eben dieses Frankreichs Seite kämpfen die Söhne Flanderns drüben an der Yser diesen Krieg. Wir sind ihre Bundesgenossen; was Le Havre beschließt, dem haben wir uns zu beugen.

Le Havre! Hat es auch nur geantwortet auf das ehrerbietige Ersuchen, die Maßregelung der zwei Flamen de Clercq und Dr. Jakob zurückzunehmen? Hat es ein Zeichen gegeben, daß es, nach dem Kriege wenigstens, bereit wäre, dem flämischen Volke die gleichen Rechte wie dem wallonischen Staatsbürger einzuräumen, den Flamen, die in Frohnde, Uebervorteilung und Elend verkommen, ihre Pflicht aber so gut wie die anderen gegen Land und König erfüllen? Weiß denn der König nichts von uns? Warum sein Schweigen?

Das Gesicht des Redners mit den massigen Kinnbacken, den fleischigen roten Wangen, der dicken Nase und der runden Bauernstirne macht aus der Erregung kein Hehl. Es bemüht sich nicht, nach französischem Stile herrisch, glatt und gemeißelt, über gewolltem und angefachtem Sturme sich als der überlegene Zuschauer zu halten. Es drückt mit Zuckungen, plötzlichem weiten Verzerren des Lippenspaltes, mit Erbleichen und Schweißesnässe aus, welch Aeußerstes hier versucht wird: die Treue gegen die eingesetzte Obrigkeit in Einklang zu setzen — grüblerisch, demutsvoll und todestrotzig — mit dem unerstickbaren und höheren Treuegefühl zum eigenen Volke, das verführt und betrogen ist.

Indessen: kann einer zwei Herren dienen? Kann Flandern leben, wenn auch Belgien noch leben soll? Unerträgliche Spannung! Fast hilfloses Erwarten der Worte, die nun kommen müssen.

Die Stimme des Redners wird heißer: aber als er es wagt und dann tollkühn den alten Staat zerschlägt und eine neue Ordnung ausruft und für Flandern als letzte einzige Rettung die Selbstverwaltung heischt, da klingt seine Stimme schneidend wie ein greller Blitzstrahl . . . „Auf die Treue von uns, euren Führern, könnt ihr zählen. Wir wissen natürlich: sollte die belgische Regierung mit all ihrem französischen Anhang zurückkehren, so wird vielleicht mancher von uns sei-

Digitized by Google

nen Kopf einbüßen müssen. Aber wir werden nicht flüchten. Dort wo unser Platz ist, werden wir bleiben, inmitten unseres flämischen Volkes. Und mögen wieder die Granaten über die Stadt sausen, ihr wißt, wo ich wohne und wo ihr mich zu suchen habt." Ueber die dumpf atmende Menge streicht es wie linde Segnung. Sie wachsen auf in die Tapferkeit des Einzelnen vor sich. Schuld? Alles wälzt sich ab, neue Tage werden kommen. Mit Händeklatschen und Zurufen, mit aufgestoßenen Spazierstöcken und Schuhabsätzen jubeln die Dunklen und Namenlosen. Hebt sich aus ihnen nicht immer deutlicher die mächtige Melodie des „Flämischen Leu" hervor? Suchen Vorwitzige nicht den Rundgesang des alten Trutzliedes zu erzwingen?

Aber rasch werden sie mundtot gemacht. Es steht Strafe auf dem Absingen dieser hohen Verse. Erbringt man überdies bloß mit Gefühl und munterer Kehle den Beweis für Bereitschaft? Schaffe ein jeder emsig an seinem geheimen Platze, bis die Stunde, wo der Samen aufgehen soll, gekommen ist.

Friedrich Markus Huebner

Der Moreau Klabunds

Der Moreau Klabunds („Moreau". Roman eines Soldaten. Berlin bei Erich Reiß) ist sein ureigener Moreau und nicht der siegreiche General der französischen Revolution. Sein Moreau ist Mensch und dann — irgend wann einmal — General. Bei Klabund ist nie jemand Rangstufe, stets Klasse.

Seine Liebe ist sachlich. (Wie die Lyrik seiner Sprache.) Drum ist es ihm — glücklicherweise! — unmöglich, ein modernes Schauspiel zu schreiben. Er kennt keinen Haß; Haß ist ihm verklärt, Liebe zum Gegenpol. (Klabund spricht nicht mit Haß von Napoleon, weil er *seinen* Moreau mordet; nur wendet er Moreau drum mehr Liebe zu.) Zu Moreau zog ihn romantische Verwandtschaft: gemeinsame Gefühle, Gedanken über Volk und Krieg. („Der Krieg ist für die Menschen da, aber nicht die Menschen für den Krieg. Der Soldat ist für das Volk, aber nicht das Volk für den Soldaten da.") Unwichtiges für diese Gemeinsamkeit scheint ihm auch unwichtig für den Leser. Der Leser hat zu denken, was ich fühle — denkt Klabund. Unsere Romanschreiber: der Leser soll fühlen, was ich denke. Von Klabund trennt diese Romanschreiber Innerlichkeit und Verinnerlichung.

Klabunds Prosa sind Verse; alles in ihr vibriert. Nirgends routinierte Originalität, nirgends das Gefühl: er kann; immer: er muß.

Schlechtigkeiten und Unreinheiten in Moreau schwinden unter Klabunds Hand, die liebevoll glättet, jedoch nichts verdeckt. Moreaus geschichtliche Bedeutung wird in knappe Sätze gepackt; von einstiger grotesker Art bleibt nichts im Stil. Allenfalls ist noch im Aufbau Groteske. Der Aufwühlung des Herzens des geadelten Plebejers Moreau durch die Begegnung mit dem Bourbonen folgt kühl ein kommentierendes Kapitel aus dem Plutarch.

Der realisierende Romantiker Moreau hat im romantischen Realisten Klabund den Realismus erstickt. Selbst Bordellszenen, die er früher mit kräftigen Farben charakterisierte, verklärt nun der Hauch sanfter Worte und Gebärden.

Voreilige Kritiker hatten behauptet, Klabund sei erschöpft. Hier ist das Produkt der Erschöpfung. — Klabunds Jugend ist keine Entschuldigung und kein Mangel, sie ist Verpflichtung. „Er ist ein junger Mensch. Und jungen Menschen gehört die Welt."

Paul Nicolaus

Digitized by Google

Molo's Schillerbuch

Eine Sinfonie ist Walter von Molo's vierbändiger Schiller-Roman.*) Aber ohne langsamen Satz. Ueber dem ganzen Werk könnte ‚Prestissimo' oder gar ‚Furioso' stehen. In ungeheurer Wucht und Schnelligkeit eilen die Ereignisse dahin, wie Schillers Leben war: kurz an Jahren, reich, überreich, wie selten eines, an Erleben, Leiden und Erfolgen. Hier ersteht der Mensch Schiller vor uns und zwingt uns in seine Gewalt, daß wir seinem leidensvollen, schweren Lebensgang folgen und uns vor seiner Größe und der Sehnsucht nach der letzten Erfüllung beugen.

Gilt auch heute wie immer das Wort, daß der Künstler erst nach seinem Werk kommt, und hat keiner mehr dieses Wort wahrhaft gelebt als Schiller, so müssen wir doch bekennen, daß gerade Schillers Leben das herrlichste seiner Werke ist. Der Grundakkord, auf dem sich die Töne zu neuen Klängen aufbauen. Der Mensch, der sich emporringt aus den Tiefen des Erdendaseins zur Verklärtheit der reinen Sterne. Zur Vollkommenheit.

Lastende Stimmung liegt über dem ersten Band: „Ums Menschentum". Die schwere Hand des rücksichtslosen Herzogs Karl Eugen muß auch der junge Schiller fühlen. In Mannheim, wohin er ohne Urlaub reist, erfährt er die Gewalt seines Werkes über die Menschen, und das Band, das ihn mit Heimat, Elternhaus und Freunden verknüpft, muß zerrissen werden: die Schwingen seines Menschtums müssen sich entfalten zu höchstem Fluge. Er flieht aus Stuttgart; hinaus ins fremde Ungewisse.

*) Bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig, erschienen. Jeder Band geh. 4 M, geb. 5 M.

Mit den Tagen in Bauerbach hebt der zweite Band an: „Im Titanenkampf". Schwer ringt Schiller mit seinen neuen Werken; schwerer noch ringt er mit seiner Liebe zur jungen Lotte von Wolzogen. Bei Charlotte von Kalb findet er Verständnis und Zuneigung, aus Leipzig reicht ihm Gottfried Körner die Freundeshand und hilft ihm aus schweren Nöten; bei ihm findet er auch Ruhe zu neuem Schaffen. Weiter treibt es den Suchenden, nach Weimar, wo der Große lebte, dem er gleichzukommen strebte, Goethe. Aber es gibt lange keinen Weg, der sie zusammenführt. Es ist wie ein Haß zwischen den beiden Großen, die leidenschaftlich miteinander ringen, die auseinander streben und doch zusammen wollen. Das ist wohl das Beste in Molo's Werk, wie er diesen Kampf der beiden aufzeigt, die fühlten, daß sie für einander bestimmt waren, und doch einander mieden, bis ihre Stunde gekommen war.

Schwer litt Schiller unter dem Schatten des Großen. Das neue Werk, das in Jena entstand, sollte Goethe den Kranz von der Stirne reißen: Wallenstein. „Der Wallenstein war bloß ein Titel für seiner Seele Kämpfe" heißt es im Buch. Er treibt den kranken siechen Mann zu immer neuem Schaffen. Das Werk läßt ihn Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe kommen; Essen und Schlafen, Frau und Kind vergißt er über dem Suchen nach Form und Gestaltung des Wallenstein. Ein lichter Schein fällt in die kampferfüllten Tage: sein Besuch in der schwäbischen Heimat. Dann aber kommt sein schönster Tag: Goethe und Schiller finden sich zum herrlichsten Freundschaftsbund, den die Welt je sah. So endet der dritte Teil: „Die Freiheit".

Im Schlußband „Den Sternen zu" sehen wir jenes Zusammenleben und

Digitized by Google

Zusammenschaffen, das Goethe und Schiller einen neuen Lebensfrühling brachte. Ihre Gedanken schliffen sich aneinander zu klarer Schärfe, ihre suchenden Geister halfen einander auf schweren Wegen zum Ziele. Aber Schillers Lebenslicht verlischt langsam; nur durch den ungeheuren, übermenschlichen Willen zum Werk hält er es in flackerndem Leben.

In der Silvesternacht des Jahres 1805 sehen wir Schiller in Goethes Heim. Es ist ein Rückschauen und Vorwärtsblicken. Schiller sieht den nahenden Tod. In einem kurzen Kapitel, das gerade durch seine Knappheit überwältigend wirkt, erleben wir die Todesstunde.

*

Molo's Werk ist eine Offenbarung für jeden, der Schiller liebt. Der Gewaltige tritt uns menschlich nahe, aber nicht, wie z. B. Schubert in Bartschs Roman „Schwammerl", verkleinert, allzu menschlich, sondern als der große Mensch und strebende Held, den wir in seinen Werken fühlen. Nur ein Dichter, der eng mit Schillers Wesen und Wollen verwachsen ist, konnte ihn so erschöpfend zeichnen. Da ist keine Linie, die nicht überzeugend wäre, kein Wort, das Schiller nicht gesprochen haben könnte. Und über der ganzen Gestalt jene Größe und doch tiefe, ergreifende Bescheidenheit, die das beste Zeichen eines hohen Geistes ist. Auch alle anderen Gestalten, die in unübersehbarer Menge uns im Roman gegenüber treten, sind trefflich gezeichnet. Schillers strenger Vater, die stille, liebevolle Mutter, die ihren Bruder so gut verstehende Schwester Phine, all' die anderen Frauen, die in Schillers Leben eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Vor allem sein Weib Lotte. Ihr hat Molo hier ein Denkmal fraulicher Treue und selbstlosester Hingabe errichtet, wie keine Frau eines schöner erhalten hat. Goethe in seiner beherrschten Größe, Fichte, Humboldt, Körner, Herder, Wieland, Jean Paul, Hölderlin treten uns lebendig gegenüber, nur daß bei den letzteren dann und wann etwas zu trübe Farben sich in Molo's Pinsel gemischt haben.

Mit einer ungemein lebendigen, temperamentvollen Sprache ist das Werk geschrieben; die Szenen sind anschaulich, oft durchtost von einer hinreißenden Kraft. Man könnte eine Fülle von Bildern nennen, die besonders schön und unvergeßlich sind. So die Tell-Aufführung in Leipzig mit den huldigenden Massen und dem Aufbrausen der Knabenseele Theodor Körners, oder die Christnacht, als Schiller nach Vollendung des Wallensteins in grenzenloser Einsamkeit unter dem Weihnachtsbaum steht und sein Haupt in die Tannenäste streckt, um daraus den Duft der Jugend zu saugen.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Kriegshilfe der Sozialversicherung

Von Friedrich Kleeis, Halle a. S.

ie Wirkungen der Versicherungsgesetzgebung sind immer umstritten worden. Namentlich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges wurde vielfach behauptet, sie habe einen ungünstigen Einfluß auf das Volksleben, sie verweichliche, verführe zu niedriger Rentensucht und unterbinde die eigene Vorsorge des Einzelnen für den Fall der Erwerbsunfähigkeit und des Alters. Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Strömung einen Erfolg in der Rechtsprechung und in der Gesetzgebung selbst fand. Der sprichwörtliche Kampf um die Rente nahm immer schärfere Formen an und die Gesetzgebung unterließ einen weiteren nennenswerten Ausbau der Leistungen der Versicherung. Beweis: Die Reichsversicherungsordnung.

Unsere Kriegserfahrungen zwingen zu einem Umlernen. Sie haben den Pfadfindern der Sozialreform Recht gegeben. Die Arbeiterversicherung hat einen Eck- und Grundstein für unsere Gesundheitspflege geschaffen, ist zu einer sozialpolitischen Schule für unser Volk geworden und spornte zu sozialer Tätigkeit an. So erscheint das Geld, — um die Worte des Professors Edouard Fuster in Paris zu gebrauchen — das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wurde, in tausend Gestalten wieder. Es wird zur Gesundheit und Menschenwürde und schafft ein starkes, lebenskräftiges Deutschland. Es erweist sich, daß ein Staat, der für die wirtschaftlich Schwachen eintritt, damit dem eigenen Nutzen und Frommen dient, und daß die von der Industrie ergriffenen Massen gegen die gesundheitlichen Schädigungen ihres Berufs zu schützen, des Staates wertvollstes Gut, nämlich die Volkskraft sichern heißt. So herrscht heute weitgehende, wenn nicht vollkommene Einmütigkeit darüber,

Digitized by Google

daß die Ueberlegenheit der deutschen Wehrkraft zum guten Teil auf die Ueberlegenheit der deutschen Sozialversicherung zurückzuführen ist.

Von der Bedeutung der deutschen sozialen Versicherung läßt sich eine Vorstellung schon von der Betonung der Tatsache geben, daß rund 45 Millionen Menschen Ansprüche auf die Leistungen der Versicherungsträger haben und daß diesen an jedem Tage durchschnittlich 2⅓ Millionen Mark an Entschädigungen zufließen. Bei der engen Verknüpfung der Versicherung mit der Volkswirtschaft war von vornherein anzunehmen, daß die durch den Krieg hervorgerufenen wirtschaftlichen Veränderungen auch einen Niederschlag auf die Geschäftsergebnisse der Versicherungsträger zeitigen werden. Durch den Fortfall zahlreicher guter Risiken, wie sie die im Felde stehenden Arbeiter bedeuten, war mit einem Rückgang der Beitragseinnahmen zu rechnen. Andererseits war mit erhöhten Ausgaben zu rechnen, da die Arbeiterversicherung ja gerade das entschädigen will, was durch den Krieg in so reichem Maße verloren geht: Gesundheit und Leben der Versicherten.

Keines der Versicherungsgesetze kennt den Begriff „Krieg". Das ist daraus zu erklären, daß die gesamte Sozialversicherung erst ein Kind der letzten Friedenszeit ist und keine Notwendigkeit vorlag, die Versicherungseinrichtungen auf Kriegsereignisse zuzuschneiden. Der Ausbruch des Krieges ließ aber sofort dahingehende Maßnahmen unerläßlich erscheinen. Die denkwürdige Reichstagssitzung vom 4. August 1914 brachte zunächst drei Notgesetze zur Reichsversicherungsordnung. Des Weiteren erschienen eine ganze Anzahl Bundesratsverordnungen und ähnliche Erlasse dazu. Sie verfolgen alle den Zweck, die Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger sicher zu stellen und die Unterstützungseinrichtungen den besonderen Bedürfnissen der Kriegsteilnehmer anzupassen. Durch die Rechtsprechung wurden diese Bestrebungen noch ergänzt. Damit wurde erreicht, daß die Organisationen der Sozialversicherung nicht nur während des Krieges ungestört

Digitized by Google

weiter arbeiten, sondern auch Kriegshilfe in ihrer Art durch besondere Fürsorgemaßnahmen für die Kriegsbeschädigten leisten.

Aus dem Gebiete der Krankenversicherung ist hervorzuheben, daß die Krankenhilfe, namentlich das Krankengeld, auch für die durch den Kriegsdienst hervorgerufenen Schäden und Erkrankungen sichergestellt wurde. Der Anspruch besteht, wenn der Unterstützungsfall innerhalb drei Wochen nach Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung eintritt und sich der Kranke nicht im Ausland aufhält (§ 214 der Reichsversicherungsordnung). Der Anspruch besteht auch, wenn der Kriegsteilnehmer von dem Rechte der freiwilligen Weiterversicherung (§ 313 des genannten Gesetzes) Gebrauch gemacht hat, und zwar solchenfalls auch, wenn er sich im Ausland aufhält. In der Regel wird es sich nur um die Gewährung von Krankengeld handeln, da ärztliche Hilfe und Heilmittel von der Militärverwaltung geleistet werden. Das Krankengeld wird nur bei „Erwerbsunfähigkeit" gezahlt, die aber bei Krankenhaus- und Lazarett-Pflege immer anzunehmen ist. Unter gleichen Voraussetzungen wie der Krankenhilfe wird auch Sterbegeld gewährt. Der Kriegsteilnehmer kann bei jederzeitiger Rückkehr in die Heimat der Krankenkasse wieder freiwillig beitreten. Die durch diese Einrichtungen entstehenden Aufwendungen sind bei manchen Kassen sehr hoch.

Die Unfallversicherung, die nur zur Entschädigung von Betriebsunfällen berufen ist, kann ihrer Natur nach eine besondere Kriegshilfe nicht leisten. Den Kriegsteilnehmern, die eine Unfallrente seither bezogen, wird diese aber auch während der Kriegsdauer weiter gezahlt. Die Berufsgenossenschaften beschlossen, gegenüber solchen Kriegsteilnehmern, die in Feindesland stehen, allgemein von Rentenherabsetzung oder Rentenentziehung Abstand zu nehmen. Auch bei solchen Rentenempfängern, die sich zu militärischen Dienstleistungen noch im Inland befinden, soll in der angegebenen Richtung Rücksicht geübt werden.

Am umfangreichsten ist die Hilfe der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Sie entschädigt die

Digitized by Google

66⅔ Prozent und mehr betragende Erwerbsunfähigkeit und unter bestimmten Voraussetzungen den Verlust des Ernährers. Bei voraussichtlich dauernder Erwerbsunfähigkeit wird vom Tage des Eintritts derselben an die Invalidenrente gewährt, bei vermutlich vorübergehender Erwerbsunfähigkeit nach 26wöchentlicher Dauer derselben die Krankenrente. Auf die Ursache der Invalidität kommt es nicht an, sodaß auch die durch den Kriegsdienst erkrankten oder verletzten Versicherten die Renten erhalten. Nach den Entscheidungen der Versicherungsbehörden wird bei Krankenhaus- oder Lazarettbehandlung immer Invalidität im Sinne des Gesetzes angenommen. Beim Tode eines Versicherten (auch Kriegsteilnehmers) erhalten die ehelichen Kinder bis zur Vollendung des 15. Lebensjahres eine Waisenrente, die Witwe, wenn sie erwerbsunfähig ist, eine Witwenrente, und wenn sie das nicht ist und selbst Beiträge zur Versicherung geleistet hat, in der Gestalt des Witwengeldes eine einmalige Abfindung. Die Militär- und Kriegsdienstzeiten werden in vollem Umfange als Beitragszeiten angerechnet. Die Zahl der festgesetzten Waisenrenten stieg allein von 30240 im Jahre 1914 auf 107995 im Jahre 1915, wobei nur die Renten für die ganzen „Waisenstämme" gezählt sind.

Besonders hervorzuheben ist, daß alle die Leistungen aus der sozialen Versicherung nicht auf die Entschädigungen von der Militärverwaltung auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes u. s. w. angerechnet werden und beide Unterstützungen neben einander laufen. Die aufgeführten Einrichtungen erschöpfen aber noch nicht die Kriegshilfe der Sozialversicherung. So stellten bei Kriegsbeginn zahlreiche Versicherungsträger aus allen Zweigen der Versicherung ihre Krankenhäuser und Heilstätten zur Verpflegung der Verwundeten zur Verfügung, des weiteren wurden gemeinsame Unternehmungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten beschlossen. Die Invalidenversicherungsanstalten leisteten in den Jahren 1914 und 1915 rund 27 Millionen Mark Aufwendungen für allgemeine Kriegswohlfahrtszwecke wie Zu-

Digitized by Google

schüsse für das Rote Kreuz, Beschaffung von Wollsachen u.s.w. Daneben gewährten sie 1915 noch 46 Millionen Mark Darlehen zur Linderung der Kriegsnot an die Gemeinden und schließlich zeichneten bis jetzt alle Versicherungsträger rund eine Milliarde Mark für die Kriegsanleihen. So ist auch die Arbeiterversicherung bemüht, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen und ihre verfügbaren Kräfte mit in den Dienst der Milderung der Kriegsfolgen zu stellen.

Sonderfrieden und Moral in England

Von Arthur Bonus

Vor etwas über zweihundert Jahren brach England im Spanischen Erbfolgekrieg seinen Vertrag mit den Alliierten, um auf deren Kosten im ihm günstigen Moment seine koloniale und wirtschaftliche Beute durch einen Sonderfrieden einzubringen. Dieser Präzedenzfall ist aus mehr als einem Grunde für uns interessant.

Einmal durch die sehr erwägenswerte Tatsache, daß auch damals wie heute der Krieg von den Whigs geführt wurde. Die Torys, die in währendem Krieg ans Ruder kamen, machten ihm ein Ende. Als vor einigen Jahren die Macht an die Whigs, die Liberalen, überging, glaubten Schlauköpfe in Deutschland, nun sei der Friede gesichert. Indessen scheint es ein sehr häufig sich durchsetzendes geschichtliches Gesetz zu sein, daß die herrschende Partei den Namen, die unterliegende den Inhalt der Politik hergibt. Einen besonderen und, wie es den Anschein hat, nicht unglücklichen Fall dieses Gesetzes stellt die deutsche Politik dar: die herrschenden Parteien vertreten die Staatsnotwendigkeiten und die solide für ein so großes Staatswesen nötige Schwere, die Opposition den Antrieb und die Anregungen nach vorwärts. Daher konnte es kommen, daß Deutschland das sozial fortgeschrittenste Staatswesen wurde, und aufmerksame Vergleicher haben finden wollen, daß es wohl „unsympathischer", aber doch liberaler regiert werde, als die berühmten Republiken, in denen jede Partei, wenn sie endlich ans Ruder kommt, vor allem den Staat in Schnelle ausrauben, ihre übrige Tätigkeit aber zur Reklame für ihr Programm gestalten muß. Die solidere Grundlegung erlaube ein wohl langsameres, doch sichreres Vorschreiten. (Aehnliche Gedankengänge hat neulich der religiös-soziale Schweizer Kutter im Kunstwart vortrefflich entwickelt.)

Digitized by Google

Der zweite Grund, aus welchem jener Sonderfriede 1711 so interessant für uns ist, liegt in der Person dessen, der ihn vor der Oeffentlichkeit anregte und moralisch vertrat. Es war Jonathan Swift, der ein Jahrzehnt später der grimmigste, gefürchtetste und gehaßteste Ankläger der englischen Politik wurde, den es gegeben hat. Wenn man darauf achtet, wie dieser Mann in jener Empfehlungsschrift für den Sonderfrieden (Werke, Deutsche Ausgabe von F. P. Greve, Berlin, Oesterheld I, S. 354 ff.) rein wirtschaftlich argumentiert, indem er dennoch das wirtschaftlich Wünschenswerte moralisch zu rechtfertigen weiß, so versteht man gut, wie scharf er die konfessionell und moralisch maskierte Hungerpolitik Englands gegen Irland durchschaute, und mit wie durchschlagendem und sozusagen endgültigem Hohn er sie zu charakterisieren verstand. Wir haben eben in dieser bedeutenden und umfassenden Person die seltsame Gunst, ein und dieselbe Mentalität als Subjekt und als Objekt der englischen Politik genießen zu dürfen. Als Engländer und somit als Subjekt englischer Politik berät er den Sonderfrieden, indem er die wirtschaftliche Torheit geißelt, sich durch eine Politik von Treu und Glauben gegen die Verbündeten künftige Konkurrenten in eben ihnen großzuziehen. Und er weiß diese Politik des Vertragsbruchs selbst moralisch aufs Trefflichste zu maskieren. Erstens hätten die Verbündeten ihrerseits den Vertrag nie gehalten, zweitens seien die Engländer, die ihn halten wollten, bestochen. Man sieht die beiden Hauptkampfmittel der englischen Moral bereits völlig ausgebildet: Schuld finden und Schuld erfinden, will sagen: die wirklich vorhandene Schuld bei den andern sehen, bei sich verdecken, und nicht vorhandene Schuld anwerfen, was wir in unserer Grobheit „verleumden" nennen. Als Ire und somit Objekt englischer Politik zeigt er dann zehn Jahre später, wie diese englische Politik einen Engländer selbst berührt, wenn sie gegen ihn angewandt wird.

Das könnte sehr amüsant sein, wenn es nicht für Swift selbst so tragisch ausgelaufen wäre. „Gleich einer vergifteten Ratte im Loch vor Wut zu krepieren" nennt er sein Schicksal. Und fast wortwörtlich ist das eingetroffen. Nicht ohne daß er seiner vergifteten Wut zwei unvergängliche Denkmale geschaffen hat. Das eine jenen Vorschlag an England, das irische Volk doch lieber gleich direkt zum Gegenstand einer Schlachtviehzucht zu machen (Werke I, S. 321 ff.) und das andre in dem satirisch-politischen Roman Gulliver, insbesondre jenem Schlußteil, in welchem er seine Ideale von wirtschaftlicher Weisheit und von Treu und Glauben in der Politik nur noch unter Pferden verkörpert finden kann, die Menschen dagegen in einem widerwärtigen jeder Veredlungsfähigkeit ermangelnden Affengeschlecht wieder entdeckt: gib diesen Scheusalen Vernunft, und du hast etwas unendlich Schlimmeres, als diese Affen jetzt sind, — Menschen! Gulliver kehrt heim, indem er die Berührung und den Anblick der Menschen nicht mehr ertragen kann.

Digitized by Google

Das wurde nicht viel später Swifts eigenes Schicksal. Auch er war von einer langen Reise heimgekehrt, die ihn von der englischen Festlandpolitik durch die Irenpolitik zu eigenem politischen Nachdenken geführt hatte: er versank in wortlosen Wahnsinn aus Menschenverachtung, und in dem starb er.

Doch dies nebenaus. Mir liegt an einigen politischen Anmerkungen zu diesem merkwürdigen Leben.

Einmal inbezug auf den Sonderfrieden. Man kann fragen, ob nicht Swift mit seinen Vorwürfen gegen die Verbündeten Recht gehabt habe. Vielleicht ja. Ein Mann wie Swift sieht das sachlich Wichtige, das sich brauchen läßt. Ganz gewiß hatte er Recht inbezug auf die unvernünftigen, weil auf Demütigung des besiegten Feindes ausgehenden Friedensbedingungen, welche jene Diplomaten stellten, die ihre Kunst vom Ehrenstandpunkt eines heutigen Mensurbodens aus ansahen. Es ist nur außer anderem die Frage die, einmal ob England selbst alle Vertragsbedingungen erfüllt hatte, dann aber und vor allem, ob sich überhaupt Verträge in langen umfassenden Koalitionskriegen völlig halten lassen, zumal schriftliche. Dies gerade ist das Interessante, daß ein sicher bindender Vertrag gegen Sonderverhandlungen sich gar nicht schließen läßt, da alle Möglichkeiten eines lange andauernden und vielfältige Interessen berührenden Kriegs sich nicht im voraus berechnen lassen, und also ein Weg hinaus sich stets finden lassen wird, sobald das Bedürfnis da ist. Zu Anfang des jetzigen Krieges schrieb ein italienischer Politiker: Es ist selbstverständlich, daß wir mitmachen müssen, und es ist selbstverständlich, daß wir es gegen Oesterreich tun müssen. Es ist ferner selbstverständlich, daß wir nicht ohne zureichenden Grund den Bund mit Oesterreich brechen dürfen, damit wir nicht handeln, wie die ehrlosen Deutschen tun. Was ist also zu tun? Das ist Sache der Diplomaten; haben die nicht einmal das gelernt, wie man einen moralisch zureichenden Grund zum Bruch eines Vertrages findet, so verstehen sie ihr Handwerk nicht, und man soll sie davon jagen. So Prezzolini in der Florentiner „Voce". Es bleibt auch ohne eine so perverse Koketterie mit Immoralismus leider richtig, daß nichts leichter ist, als Gründe zu einem Vertragsbruch finden. (Andrerseits werden vielleicht die Italiener, noch ehe der Krieg völlig gar wird, bemerken, daß es eine immanente Moral in den politischen wie in allen Handlungen gibt, die sich nicht ebenso ungestraft brechen läßt wie ein Vertrag, und nach der es sich seinerseits erst entscheidet, ob ein Vertragsbruch ein crimen laesae moralitatis ist oder das Zerreißen eines Fetzens Papier.)

Zweitens möchte ich eine Bemerkung anführen aus der Swiftschen Schrift über den Sonderfrieden:

Als es soweit war, sagt er, daß ein anständiger Friede möglich war, tauchten plötzlich statt der ursprünglichen neue visionäre Kriegsziele auf, und die san-

Digitized by Google

guinische Stimmung im Lande wurde von denen ausgenutzt, „die gewiß waren, um so reicher zu werden, je ärmer die Allgemeinheit wurde." „Hatten die Leute, die auf so wilden Forderungen bestanden, je das ernsthafte Streben nach einem Frieden?" Bacon spricht von Leuten, die ein Haus anzünden würden, um an den Flammen bequemer ihre Eier rösten zu können. Swift fügt hinzu, er glaube, dies Geschlecht sei noch nicht erloschen. Er hat auch für heute noch Recht. Haben die Leute, die jetzt die wilden Forderungen tagtäglich in den französischen, russischen, englischen Zeitungen stellen, ein Interesse am Frieden, oder rösten sie nur ihre Eier? Oder, oder — hat für sie der Swiftsche Ausdruck „Visionen" einen tieferen Sinn? Man weiß, daß Visionen als Gegenschlag zu einer hoffnungslosen Gegenwart entstehen. Damals indessen ging es England so gut, daß es den Kopf klar behalten konnte, um, wenn auch nicht fein, so doch klug zu handeln. (Heute mag das schwerer sein, wo die Moral des Mensurbodens sich mit der natürlichen Hartnäckigkeit und der Angst vor dem Neuen verbündet.)

Drittens noch eins: Wir sahen bereits, daß Swift als Engländer sehr wohl weiß, und auch in Rechnung setzt, daß es verschiedene moralische Aspekte von einer jeden Sache gibt, und daß die Kunst des sogenannten moralischen Lebens darin besteht, zu sehen, welche moralische Losung jeweils mit dem besten Geschäft zusammengeht. Er weiß es, und macht von dieser Einsicht Gebrauch, ernsthaft und positiv in der Sonderfriedensschrift, höhnisch und negativ in den irischen Klagen. Dabei nun aber unterscheidet ihn eines von seinen Landsleuten. Sie begründen ihre wirtschaftlichen Maßnahmen noch mit konfessioneller, er bereits mit Aufklärungsmoral. Und auf dieser Entwicklungsstufe, die gewiß höher ist, als die der Konfessionskriege, aber wesentlich doch noch die gleiche Sache, stehen die angelsächsischen Völker noch heute.. Sie halten offensichtlich noch heute ernstlich für ideal, ganze Völker mit Kanonen, eigenen oder wenigstens gelieferten, zu ihrer Art Moral zu bekehren. Nicht, daß sie diese Beweggründe wirklich immer hätten, aber sie müssen sie doch für ideal halten, sonst würden sie sie nicht vorschützen.

Auch unter uns ist diese Art Unreinlichkeit im Geistigen nicht ganz unbekannt. Im Ganzen aber wirft man uns umgekehrt Zynismus vor, worunter man eben versteht, daß wir die moralischen Verkleisterungen als die Unreinlichkeit durchschauen, die sie sind, und daß wir den Krieg für Moral als selbst unmoralisch erkannt haben und verwerfen.

Wir unsrerseits würden die angelsächsischen Moralismen genau so als Donquichoterie ansehen und belächeln, wie wenn man uns heute Kriege zur Verbreitung des Christentums vorschlagen wollte; leider haben wir aber durch schwere Erfahrungen einsehen lernen, daß sie etwas viel Schlimmeres sind, nämlich der Versuch, die moralischen Ideale für Geld heiliges Blut schwitzen zu lassen, der Versuch, friedliche Völker zur Ader zu lassen für englische Interessen.

Digitized by Google

Hans Wreden

Von S. Ausländer

(Schluß)

Hans war so vernünftig, seinen Gevatter über die Szene, die sich im Palais abgespielt hatte, nicht auszufragen, während Herr Lebentz, guter Dinge, eine Melodie vor sich hinsummte, mit dem jungen Mann unaufhörlich schwatzte, ihn nach Neuigkeiten aus der Heimat ausfragte, und er erschien Hansen ein sehr liebenswürdiger, wenn auch sonderbarer Alter. Zu Hause entledigte sich Lebentz seiner Perücke und des Rockes, öffnete den Brief seines Freundes Wreden, und nachdem er eine mächtige Brille aufgesetzt hatte, begann er ihn zu lesen, wobei er die Lippen bewegte. Als er den Brief zweimal durchgelesen hatte, schien er eine Weile etwas zu überlegen, dann begann er mit durchdringender Stimme zu lachen, stürzte sich auf Hans, ihn zu umarmen, und keuchte:

„Mein teurer, mein lieber Hans, wie freue ich mich, wie freue ich mich." Und mit demselben Lachen öffnete er die Türe, die nach oben führte, und rief: „Martha, Martha!"

Das Fräulein eilte, mit den Absätzen klopfend, die Treppe hinunter, doch blieb sie in der Türe stehen und blickte bescheiden vor sich hin. Jetzt erschien sie Hans nicht mehr so blaß und noch jünger.

„Martha, unser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Hans ist angekommen. Mein Freund schreibt mir, daß er unsere alte Uebereinkunft halten will. Allerdings schreibt er, er bittet, Hans zuerst zu prüfen, aber man sieht es ihm ja an, was für ein prächtiger Bursche er ist, und wie schön, nicht wahr?" Und der Alte keuchte vor Lachen.

Martha stand gegen die Türe gelehnt, ohne die Augen zu erheben, mit ernstem Gesicht.

Als Lebentz zu lachen aufgehört hatte, sagte er mit einer sonderbaren Grimasse:

„Fräulein Martha, Herr Wreden bittet, Ihnen seinen Sohn als Bräutigam vorzustellen. Auch ich gebe meine Einwilligung. Nun treten Sie näher und geben Sie unserem lieben, guten Hans einen Kuß."

Hans kam diese Wendung der Dinge durchaus unerwartet, doch drückte er mit keiner einzigen Gebärde seine Verwunderung aus. Martha trat leise an ihn heran und, sich auf die Zehenspitzen stellend, küßte sie ihn mit gesenkten Augen auf die Lippen.

Digitized by Google

„So, nun gut," sagte Lebentz mit einem gutmütigen Lächeln. „Nun wird alles glatt gehen. Fräulein Martha wird sich beruhigen, unser guter Hans bleibt bei uns. Doch führen Sie sich vernünftig auf, und küssen Sie sich nur in meiner Gegenwart. Ich bin ja nicht streng."

Dann zeigte er Hans das Zimmer in der oberen Etage, das neben seinem Kabinett und Marthas Gemach lag, ein ziemlich geräumiges, blau angestrichenes Zimmer mit einer Aussicht auf den Garten und auf die Newa.

Trotz seiner fürchterlichen Müdigkeit machte sich Wreden, als er allein war, und bevor er sich zur Ruhe legte, daran, in sein Tagebuch einiges einzutragen, wie er es, dem Rate seines Vaters gemäß, täglich seit seinem achten Lebensjahr zu tun pflegte.

„Der Vater Lebentz und seine Tochter sind eigentlich Sonderlinge, haben mich aber sehr gut aufgenommen. Wie es sich herausstellte, hat mein Vater über meine Hochzeit mit Fräulein Martha geschrieben. Sie ist noch ein kleines Mädchen, zu hager, doch dieses als auch die eigentümliche Art, mit der sie mich empfangen hatte, wird sich wohl mit den Jahren geben. Uebrigens muß man zuerst in Erfahrung bringen, ob Lebentz reich ist und von irgend welchem Einfluß; der Kaiser war grausig, und er ist ein wirkliches wildes Tier, obwohl er sehr majestätisch aussieht."

III.

Hans hatte sich schnell an seine Wirtsleute und an seine neue Lage gewöhnt. Herr Lebentz verbrachte fast den ganzen Tag in seinem Kabinett, wohin niemand Zutritt fand, und kam nur für kurze Zeit nach unten, um zu essen. Martha ging mit unhörbaren Schritten durch das Haus und kam bisweilen in Hansens Zimmer; sie war still, bescheiden, doch freundlich, und Hans bemerkte keinerlei Sonderheiten an ihr. Nachmittags sprach Herr Lebentz bisweilen: „Nun, Kinder, könnt ihr ein bißchen spazieren gehen."

Martha setzte alsdann einen Hut mit blauen Bändern auf, und faßte sie dann unter den Arm und führte sie, stets ein und denselben Weg, zur Newa. Sie setzten sich ans Wasser auf Steine und blickten auf den im Sonnenuntergang flammenden Himmel, der sich im schwarzen, kalten Flusse spiegelte, und der, an Sümpfen, halberbauten Schlössern und armen Hütten vorbei, dem Meere zuströmte.

Hans erzählte von seiner Heimat, die Martha, erst einige Monate alt, verlassen; manchmal sang er auch fröhliche Studentenlieder, ohne dabei zu bemerken, daß seine Gefährtin fast nie den Mund öffnete und nur kurz auf die Fragen antwortete und bisweilen mit ihren dünnen roten Lippen lächelte.

Als einmal Hans von den lustigen Spaziergängen außerhalb der Stadt erzählte, wobei die Mädchen unter dem Lindenbaum tanzen, die oft zu Hoch-

Digitized by Google

zeiten oder Zweikämpfen führen, unterbrach Martha, die nicht sehr aufmerksam zugehört hatte, plötzlich den Erzähler mitten im Worte mit der Frage:

„Ist es Ihnen schon passiert, daß sie jemand erschlagen haben?"

„Nein, Fräulein, das ist mir noch nicht passiert, wir sind Leute von Art, genügsam, und wenn wir unserem Gegner ein Stück seiner Nase berauben, sind wir zufrieden; wir vertragen uns beim Glase ebenso fröhlich, wie wir in Streit geraten."

„Nun, wenn es aber gälte, Ihre Ehre, Ihr Leben, Ihr Glück zu verteidigen, würden Sie es dann vollbringen" unterbrach ihn Martha ungeduldig.

„O, glauben Sie mir," versetzte Hans mit einem selbstzufriedenen Lächeln, „meine Hand würde nicht zittern, und mein Auge ist dermaßen sicher, daß ich mit dem ersten Schlage das Herz des Feindes träfe."

„Wohin muß man denn zielen?"

„Hierher!" Und in Eifer geraten, knöpfte Hans seine Weste auf, erfaßte Marthas Hand und führte sie an sein feines Hemd, damit das Mädchen das Herz pochen fühlte.

Martha horchte mit so großer Aufmerksamkeit auf seine Erklärungen und warf einen so gierigen Blick auf die Stelle, wo der Schlag am wirksamsten treffen würde, daß Hans unwillkürlich in Verwirrung die Hand der Braut sinken ließ und die Weste wieder zuzuknöpfen begann, seine Erzählung setzte er nicht mehr fort, und so erreichten sie schweigend das Haus.

Erst als sie die Treppe hinaufgestiegen waren und vor der Türe standen, hinter der das Lachen des Herrn Lebentz sich vernehmen ließ, der augenscheinlich sich mit einem Gaste unterhielt, ergriff Martha die Hand ihres Verlobten und flüsterte: „Wie ich Sie liebe, teurer Hans, wie ich Sie liebe," und eilte hastig nach oben, wo sie die Türe hinter sich abschloß.

Hans blieb einige Minuten wie versteinert stehen, und dann suchte er gleichfalls sein Zimmer auf. Als er an Marthas Zimmer vorbeikam, rief er unentschlossen: „Martha, Fräulein Martha." Doch niemand rührte sich hinter der Türe.

Nicht mehr ganz unerfahren in Liebesangelegenheiten, mußte sich Hans gestehen, daß das unerwartete Geständnis ihn in große Erregung versetzt hatte, und er schritt lange in seinem Zimmer auf und ab, bevor er sich einigermaßen beruhigte und zu sich kam.

Nachdem er sich mit kaltem Wasser gewaschen hatte, nahm er ein Buch und setzte sich ans Fenster, da man in der Dämmerung noch ohne Licht gut lesen konnte.

Digitized by Google

VI.

Hans legte das Buch beiseite, als es schon ganz dunkel wurde; doch blieb er sitzen, ohne die Stellung zu ändern, und blickte auf den letzten, flammenden Widerschein der hinter der Newa untergegangenen Sonne. Marthas Geständnis und die Andeutungen ihres Vaters über die Möglichkeit einer Beförderung und das ganze ungewohnte Leben in dieser wilden Residenz zwangen ihn zu angestrengtem Nachdenken, und so kam es, daß er nicht sofort antwortete, als an die Türe geklopft wurde, und als es zum zweiten Mal klopfte, öffnete er die Türe und blieb verwundert stehen, als er Herrn Lebentz in einer sonderbaren Verfassung erblickte: Die Perücke war verschoben, und der Schweiß rann ihm in dicken Perlen über das Gesicht, während er halb verlegen, halb erregt lächelte.

Herr Lebentz trat ins Zimmer, schlug hastig die Türe hinter sich zu und sagte im Flüsterton:

„Nun, mein teurer Sohn, kommen Sie, ich weiß, daß Ihnen eitle Vorurteile fremd sind, doch müssen sie mir schwören, alles auszuführen, was der heutige Abend von Ihnen fordern wird, unerschütterlich zu sein, vor nichts zu weichen und sich mir vollkommen anzuvertrauen. Denken Sie daran, daß die nächsten Stunden uns auf solch eine Höhe bringen können, von der es Ihnen niemals geträumt hat, oder auch zu Grunde richten, wenn Sie nicht entschlossen sind. Schwören Sie mir."

„Ich schwöre," versetzte Hans gleichfalls flüsternd, während er in der Dunkelheit im Gesicht des Herrn Lebentz zu lesen suchte . . .

„Nun nehmen Sie Ihren Degen, und kommen Sie mit. Gestatten Sie, ich will Sie küssen."

Hansen schien es, daß die Lippen, die ihn berührten, bebten, doch die Angst seines Wirtes verlieh ihm Entschlossenheit und Bereitschaft zu jeglicher Tat, ja sogar zum Verbrechen.

Sie stiegen ins runde Zimmer der ersten Etage hinunter. Hier brannten noch keine Lichter, und nur von den im Kamin glimmenden Kohlen fiel ein matter Schein auf die hohen Reitstiefel und die dunkle Weste eines Fremden, der im hohen Sessel saß, dessen Gesicht jedoch Hans nicht erkennen konnte.

Herr Lebentz wandte sich mit dem ihm eigenen spöttischen Ton zu dem Gast auf deutsch:

„Hier, Herr, gestatten Sie, Ihnen Herrn Wreden vorzustellen, den Verlobten des Fräulein Martha, mit ihm werden Sie es von nun an zu tun haben."

Der Fremde wandte sich im Sessel um und zischte einige Worte hervor, dann begann er deutsch zu sprechen, nicht ganz fehlerfrei und mit großer Mühe:

„Was will nun Herr Wreden?"

Digitized by Google

„Jetzt hängt alles von ihm ab, Fräulein Martha gehört ihm," sagte Herr Lebentz.

„Nun, verfluchte Deutsche, redet schneller, und ich will Euch alles geben, bis aufs Hemd will ich alles weggeben, nur schneller! Nun, nun . . ."

Der Fremde erhob sich. Er reichte fast mit dem Kopf bis zur Decke und wankte wie ein Betrunkener.

„Verfluchte Kräuter. Nun flink, ich sagte ja, daß ich alles . . . Ich werde Dich nicht betrügen."

Er wankte und schnob.

„Schneller, schneller, alles, mein ganzes Reich gebe ich weg."

„Das sind hübsche Späße," lachte Lebentz laut und flüsterte Hansen zu: „Sagen Sie ihm, daß Sie Martha nicht abtreten wollen."

Hans trat vor und sagte entschlossen und kalt:

„Mein Herr, Sie belieben zu scherzen. Doch es gibt Späße, die die Grenze des Anstandes überschreiten."

„Ich werde Dir . . .!" schrie der Fremde; und es folgten unziemende Flüche.

„Mein Herr, vergessen Sie nicht, mein Degen hat noch ganz andere Raufbolde gezähmt," unterbrach ihn Hans.

„Nun, was willst Du eigentlich? Ich halt's nicht länger aus. Ihr habt mich zu Tode gequält, Verruchte." Und der Fremde brach im Stuhl zusammen.

„Das Reich," flüsterte Lebentz Hansen zu.

„Das Reich," sagte Wreden mit fester Stimme und, sich über den Fremden beugend, blickte er ihm ins Gesicht. Dieses war schrecklich anzusehen, die Augen hatten sich mit Blut gefüllt, das Gesicht war dunkel und die Zähne gefletscht.

„So nehmt es," stöhnte er, „wo ist Dein Papier?"

Lebentz holte das Papier hervor, doch bevor er es übergab, sprach er feierlich: „Denken Sie daran, Herr, daß dies kein Scherz ist, sollten Sie nachher darauf verfallen, sei es durch Bitten oder Gewalt, unseren Vertrag zu zerstören, werden Sie von eben der Macht, von deren Kraft Sie, hoffe ich, sich überzeugt haben, mit dem Tode bestraft werden, und wogegen Sie keine irdische Gewalt schützen kann. Denken Sie daran."

„Schon gut, ich weiß es," versetzte der Fremde.

Lebentz setzte die Brille auf und las die letzten Worte des Vertrages vor: „Im Falle ich dies alles nicht erfülle, will ich mich in die Hände des Lucifer, das ist des Teufels, geben, will des bösen Todes sterben und die Seele den ewigen Gewalten ausliefern. Dies will ich heilig halten. Amen."

Lebentz übergab dem Fremden Papier und Feder, und über die Lehne des Sessels gebeugt, konnte Hans deutlich sehen, wie der Fremde mit steilen, lateinischen Buchstaben unterzeichnete: „Petrus."

Digitized by Google

Lebentz faßte Hansen unter und führte ihn auf die Treppe, wo er ihm zuflüsterte:

„Bringen Sie das Fräulein da hinein, Sie müssen sie zwingen, zu kommen und sich nicht zu widersetzen. Sie ist eine überspannte Dirne, geben Sie acht, daß sie uns nicht zugrunde richtet. Ich weiß, sie hat ein Messer, das müssen Sie ihr wegnehmen." Und nach diesen Worten eilte er die Treppe hinauf nach seinem Kabinett. Hans folgte ihm langsam.

„Fräulein Martha, öffnen Sie," klopfte er an ihre Türe.

Die Türe wurde sofort geöffnet. Martha stand vor ihm mit aufgelöstem Haar (Hans bemerkte zum ersten Male dessen goldigen Schimmer) im weißen Kleide, mit einem Licht in der Hand.

„Teurer Hans, wie ich Sie liebe," rief sie, den Leuchter fallen lassend, und die Arme weit ausbreitend, umschlang sie Hansen.

„Fräulein, ich bin gekommen, Sie zu holen," sagte Hans mit dumpfer Stimme, indem er sich sanft ihrer Umarmung, die ihn brannte und mit tiefer Erregung erfüllte, entzog.

„Ich gehe nirgends hin, ich liebe Sie, und lieben etwa Sie mich nicht, mein herrlicher Ritter, mein Bräutigam . . ."

„Ich bin gekommen, Sie zu holen."

Martha schwieg.

„Im Namen Ihrer Liebe zu mir," sagte Hans.

„Im Namen meiner Liebe," flüsterte das Mädchen.

„Ich komme," sagte sie dann laut, zog mit einer entschlossenen Bewegung einen dünnen, langen Dolch hervor, den sie auf die Erde schleuderte, und ging die Treppe hinunter. Hans folgte ihr. Er öffnete die von Lebentz angewiesene Türe, führte das Mädchen in ein großes Zimmer, in dessen Mitte unter einem Baldachin ein breites Bett prangte. Nachdem er Martha im dunklen Zimmer zurückgelassen hatte, trat Hans in das runde Speisezimmer. Peter saß noch im Sessel.

„Bitte sehr," sprach Wreden mit kalter Stimme.

Peter erhob sich und trat wankend und schwer atmend auf die Türe zu. Hans öffnete die Türe vor ihm und schloß sie gleich hinter ihm.

Aus dem Nebenzimmer drang kein einziger Laut. Erst nach einer Weile erscholl ein absonderlicher, irrsinniger Schrei, auf den hin Hans unwillkürlich einen Schritt vorwärts tat, doch besann er sich, wankte und warf sich in den Sessel.

Schon waren die Kohlen im Kamin verglommen, Hans saß noch immer unbeweglich, und im Zimmer war es still. Endlich regte es sich da drinnen, eine Tür wurde zugeschlagen, und jemand rannte hastig die Treppe hinauf. Da Hans der Warnung seines Wirtes sich erinnerte, den Gast zu schützen,

Digitized by Google

steckte er ein Licht an und trat in das anliegende Zimmer. Auf dem Bette lag mit ausgebreiteten Armen, in den schmutzigen Reitstiefeln, mit der offenen, haarigen Brust und zerwühltem Haar der Kaiser. Er schnarchte. Hans führte das Licht an das Gesicht, doch der Schläfer schlug die schweren, blauen Lider nicht auf. In diesem Augenblick zeigte sich in der andern Türe das weiße Kleid Marthas.

„Was wollen Sie tun?" rief Wreden und ergriff sie bei der Hand.

„Lassen Sie mich. Ich erschlage ihn, und alles wird vergessen sein. Wir wollen weit fort von hier, ja, ja," flüsterte sie. Wreden ließ ihre Hand los. Sie blickte einen Augenblick lang den Schlafenden an, dann wandte sie sich zu Wreden; in ihren Mundwinkeln stand Schaum, ihre Augen glänzten, das Kleid war zerrissen, die Arme und der Hals entblößt.

„Wo trifft man am besten?" flüsterte sie mit irrsinnigem Lächeln. „Ja, hierher."

Sie führte Ihre Hand an Wredens Brust, horchte einige Augenblicke, wie das Herz schlägt. Plötzlich riß sie die Hand los, und mit der anderen stieß sie den dünnen, langen Dolch ihm gerade ins Herz. Ohne Schrei brach er zusammen, während sein Blut, hoch aufspritzend, das Licht auslöschte, das er noch fest in der Hand umklammert hielt.

Der auf dem Bette Schlafende schnarchte und brummte durch die Zähne hindurch: „Preobrashensker, her zu mir!"

Der Urlauber

Von Heinrich Hutter

Sieg und Höchstpreis schwanken heftig,
Und ich seh kein Ende nicht,
Alle Herzen sind geschäftig
Und auf Kriegsgewinn erpicht,
Halalo und hilala.

Heidelbeer und Haselnüsse
Schützt die Habsucht vor Verderb,
Liebe mit und ohne Küsse
Steigt im Preis und Wettbewerb,
Halalo und hilala.

Digitized by Google

Schatz, schlag ein! Wir machen Kippe:
Jeder Kuß sei dein und mein
Und es wird die stumme Lippe
Ein beredter Fürsprech sein,
Halalo nnd hilala.

Gib mir deine Rosenwange,
Eh' die meine blaß und fahl,
Hole nach . . . Es ist auf lange
Und vielleicht zum letzten Mal,
Halalo und hilala.

Goldausgleich.

Die gegenwärtig erstrebte Verbesserung unserer Zahlungssitten, die Erziehung zum „bargeldlosen Zahlungsverkehr" berührt in ihrer ursprünglichen Tendenz den Kern nationaler Geldwirtschaft in einer Weise, daß jedes naiv wirtschaftliche Individuum, das die von der Presse, den Handelskammern, den Großbanken, neuerdings auch von der Reichsbank an die Oeffentlichkeit gerichteten Ermahnungen vernimmt, auf jeden Fall eine Ahnung erhält, in welch entscheidender Weise die Zahlungsform den nationalen Kredit beeinflussen kann. Wir wirtschaften heute, soweit der Reichsbankgiro- und Postscheckverkehr außer Betracht bleibt, mit einem staatlichen Kapital von Vertrauen zu unseren Depositenbanken und Sparkassen; wir empfehlen die „cartale" Zahlungsform (um mit Knapp zu reden) als eine Nutzung dieses Vertrauens zu Gunsten der Notendeckung; aber im Hintergrund dieser praktischen Bestrebungen liegt doch der alte Gegensatz zwischen Zahlung und Verrechnung, der in England schon seit Jahren durch den Ausbau des Clearing-Verkehrs beseitigt ist, den wir selbst durch die Einführung des Postkartenschecks überwunden glaubten und der sich doch gerade in diesem Krieg in der Zurückhaltung von Goldgeld durch Private wieder in seiner grob-metallistischen Form unrühmlich gezeigt hat.

Abgesehen von den sehr nützlichen Ermahnungen zur Beschränkung von Barzahlungen dürfte es aber doch auch recht wertvoll sein, die in früheren Jahren aufgestellten weltwirtschaftlichen Theorien über die Möglichkeit eines internationalen Ausgleichs sich an den Erfahrungen dieses Krieges zu vergegenwärtigen. Wir kommen dabei auf die Probleme, um deren Lösung sich die Wirtschaftskonferenzen der Entente im Grunde stets bemühen, wenn auch handelspolitische Fragen des Warenverkehrs in den Vordergrund geschoben werden. Der Gedanke gegenseitiger Goldaushilfe seitens der Zentralnotenbanken, den Herr Luzzati schon vor 1914 hitzig vertreten hat, bewegt tatsächlich heute wieder äußerst lebhaft die Gemüter aller Staatsbanken, die zur Bank von England in einem mehr oder weniger angenehmen Kundenverhältnis stehen.

Digitized by Google

Goldsendungen waren in Friedenszeiten das normale Mittel zu einem mechanischen Währungsausgleich. Die Mengen, die von Staat zu Staat versandt wurden, regulierten die durch den Warenverkehr entstehenden Schwankungen. Daß Goldaushilfen zwischen befreundeten Staaten (Frankreich und England, Oesterreich und Deutschland) vorkamen, beweist aber aufs deutlichste, welchen politischen Wert man der durch Golddarlehen bewirkten Entspannung immer beimaß. In dieser Funktion war das Gold in erster Linie nicht Notendeckung, sondern Kriegsschatz und jede auf ein „Weltclearing" gerichtete Bestrebung wie die Bemühungen um den ewigen Frieden mit dem Stigma politischer Kurzsichtigkeit gekennzeichnet. Die Notenbank soll — das haben französische Stimmen am eindringlichsten betont — ein politisches Werkzeug der Regierung bleiben und ihr Goldschatz in seiner Verwertung politischen Einflüssen gehorchen.

In diesem Leitsatz charakterisiert sich der Abschluß, den alle Ausgleichsideen durch den Weltkrieg gefunden haben. Wenn Ostwald vor dem Krieg die Weltwährung empfahl, das heißt alle Währungssysteme auf die Einheit des Gramms Gold bringen wollte, so hat diese kuriose Vorstellung ja nirgends über den Kreis der „monistischen" Sekte hinaus irgendwo ernsthafte Beachtung gefunden; wohl aber hat es nicht an gut begründeten Versuchen gefehlt, durch die Ausbildung des „Zertifikats" als internationales Ausgleichsmittel die häufigen kostspieligen und volkswirtschaftlich jedenfalls nutzlosen Goldtransporte zu ersetzen.

Das Zertifikat wäre in seinem Wesen eine vollgedeckte Banknote, d. h. ein Ausweis über effektive Goldbestände, welchem somit der Charakter der tatsächlichen Goldzahlung zuzumessen wäre. Es sollte immer dann zur Verwendung kommen, wenn eine in der tatsächlichen Lage des Güterverkehrs nicht begründete Entwertung der Währung, also eine vorübergehende krisenhafte Erscheinung vermutet wird. Natürlich mußten die Befürworter dieses Ausgleichsmittels zunächst eine internationale Verständigung hierüber erstreben; ein wenn auch noch so loser Zusammenschluß der Zentralnotenbanken war für die Durchführung der Idee nicht zu entbehren. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Grundgedanke, in solchen Goldzertifikaten ein Mittel zu besitzen, um der Arbitragespekulation wirksam entgegenzutreten, für Praktiker sehr viel verlockendes hatte; er ist auch hauptsächlich von Bankiers verteidigt worden. Im Hintergrund liegen aber auch hier die Schwierigkeiten der Deckung verborgen: wo wäre der Fonds anzusammeln und zu verwalten, als dessen Vertreter sich die Zertifikate einführen, wie wäre er vor politischen Zugriffen zu sichern? Auch das Zertifikat kann nicht über die Tatsache hinweghelfen, daß die in den Wirtschaftswerten ruhenden Mächte sich nicht rechnerisch ausgleichen, sich nicht in einem Clearing auflösen lassen, weil sie eben auf dem Papier nicht meßbar, nicht vergleichbar sind.

Die gemachten Vorschläge haben gewiß ihr Gutes, weil sie dem Wirtschaftsleben Wege zur Verständigung, Mittel zur Vermeidung von Erschütterungen gewiesen haben; in diesem Sinn werden sie ihren Wert auch nach dem Krieg, trotz aller Wirtschaftsprogramme der Verbandsstaaten behalten. In die nationale Rechnung, die wir für kommende Friedensjahre heute zunächst aufstellen müssen, können wir sie nicht aufnehmen. Die Besserung der Zahlungssitten, an der wir arbeiten, wird den Grundlinien des vor Jahren von Knapp in seiner

Digitized by Google

„Staatlichen Theorie des Geldes" entworfenen Programms folgen müssen. Die heute wieder einmal „knappe Golddecke" wird gestreckt werden müssen durch die Verminderung des Notenumlaufs, d. h. durch die breiteste Verwendung des Verrechnungsschecks. Parallel damit gehen die Bemühungen der Großbanken und eine Erleichterung im Verrechnungsmodus; wenn wir heute immer noch kein Clearinghous haben, so werden wir es schaffen müssen und die Reichsbank kann sich der dankenswerten Aufgabe, hier helfend einzugreifen, nicht länger entziehen. Die Stellung unserer Währung im internationalen Markt nach Friedensschluß ist bedingt durch die Verbesserungen, welche wir in der Geldverfassung des Reiches jetzt, während des Krieges, rechtzeitig noch erzielen. In diesem Sinn kann die bisweilen mit allzuviel abergläubischer Geheimniskrämerei erörterte Frage der Rohstoffversorgung nur volkswirtschaftlich gelöst werden. Die weltwirtschaftlichen Resultate werden wir als Lohn der Mühe ansehen dürfen.

Bernhard Ihringer

Zur Sprachreinigung

Die Papiernot hat, scheint es, auch Gutes; sie befördert die Bemühungen, den Sprachstil des behördlichen Amtsverkehrs von dem geschichtlichen Wust zu entlasten. Man soll knapp und sachlich reden. Die vernünftigen Beamten sind gottfroh, daß sie seit ein paar Jahren schon ihr eigenes Deutsch schreiben dürfen, die andern freilich unglücklich, daß sie bislang mit den Schnörkeln und Formeln ihre Blöße decken konnten.

Vom Krieg erwarten viele Leute eine mannigfach reinigende Wirkung, besonders auch für die Sprache. Der amtliche Kampf gegen das Fremdwort hat ja einen Haufen von Seltsamkeiten gebracht; immerhin, wenn die Sprache größere Sauberkeit erhält, kanns nur recht sein. Wenn wir gegenwärtig mehr als früher Wiener amtliche Schriftstücke lesen, dann ist uns ja das Böse der alten deutschen Kanzleisprache wie Anekdoten aus der alten Zeit entgegengesprungen.

Bloß soll man nicht nur das für ein Fremdwort halten, bei dem die fremde Abstammung von unserer Sprache nicht oder nicht mehr verarbeitet wurde. Mir erscheint z. B. die Bildung „Allerhöchstsein ..." in der deutschen Sprache mindestens so sehr ein Fremdkörper als etwa das Wörtlein „Devot".

Es ist merkwürdig: diese Sprache ist wegen der Fürsten da, die Fürsten selber sind aber in der glücklichen Lage, selber ein unverkünsteltes gutes Deutsch, je nach ihrer Art, sprechen zu dürfen. Das konnte man jetzt öfters beobachten. Wenn etwa der Kaiser zu den Siegern vom Skagerrak sprach oder bei Hindenburg, so war das frisch, unmittelbar und unverkünstelt; wer ihm aber antwortete, mußte seine Empfindungen in formelhafte Wortgetüme einpacken, daß man beim Lesen ordentliche Mitleidsgefühle für ihn und für die von einer toten Ueberlieferung vergewaltigten Sprache spürte.

Das ist keine „demokratische" Kleinigkeitskrämerei. Die demokratische Welt hat gerade so wie die höfische ihre Formen und Formeln; in den sozialdemokratischen Kundgebungen spricht man z. B. einen sehr bestimmten und sehr verfilzten Jargon, der längst für einen Philologen reif geworden ist. Es handelt sich darum, unser Deutsch (und mit ihm unsere Gesinnung) einfacher, reinlicher und würdiger zu machen.

Digitized by Google

Warum ich das aber schreibe, ist, um einen Vorwand für den Abdruck einer schönen Stelle bei Jakob Grimm zu haben. An dem Tag, da ein Fürst in der Sprache eines Hofbeamten „Allerhöchst seinen Wunsch auszusprechen geruht" hatte, las ich zufällig die prachtvolle Akademierede, die der große Forscher im Jahre 1847 „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache" gehalten hat (Abgedruckt in den Kleineren Schriften bei Meyer und Jessen in Berlin). Dort heißt es:

„Weil aber das Widernatürliche an der Stelle, wo es begonnen hat, selten einzuhalten pflegte, sondern um sich zu greifen trachtet, so ist auch allmählich unter uns für die Anrede unserer Fürsten und Könige eine aufgedunsene Ausdrucksweise der Höflinge und Geschäftsleute eingerissen, wie sie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechischer oder römischer Zeremonie schien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter solcher äußerlicher Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majestät bloß in lateinischer Kanzleisprache, die zum Volk nicht so schnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unseres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinab ist noch keine Spur, daß einem König oder Fürsten, so häufig sie angeredet werden, jemals der Name Majestät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Diese Titel waren und klangen zu undeutsch, wie gangbar schon lange Zeit der Ausdruck durhliohtan für translucere, durhlinhtic für illustris gewesen war. Erst die an sich heilsame Anwendung deutscher Sprache für Urkunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hin und wieder begann, im vierzehnten und fünfzehnten allgemein ward, scheint das Uebersetzen lateinischer Kanzleiformen nach sich gezogen und dem hergebrachten deutschen Ausdruck Gewalt angetan zu haben. An Karls IV., wenn ich nicht irre, wenigstens an Friedrichs III. Hof mochte sich der deutsche Titel Majestät volksmäßig festsetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiser, als den ansehnlichsten aller europäischen Fürsten, pflegte man den Superlativ gnädigster und durchlauchtigster, der an sich schon die volle Potenz dieser Begriffe erreicht, noch durch Voraussetzung des Genetiv Pluralis aller d. i. omnium zu erhöhen, wie wir von altersher auch allerliebst, allerteuerst, allerletzt sagen. Von dieser Zeit an findet sich allerdurchlauchtigster in der Anrede des Kaisers und bald auf die Könige erstreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürsten, welche, ohne König zu heißen, königliche Ehre in Anspruch nehmen, so daß der einschränkende Begriff des Worts durch seine ausgedehnte Anwendung in sich aufgehoben scheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunders tat nun die höfische Sprache noch einen Schritt, indem sie neben dieser Anrede und nicht bloß in dieser Rede, sondern auch, wenn von dritter Person gesprochen und erzählt wird, das einfach persönliche und relative Pronomen, wo es sich auf Fürsten bezieht, zu gebrauchen scheut, ohne es mit dem Vorsatz höchst und allerhöchst zu verbinden und gleichsam dadurch zu verschleiern; Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben. Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unabläßig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe

Digitized by Google

und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische oder italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches elle oder ella folgen lassen; das kann uns den Prüfstein für unseren Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell angesteckten Höfe in Holland, Dänemark oder Schweden, mehr oder weniger genau, hoogstdezelve, allerhöjstdensame, allernädigt nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unseres Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soviel es noch angeht, zurückholt."

Und in einer Anmerkung zu diesen Sätzen meint Jakob Grimm:

„Solch ein Beispiel würde auch darum eine Wohltat sein, weil es von oben herab wirkend die in endloser Abstufung gültigen eitlen Höflichkeiten unter allen andern Ständen abschaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie ist der heutige Briefstil durch die unnützesten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams, durch unabläßiges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigtestheit allenthalben angeschwellt, und in dieser üblen Sitte tun wir Deutschen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel schöner ist, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu sein und zu gehorchen, als die Gesinnung immer nur im Munde oder in der Feder zu führen."

Vor bald siebzig Jahren sind diese Worte geschrieben worden. Wirkung haben sie keine gehabt. Sollte unsere Zeit nicht den weisen und wohltätigen Fürsten wecken, der die deutsche Sprache in der Würde ihrer natürlichen Freiheit wieder herstellt?

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Türken und unsere Orientierung

Von Dr Ernst Diez (Wien)

I

Wenn wir uns ganz ruhig und kaltblütig die Frage vorlegen, was wir denn „eigentlich" von den Türken, unsern Kampfgenossen für eine künftige euroorientalische Weltpolitik, wissen, gibt es nur eine ehrliche Antwort: Nichts! Denn mit unseren, durch Broschüren der Kriegszeit vielleicht etwas erweiterten, in die Allgemeinheit gedrungenen Kenntnissen der Realien des modernen osmanischen Reiches und seiner Gesellschaft sind wir doch der Erkenntnis der türkischen Volksseele um kein Haar näher gekommen. Dazu würde uns selbst eine tiefer gründende Bekanntschaft mit den Osmanen und ihrer Geschichte nicht verhelfen können, ebensowenig wie wir von den Schwaben oder Franken allein ausgehend zur Kenntnis unseres ganzen deutschen Volkes fortschreiten könnten. Sind doch wie diese auch die Osmanen nur ein Ast am Baume eines großen Volkes, das wir erst in seiner Ganzheit, mit seinem historischen Gesamtwillen erfassen müssen, um den einen Stamm, der heute, schon halb zum Kulturvolk umgewandelt, an unserer Seite kämpft und Großes leistet, richtig beurteilen zu können. Aber gerade von dieser Ganzheit haben wir keine Vorstellung. Den Baum, von dem da ein Ast scheinbar abgeschnitten sein eigenes Leben führt, kennen wir nicht. Die historische Kontinuität nach rückwärts bis zu den ersten historisch greifbaren Anfängen der Turkvölker sehen wir nicht.

Das ist doch sonderbar! Hier scheint irgend etwas nicht zu stimmen. Sollte da in unserem Wissenschaftsbetrieb ein Organisationsfehler vorhanden sein, der bis jetzt nicht bemerkt wurde, und der sich nunmehr geltend zu machen beginnt? Denn das

Digitized by Google

versteht sich ja von selbst. Was die offizielle Wissenschaft nicht darlegt und zur Schulwissenschaft macht, kann das Volk nicht erfahren. Ihr verdanken wir es, daß wir mit Homer und Cäsar auf Dufuß stehen und daß wir die alten Egypter, Babylonier, Assyrer und Perser recht gut kennen. So weit hat uns die Schulwissenschaft geführt, so weit ließ sie uns kommen und damit basta! Das war unsere bisherige „Orientierung", mit der wir uns zufrieden geben mußten und doch wahrhaftig zufrieden geben konnten, denn zum Zeichen, daß sie gut ist, steckte man ihr jüngst noch einen Strahlenkranz hinter das Haupt: „Ex oriente lux"!

Wie weit reicht nun dieser Orient, unser Orient? Nun, wie gesagt, bis Babylonien. In Babylonien ging unsere Sonne auf. Bis dorthin reichte unsere „Welt" als geschlossener Länderkomplex, deren jedes einzelne intensiv und mit Hingabe bebaut wurde. Was dahinter liegt, war für uns doch mehr oder weniger nur ein großer weiter Fleck, aus dem höchstens einige unsicher begrenzte Inseln des Geistes hervorstachen, etwa Indien und China. So weit reichte aber auch schon der „Orbis terrarum" des alten Ptolemäus. Bis Babylonien stimmte seine Karte überraschend gut, darüber hinaus waren seine Vorstellungen von der Welt — topographisch wie geistig — vage, um schließlich völlig in Nebel zu zerfließen. Somit stehen wir heute — freilich nicht topographisch, wohl aber mit unserer Vorstellung von der Weltkultur und ihren Zusammenhängen — ungefähr ebenso weit, wie der gute Ptolemäus und seine Zeitgenossen!

So keck dieses Urteil erscheinen mag — es beruht auf keinem Kurzschluß. Es ist so, es läßt sich auch sehr leicht beweisen, ja es erscheint sogar ganz selbstverständlich, sobald wir uns vor Augen stellen, woraus unsere Schulwissenschaft schöpft, und wie weit sie geht. Sie schöpft aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern und geht mit ihnen genau so weit, wie die Zeitgenossen des Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christus, nämlich bis zu den Grenzen des einstigen römischen Welt-

Digitized by Google

reiches. Damit begnügt sie sich, weiter geht sie nicht; sie interessiert sich nur für die Kulturentwicklung der Mittelmeerländer und ihrer sie bedingenden unmittelbar dahinter liegenden alten Kulturländer, für die entfernteren Kulturen interessiert sie sich nicht. Mit einem Wort: Wir sind „klassisch" gebildet.

Ein Beispiel zu meiner Rechtfertigung für die, die da glauben, daß ich übertreibe. Wer kennt den Namen Asoka? Mit Ausnahme der gelehrten Historiker niemand! Wer war nun Asoka? Nun wohl, er war ein Mann, der auf die Geisteskultur jedenfalls einen ganz anderen, einen viel tiefer greifenden Einfluß genommen hat, als etwa die Herren Salmanassar, Nebukadnezar, Ptolemäus Lagi und viele andere, die jedes größere Schulkind kennt, ein König in Indien im dritten Jahrhundert vor Christus, der den Buddhismus zur Staats- und damit zu einer Weltreligion machte, die tausend Jahre lang fast ganz Asien beherrschte und auf die Entstehung und Entwicklung des Christentums und des Islam, wie überhaupt auf den Gang unserer westlichen Geisteskultur eine sehr wesentliche, freilich noch kaum erkannte und gewürdigte Wirkung ausübt. Er steht mit seiner Bedeutung für die Weltgeschichte neben Konstantin dem Großen. Trotzdem kennt ihn Niemand. Dieses einzige Beispiel dürfte genügen. Aber freilich, was ist für uns der Buddhismus? „Heidentum"! Wir sind gut klassisch und gut christlich gebildet — das hat uns zu genügen.

So also steht es mit unserer „Orientierung". Nun wird es auch ohne weiteres klar, warum wir von den Turkvölkern, von den Turaniern nichts wissen, da uns doch die Kenntnis der Geschichte und Geisteskultur der Indo-Arier, also unseres eigenen Urvolkes abgeht. Wir können wohl den griechischen Baustil und haben sein System bis auf den Zentimeter nachgemessen und nachgeahmt, aber um den indoarischen Baustil, von dem heute noch prächtige Denkmäler in Kaschmir stehen, kümmern wir uns nicht; wir kennen die Ilias, Odyssee und Aenaïde, aber die Veden und das Mahabharata ertönen uns nicht. Kurz, wir

Digitized by Google

sind meinetwegen „okzidentiert", aber orientiert — nein, das sind wir noch lange nicht.

Nach dieser notwendigen Einleitung, die den Zweck hat, die Bildungsbasis einzugrenzen, auf der stehend wir bisher unsere Weltanschauung aufbauen konnten, kehren wir zum vorgesetzten Thema, zu den Türken zurück. Daß sie für unsere Orientierung erst weit nach den Indern und nach den Chinesen in Betracht kommen, unterliegt keinem Zweifel. Sie sind nämlich im Gegensatz zu jenen nie schöpferisch gewesen, sie haben unsere Geisteskultur nicht durch eigene Werke bereichert. Allein, sie spielten auf anderen Gebieten eine wichtige Rolle, einmal als Welteroberer und Staatengründer, dann als Vermittler und Förderer der vorhandenen Kulturen. Sie brachten Indisches und Chinesisches nach Persien und weiter nach Westen, sie bildeten also die Brücke vom Westen zu den beiden scheinbar so isolierten Kulturen des Ostens, zur indischen und chinesischen und das Studium ihrer Kultur führt auch uns heute noch zu den genannten östlichen hinüber und bringt uns zur Entdeckung von Aehnlichkeiten und Zusammenhängen, enthüllt uns eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die auch unsere herkömmliche Weltanschauung in ihr Gliederwerk zu ziehen und ihre bisherige isolierte Herrlichkeit zu nehmen scheint.

Doch die völlige Erkenntnis dieser Zusammenhänge und noch mehr ihre allgemein brauchbare Zurechtmachung liegt noch im weiteren Felde. Sie werden uns eher im Frieden interessieren. Zunächst kämpfen wir. Daher wollen wir auch in erster Linie die soldatische und politische Vergangenheit der Turkvölker kennen lernen. Und diese ist wohl auch die wichtigere, denn sie bildete die Voraussetzung für alle ihre kulturellen Taten, und sie mag uns mit Recht mehr interessieren, denn hier liegt *ihre Schöpferkraft*. Als Soldaten, Organisatoren und Staatsmänner waren sie durchaus originell, einzigartig, ohne Vorbild, kurz — schöpferisch. Sie waren die Römer des Ostens.

Digitized by Google

Und damit zupfen wir wieder am Zopf unserer historischen Bildung. Wären es Asiaten, die sich nur mit anderen Asiaten gerauft hätten, dann könnten wir ja über diese Kriege getrost hinwegsehen. Aber auf Asien beschränkten sie sich nicht, sondern gingen auf Europa über; sie gingen auf u n s los und waren die einzigen Asiaten, die uns überhaupt je gefährlich geworden sind. Weder Perser noch Araber haben uns je etwas getan. Wohl aber warfen uns die „Sarazenen" (d. h. Türken) als Kreuzfahrer aus Syrien hinaus, dann kamen die „Tataren" oder „Mongolen" (d. h. wieder Türken) und eroberten ganz Osteuropa bis zur Linie Budapest-Warschau, endlich kamen die Osmanen, u n s e r e Türken und drangen gar bis Wien vor. (Nicht zu reden von den vorislamischen Turkvölkern, die Europa besuchten und sich hier — wie unsere lieben Magyaren — dauernd niederließen.)

Mit allen diesen Turkvölkern haben wir gekämpft, wir haben sie gefürchtet, haben vor ihnen gezittert — aber studiert haben wir sie nicht. Was wir an den Römern bewunderten und bis an die Wurzeln zu erfassen suchten, das nahmen wir bei den Türken als etwas ganz selbstverständliches, wie ein Fatum hin: Ihre Eroberung der Welt! Wir fragten nicht nach ihrer Vergangenheit und kümmerten uns nicht um die Wurzeln einer so unerhörten Stoßkraft, die doch weitblickende Organisation, erstklassige militärische Disziplin und staatsmännisches Geschick voraussetzt. Oder war es wirklich nichts als religiöser Fanatismus und Selbstberauschung durch Allah-Geschrei, mit dem man damals die Welt erobern konnte? Nein! Diese Faktoren waren damals gewiß eben so wenig maßgebend wie heute.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Das Ringen der Geister im Sozialismus

Von August Winnig (Hamburg)

Vor einiger Zeit hat jemand das grausame Wort geprägt, der bisher einzige Besiegte im Weltkriege sei der Sozialismus. Ein sehr schiefes Bild. Der Sozialismus ist so sehr besiegt, daß die Regierungen und Kommunalbehörden in immer wachsendem Umfange das Prinzip der sozialen Organisation dem Wirtschaftsleben dienstbar machen müssen!

Der Sozialismus ist *als Wirtschaftsprinzip* nicht nur nicht besiegt, sondern er hat sich im Gegenteil zum ersten Male, und als das freie Spiel der Kräfte uns mit dem Untergange bedrohte, glänzend bewährt. Das Prinzip der sozialen Organisation hat die Nation gerettet. Etwas anderes ist es mit dem Sozialismus als *politischer Willensrichtung*. Legt man hier den Schwerpunkt auf den Grundsatz der Internationalität, auf den Gedanken der internationalen Abrüstung und Verständigung und der Herausbildung eines internationalen Rechts, so trifft allerdings zu, daß diese Prinzipien nicht stark genug waren, um sich im Völkerleben durchzusetzen. Aber gerade sie waren als *sozialistische* Prinzipien nicht unbestritten, und in der Tat sind sie bei weitem älter als der von Marx und Engels zur Wissenschaft erhobene Sozialismus und wurden und werden noch heute auch von nichtsozialistischen Kreisen eifrig propagiert. Immerhin fanden sie vor dem Kriege ihre stärkste Stütze in den sozialistischen Parteien. Die Katastrophe, die sie ereilt, hat auch die sozialistische Parteiorganisation in schwerste Mitleidenschaft gezogen. Der Internationalismus war die richtungweisende Achse im weltpolitischen System des Sozialismus; sein Versagen mußte das ganze sozialistische Parteiwesen empfindlich erschüttern. Was sich heute im deutschen Sozialismus vollzieht, ist eine geistige Revolution, wie sie gleich gewaltig nie eine Partei erlebt hat. Noch ist ihr Ausgang nicht abzusehen, aber es arbeiten sich nun schon immer deutlicher die in ihr tätigen Kräfte und Strömungen heraus.

Ein auch nur flüchtiger Blick auf die Gruppierung der führenden Köpfe läßt erkennen, daß die frühere Trennungslinie, die Radikale und Reformisten voneinander schied, nicht mehr besteht oder doch zumindest stark durchbrochen ist. Ehemalige Wortführer der Reformisten stehen auf der Seite der Gegner der Fraktionspolitik, frühere Radikale gehören heute zu deren eifrigsten Vertretern. Das mag auf den ersten Blick befremden, erklärt sich aber ganz

Digitized by Google

natürlich und zwanglos: vor dem Kriege bestimmte sich die Gruppierung nach der Stellung zu den Fragen der inneren Politik; die Stellungnahme zur Kriegspolitik der Partei erfolgte im Hinblick auf die weltpolitischen Gesichtspunkte.

Die Fragen der Weltpolitik lagen der deutschen Sozialdemokratie immer etwas fern. Man begnügte sich zumeist mit der einfachen Formel, daß die international verbundenen Genossen in ihren Ländern gegen Rüstungen und Kriegshetzer zu kämpfen hätten und daß im übrigen das Selbstbestimmungsrecht der Völker die Richtschnur für die weltpolitische Orientierung sein und bleiben müsse. Die großen Streitfragen der Weltpolitik beachtete man nur nach dem Grade der Gefahr, die sie für den Frieden bedeuteten. Vorgänge von äußerster Wichtigkeit, wie z. B. die Aufteilung Persiens durch England und Rußland, ließen die Masse der Partei unberührt; der Streit um Marokko beschäftigte die Presse nur wegen der Kriegsgefahr, die er in sich barg. Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die auf die Bedeutung dieser Fragen hinwiesen; so bemühte sich Kurt Eisner lange, der Partei ein größeres Interesse für die äußere Politik einzuhauchen, ohne jedoch nennenswerten Erfolg damit zu haben; seine Schrift über den ersten Marokkostreit: „Der Sultan des Weltkriegs" blieb ganz unbeachtet und ohne Wirkung. Neben Eisner war Max Schippel bemüht, die Aufmerksamkeit der Partei auf die Fragen der Weltpolitik und Weltwirtschaft zu lenken, aber er blieb ebenso wie der Wiener Leuthner ein Prediger in der Wüste. Diese Indifferenz gegenüber der Weltpolitik hatte wohl ihre guten Gründe. Die Partei hatte in der inneren Politik so sehr alle Hände voll zu tun, daß ihr einfach die Kräfte und der Sinn für die Beschäftigung mit diesen oft so überaus komplizierten Fragen fehlten. Aber diesem äußeren Grunde gesellte sich ein innerer: Was sollte man denn zu diesen Fragen anders sagen, als was man bei jeder Gelegenheit sagte: Kinder, vertragt euch, stiftet kein Unheil, laßt die Finger von solchen heißen Sachen, die euch doch gar nichts angehen! Was sollte man anders sagen? Hätte man sich in die einzelnen Gegenstände vertieft, so hätte man schließlich doch bald gefunden, daß die Interessen der Mächte hier oder dort so aufeinanderprallten, daß ein schiedlich-friedliches Vertragen nicht möglich wäre, daß es sich hier um Machtfragen handelte, denen gegenüber das gütliche Zureden glatt versagte. Da wäre man aber mit dem Versöhnungslatein am Ende gewesen. Es fehlte der Sozialdemokratie einfach die innere Freiheit und Kraft, um sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen. In den letzten Jahren vor dem Kriege erhob sich eine kleine Gruppe jüngerer Schriftsteller, die die Fragen der Weltpolitik keck und herzhaft angriff. Sie erkannte den tödlichen Ernst der Dinge und wurde nicht müde, immer und immer wieder zu fordern, daß sich das Proletariat der Welt-

Digitized by Google

politik bemächtige und sich zu ihrer Lösung rüste. Die Lösung aber hieß: Revolution. Auf der Gegenseite forderte Gerhard Hildenbrand die aktive Unterstützung der offiziellen weltpolitischen Pläne. Die Partei entfernte sowohl Hildenbrand wie sein Gegenspiel, den Polen Sobelsohn, aus ihren Reihen und ging ins Basler Münster, um dort mit den französischen Freunden gemeinsam für den Frieden zu demonstrieren.

So stand die Partei dem Ausbruche des Krieges in theoretischer Ratlosigkeit gegenüber. Ihre praktische Haltung entsprang nicht grundsätzlichen Erwägungen (wer wäre in jenen Stunden zu solchen fähig gewesen?), sondern dem stürmisch auflodernden Gefühl der Masse, das aktive Teilnahme an dem Schicksalskampf der Nation forderte.

Es ist ein anderes, in einer unvergleichlich bewegten Stunde von weltgeschichtlicher Größe einen heroischen Entschluß zu fassen und in die Tat umzusetzen, und es ist ein anderes, diesen Entschluß viele Wochen und Monate hindurch, deren Opfer und Beschwerden die Glut der Begeisterung dämpfen, hochzuhalten und damit das, was als Akt der höchsten Gewissensnot zu gelten hatte, zur Tagespraxis der Partei zu machen. Das erste ertrug sie ohne Schaden und Erschütterung, das zweite ließ sie in ihren Grundvesten erbeben. So kam die Krisis.

In diesem Ringen der Geister begegnen uns Gegensätze von kaum noch zu übertreffender Schärfe. Eine umfangreiche sozialistische Kriegsliteratur ist entstanden, deren Unterschiede in der Auffassung von den Pflichten der Partei immer wieder zum Staunen nötigen, wenn man bedenkt, daß es sich um Aeußerungen von Personen handelt, die bis heute noch in organisatorischer Gemeinschaft leben. Die größte Einmütigkeit besteht noch über das Wesen des Kriegs, der nahezu allgemein als ein imperialistischer Krieg erkannt wird. Doch weicht man in der Betonung dieses Umstandes stark voneinander ab. So hat Dr. Eduard David in seinem geistvollen und fleißigen Kriegsbuche: „Die Sozialdemokratie im Weltkriege", Berlin 1915, an der Hand der öffentlich bekanntgewordenen amtlichen Urkunden außerordentlichen Scharfsinn darauf verwandt, um die bewußt auf den Krieg lossteuernde Tätigkeit der Entente-Diplomatie sinnenfällig darzustellen. David legt seinem Buche die Fraktionserklärung vom 4. August zugrunde, an deren Fassung er selber hervorragend mitgewirkt hat. Kein Umlerner spricht in diesem Buche zu uns, sondern ein Sozialist, der mit Recht beanspruchen darf, nur wahrgemacht zu haben, was er „immer gesagt" hat. So wie Jaurès in seinem großen Werke „Die neue Armee" fragt: „Wie könnte die sozialistische Partei mit Autorität auftreten, wenn sie in den Augen auch nur eines einzigen Menschen verdächtig erscheinen könnte, der nationalen Verteidigung teilnahmslos gegenüberzustehen?", so ist auch für David das aktive Eintreten für die nationale Ver-

Digitized by Google

teidigung eine ganz selbstverständliche Pflicht der Arbeiterklasse und des Sozialismus. Er läßt nichts anderes gelten, und wo er sich mit entgegenstehenden Ansichten beschäftigt, erscheinen ihm diese als eine Verirrung. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in dem Bemühen, den Gedanken der internationalen Solidarität mit dem der nationalen Pflichten zu versöhnen. Freilich ist selbst für David das Unmögliche nicht möglich, auch er kann dem unlösbaren Widerspruch nur entrinnen, indem er in einem Schlußkapitel mit Sätzen von klassischer Schönheit und gewaltiger Ueberzeugungskraft von der Zukunft die Erfüllung der Ideale erhofft, die der Weltkrieg so grausam an die Seite geschleudert hat.

Von einer andern Seite geht Konrad Haenisch, einer der temperamentvollsten früheren Radikalen in seinem bei Schwetschke, Berlin 1916, erschienenen Buch „Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege" an das Problem heran. Für Haenisch war die Zustimmung zu den Kriegskrediten und das Bekenntnis zur nationalen Solidarität nichts weniger als selbstverständlich. Er war stets ein Mann der äußersten Linken, deren Sache er mit dem ganzen Feuer seiner durch und durch idealistisch gerichteten Persönlichkeit vertrat. In seinen Artikeln, die er ein Jahrzehnt hindurch als Redakteur der Dortmunder Arbeiter-Zeitung schrieb, leuchtete immer die Hoffnung auf den revolutionären Endkampf und wohl keiner der sozialistischen Publizisten vertrat den Gedanken des revolutionären Massenstreites mit so glühender Begeisterung wie er. Für Haenisch wurde der Krieg zu einem erschütternden Erlebnis:

„Wie das Erwachen aus einem langen wüsten Traum war es in jenen Augusttagen. Wir schlugen die Augen auf und siehe da: wir hatten plötzlich aus tiefster Not und aus höchster Gefahr geboren, ein deutsches Vaterland! Und dies deutsche Vaterland hatte uns!"

An einer anderen Stelle: „Um alles in der Welt möchte ich jene Tage inneren Kampfes nicht noch einmal durchleben! Dies drängende Sehnen, sich hineinzustürzen in den gewaltigen Strom der allgemeinen nationalen Hochflut, und von der anderen Seite her die furchtbare seelische Angst, diesem Sehnen rückhaltlos zu folgen, der Stimmung sich ganz hinzugeben, die rings um einen brauste und brandete, und die, sah man sich ganz tief ins Herz hinein, auch vom eigenen Inneren ja längst schon Besitz ergriffen hatte! Diese Angst: wirst du auch nicht zum Halunken an dir selbst und deiner Sache — darfst du auch so fühlen, wie es dir ums Herz ist? Bis dann —" und so weiter.

Dieser Umstand macht natürlich Haenisch's Buch besonders wertvoll, denn was Haenisch erlebte, war das Erlebnis der nach Millionen zählenden Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Denn indem er sein Erlebnis erklärt

Digitized by Google

und begründet, muß er zugleich die Grundlagen der neuen sozialdemokratischen Politik aufzeigen. Das konnte David nicht, denn der hatte in der Tat immer auf diesem Boden gestanden, aber Haenisch konnte es nicht nur — er mußte es, wenn er nicht überhaupt schweigen wollte. Haenisch beruft sich auf das letzte Vierteljahrhundert des proletarischen Klassenkampfes, der in seinen Ergebnissen eine neue Denkweise der Arbeiterklasse geschaffen hat. Je mehr sich die Arbeiterklasse in den Staat und seine Machtpositionen hineinkämpfte und je mehr sie durch die Ergebnisse des Gewerkschaftskampfes ihren Kulturbesitz steigern konnte, umso mehr fühlte sie sich als Bürger des Staats und an seiner Unversehrtheit und an dem Gedeihen seiner Wirtschaft interessiert. Die Rückständigkeit des politischen Verfassungswesens hatte diesen Umschwung zwar verdunkeln können, aber die Erschütterungen der ersten Kriegstage legten diese Fundamente eines werdenden Staatsbürgertums der Arbeitermassen frei. In dieser Auffassung haben wir ungefähr den Standpunkt der heutigen „Mehrheit" vor uns; ich darf vielleicht daran erinnern, daß ich ihn in dieser Zeitschrift bereits im Oktober 1914 vertrat und begründete. Aber so einleuchtend er ist — gerade gegen diese Beweisführung fährt die Minderheit das schwerste Geschütz auf. In der Kritik der Opposition liegt hierin der Verzicht auf eine selbständige sozialistische Politik, die Anerkennung der imperialistischen Machtpolitik der herrschenden Klassen.

In einem jüngst erschienenen Buche des Reichstagsabgeordneten Dr. Lensch: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück", Hirzel, Leipzig 1916, tritt ein völlig neuer Gedanke auf den Plan. Auch Dr. Lensch kommt vom äußersten linken Flügel der Partei, er war länger als ein Jahrzehnt der leitende Redakteur der Leipziger Volkszeitung, der er den wohlbegründeten Ruf des konsequentesten und streitbarsten Organs der revolutionären Richtung erworben hatte. Er gehörte noch am 4. August zu den Gegnern der Kreditbewilligung und erst der Eintritt Englands in den Weltkrieg bestimmte ihn, sich der Mehrheit anzuschließen. Marx und Lamprecht sind die Quellen seines großen geschichtlichen Wissens.

Man würde seinem Buche nicht gerecht, würde man darin nur einen Versuch sehen, die Politik der Mehrheit zu rechtfertigen, Lensch hat im Gegenteil an dieser Politik manches auszusetzen. Aber das ist bei diesem Buche von sehr untergeordneter Bedeutung. Denn in dieser Krisis des Sozialismus handelt es sich bei weitem mehr darum, was in Zukunft die Haltung der Partei bestimmen soll, als um die Frage, ob sie bisher richtig gehandelt hat.

Die Opposition gegen die heutige Politik der Partei sagt: Dieser Krieg ist ein Kampf der nationalen Bourgeoisien um ihren Anteil am Weltprofit, den sie auf dem Rücken des Proletariats austragen. Demgegenüber hat das internationale Proletariat nur ein Interesse und eine Forderung zu erheben:

Digitized by Google

Krieg dem Kriege! Sofortiger Frieden! Haenisch, und mit ihm das Gros der Mehrheitsvertreter, sagt: Wohl ist es ein imperialistischer Krieg. Aber unbekümmert darum hat die Arbeiterklasse jedes Landes ein hohes Interesse an seinem Ausgange. Es gibt Schlimmeres als der Krieg, und das ist die Niederlage, die mit der politischen Macht auch die Wirtschaftskraft unseres Landes schwächen und Elend und Unheil über das ganze Volk, insbesondere aber über die Arbeiterklasse bringen würde. Also sind wir für den Sieg und die Mittel zum Siege.

Lensch verwirft beide Formulierungen. Das imperialistische Wesen des Krieges ist auch für ihn unbestreitbar. Aber er ist viel zu stark von der Notwendigkeit der Internationalität des Sozialismus und seiner Aktion durchdrungen, als daß er sich mit der Ansicht der Mehrheit abfinden könnte: wenn die Arbeiterklasse jedes Landes am Siege der eigenen Waffen wirtschaftlich und kulturell interessiert ist und ihre Politik in den Dienst des Sieges stellen soll — wo bleibt dann noch Raum für die internationale Aktion? Und wo bleibt die selbständige politische Orientierung der Arbeiterklasse? Wie könnte dann die Arbeiterklasse in allen Fragen der Außenpolitik jemals etwas mehr sein als der Schwanz der Regierung und der Bourgeoisie? Lensch will eine durchaus sozialistische und selbständige Politik der Arbeiterklasse auch in weltpolitischen Fragen? Und nun schickt er sich an, den Nachweis zu erbringen, daß die Interessen der sozialistischen Arbeiterklasse in diesem Weltkriege auf deutscher Seite liegen. Warum gerade auf deutscher Seite — warum soll gerade Deutschland mit seinem undemokratischen Verfassungswesen, mit seinen starken konservativen Tendenzen, mit seinem System der obrigkeitlichen Bevormundung das besondere Vorrecht auf die Sympathie und Hilfe des Sozialismus haben, wo doch auf der Gegenseite das freie England und Frankreich, das Mutterland der Revolution, stehen? In der Beantwortung dieser Frage liegt der Kern des Buches. Lensch sieht in diesem Kriege nicht bloß den Kampf der Imperialismen, sondern auch und sogar vornehmlich das Ringen zweier sozialer Gesellschaftssysteme. Er sieht den individualistischen Gesellschaftstyp, der einst als das soziale System der ausgeweiteten Geldwirtschaft über die gebundene Gesellschaft des Mittelalters triumphierte, als überwunden und historisch rückständig an. Mit Hegel und Marx ist ihm die geschichtliche Entwicklung ein dialektisches Werden: auf die gebundene Gesellschaft des Feudalismus folgte die individualisierte Gesellschaft der kapitalistischen Zeit; aber diese Gesellschaft „steht heute an den Marken ihrer Tage", das Riesenmaß der Produktivkräfte fordert deren Bändigung durch Organisation, und die Nation ist am stärksten, deren Wirtschaftsleben am vollkommensten organisiert ist. Die soziale Organisation ist das Gesellschaftssystem der Zukunft. Darum berechnet sich der Grad des historischen Fort-

Digitized by Google

schritts nicht so sehr nach den Aeußerlichkeiten des politischen Verfassungswesens, sondern nach dem Stande der sozialen Organisation. Und in diesem entscheidenden Sinne vertritt Deutschand in diesem Kriege den historischen Fortschritt. Ein schweres Schicksal, dessen Einzelheiten Lensch in einem Kapitel voller glänzender, scharfsinniger Beobachtungen schildert, hat die deutsche Entwicklung in andere Bahnen gedrängt, als sie den Weststaaten beschieden waren. Die große Umlagerung des Weltverkehrs durch die Entdeckung der neuen Seewege schnitt hier der Geldwirtschaft den Wachstumsfaden ab, und während in England und Frankreich das Bürgertum aufstieg und seine Herrschaft etablierte, mußte das verarmte Deutschland die spartanische Zucht des fürstlichen Absolutismus auf sich nehmen, um sich inmitten der übermächtigen Nachbarn zu behaupten. Der politische und soziale Individualismus, der für jene Länder eine Zeit bürgerlichen Glanzes heraufführte, blieb für das deutsche Bürgertum ein Gegenstand entsagungsvoller Sehnsucht. Die Quadern der staatlichen Autorität konnte auch der schwache Sturm der Märztage nicht erschüttern, sie blieben auch das Fundament des geldwirtschaftlichen Deutschland. Und weit davon entfernt, eine Hemmung zu sein, wurden sie nun gerade der starke Unterbau für eine soziale Organisation, die sich vor dem Kriege und noch mehr während des Krieges dem Individualismus Englands so unendlich überlegen gezeigt hat.

So weitet sich bei Lensch der imperialistische Krieg zur sozialen Revolution, deren Degen Deutschland und deren Staatsmann Bethmann-Hollweg ist.

Lensch ist also in diesem Sinne kein „Umlerner", er bleibt revolutionärer Sozialist, er kommt nur zu einer andern Auffassung über die Kräfte der sozialen Revolution. Allerdings zu einer Auffassung, die weitab von den Bahnen liegt, in denen sich das geschichtliche Denken der deutschen Sozialisten bisher bewegte. Das wird besonders deutlich, wenn man die Konsequenzen seiner Gedanken zieht. Denn wenn der Sieg Deutschlands über seinen Rivalen England die Voraussetzung des Sozialismus ist, so muß der Sozialismus mit diesem Siege auch die Mittel wollen, die zum Siege nötig sind. Lensch zieht diese Konsequenzen, und er will sie. Er ist überzeugt, daß Deutschland nicht auf halbem Wege stehen bleiben kann, aus innerer, sachlich begründeter Notwendigkeit muß es die demokratische und soziale Organisation seines gesellschaftlichen Lebens vollenden. Und bei dieser gewaltigen Aufgabe kann der zukunftskräftige Teil des Volkes, die Arbeiterschaft, nicht beiseite stehen, sie ist zum Träger und Vollstrecker dieser Entwicklung ausersehen. Das ist das Ende der alten, und das Glück der neuen Sozialdemokratie.

Man sieht: Lenschens Buch ist von unerhörter Kühnheit. Es ist darum einfach selbstverständlich, daß es einen Sturm des Widerspruchs entfesselt hat. Manche seiner Einzelheiten sind vielleicht mit Recht anzufechten. Aber seine Bedeutung

Digitized by Google

liegt nicht in dieſen Einzelheiten, ſondern in der Grundauffaſſung von der Rolle Deutſchlands in dem ſozialen Ringen, das dieſer Krieg darſtellt. Auch gegen dieſe Grundauffaſſung erhebt ſich heftiger Widerſpruch. Aber das iſt ein gewöhnliches Schickſal genialer Erkenntniſſe. Das letzte Wort iſt heute darüber noch nicht zu ſprechen. Lenſch hat dem Ringen der Geiſter im Sozialismus kein Ziel geſetzt, er hat es im Gegenteil mächtig geſteigert, es vom parteipolitiſchen Exerzierplatz auf das freie Feld weltgeſchichtlicher Entſcheidungen geführt. Damit hat er zwar nicht die Gewähr, wohl aber die Vorausſetzung eines glücklichen Ausganges geſchaffen. Doch wie es auch ausgehen mag, eins iſt ſicher: Der Sozialismus kann ſich den Fragen der Weltpolitik nicht mehr entziehen, die Unzulänglichkeit der ſimplen Friedensparole hat ſich ihm ſchmerzlichſt offenbart, die Schaffung eines ſozialiſtiſchen Syſtems der Weltpolitik iſt ſeine Zukunftsaufgabe, von deren Löſung ſeine künftige Größe abhängt.

Blaue Trauer

Von Deſider Kosztolányi

Einzigberechtigte Uebertragung aus dem Ungariſchen von Stefan J. Klein

Mein kleiner Bruder lebte kaum vierundzwanzig Stunden. Seine Augen öffneten ſich im Frühling, und er ſtarb. Auch ſeine Augen waren blau wie der Himmel.

In ſeinem Tod aber lag etwas Heiteres, Einfaches und Glückliches.

Die Stehuhr mit der Glasglocke mußte kein einziges Mal aufgezogen werden, und ſein kleines Herz war auch ſchon abgelaufen.

In der Frühe des anderen Tages veränderte ſich unſere Wohnung zu einem Totenhaus. Man brachte blaue Decken mit Silberfranſen, blaue Schleier und Draperien und überzog mit dieſen die kleine, reine Stube. Auf einen polierten Tiſch wurde der Metallſarg geſtellt, der viel eher einer Spielzeugſchachtel ähnlich war. Kleine Kinder haben kleine Spielzeuge und auch einen kleinen Sarg.

Digitized by Google

Wir wurden von einer Benommenheit und milden, nicht unangenehmen Traurigkeit erfaßt. Mein Vater ging in Schwarz gekleidet und düsteren Mutes durch die Stuben. Er seufzte, doch in seinem Kummer lag — ich bemerkte es — viel Erzwungenes und Theatralisches — und ich glaubte ihm auch nicht. Bloß meine Mutter flennte bitterlich. Stumm umstanden wir den Sarg. Meine ältere Schwester und der Bräutigam, meine jüngere Schwester und ich. Mein jüngerer Bruder trommelte und trompete draußen auf dem Hof, zwischen den Tulpen, lärmend.

Ich war damals dreizehn Jahre alt. Lebte mit meinen lateinischen Büchern in kirchenhafter Reinheit. Ich stellte mich vor den Toten und sagte zu mir:

„So ist das Ganze?"

Ich wunderte mich, horchte, wartete. Und als alle aus der Stube gegangen waren, stellte ich mich auf die Fußspitzen, streckte die Hand aus und drückte mit jener furchtsamen und neugierigen Bewegung, mit der ich nach verbotenen Gegenständen, nach Messer, Schere oder Backwerk langte, meine Finger an die kalte Stirne des Toten. Stundenlang staunte ich ihn an, wortlos. Konnte mich an dem Gefühl des Toten nicht sättigen. Weit, in der Fensternische der anderen Stube, brannte zwischen blauen Schleiern ein kleines Ölämpchen und dieser verschwimmende Glast, der bei hellichtem Tag leuchtete und glänzte, gemahnte mich an eine wachende Seele und verwandelte mir das Haus zu einer Kirche und meinen Schmerz zu einem Mythos. Und dennoch schmerzte mich dieser Schmerz nicht. Er ließ mich vielmehr erblassen, wie eine heftige Sehnsucht. Es war ja bloß ein kleiner Gast fortgegangen, der seine Visitkarte hier ließ, eine blaue und silberne Todesanzeige. Jeder fühlte das. Und auch auf dem Grund der Trauer, in den Augen, den Zügen der Lippen und in den Worten lag eine heimliche Freude verborgen.

Abends wurden die Vorhänge heruntergelassen. Ich wurde schlafen geschickt, flüchtete aber nach einer Stunde in die Stube zurück.

Digitized by Google

Die junge Magd ſtand im Flattern der Kerzen. Sie weinte und betete, ſeufzte und fürchtete ſich ebenſo wie ich. Ihr Geſicht war wachsblaß. Es tat mir wohl, neben ihr zu ſein, mich mit ihr zu fürchten, mit ihr zu ſeufzen und zu weinen.

Am Morgen ſtand ich mit geröteten Augen vom unbeſchlafenen Kiſſen auf. Ich dachte an die Magd, die ſo traurig geweſen. Kleidete mich verzagt an. Während des Waſchens kitzelten ſcharfe und funkelnde Sonnenſtrahlen meinen Hals. Ich ging in den kleinen Park ſpazieren. Auf dem Himmel ſangen Schwalben, im Miſt hüpften Spatzen. Geſund knirſchte der Kies unter meinen Schuhen.

Doch der Nachmittag war entſetzlich. Um dieſe Zeit ſind unſere Stuben ſchon dämmerich. Langſam wurden zum Begräbnis Vorbereitungen getroffen. Immer mehr und mehr Leute kamen. Die Augen glänzten, die Geſichter waren rot, die Lippen warm und der Atem leiſe. Gequält und verzweifelt zog ich meine ſchwarzen Zwirnhandſchuhe an. Doch vorerſt huſchte ich in den Garten.

„Margit" — ſagte ich zu dem Mädchen — „Sie tun mir ſehr leid, daß Sie ſo blaß ſind."

„Wie eine Tote" — dachte ich dazu.

Das Mädchen weinte im lenzlichen Gras. Wir begaben uns zum Begräbnis. Im erſten Wagen war mein Vater. Ihm folgten die Verlobten, nebeneinander. Dann ich mit einem Onkel.

Als wir heimkamen, war es ſchon ganz finſter. Alle Gäſte kamen zu uns und ſetzten ſich im Speiſezimmer nieder. Ich zog mich in eine Ecke zurück. Mein Kopf pochte vor der Lebensluſt der friſchen Erde, der lenzlichen Schollen. Um mich herum klirrte mit ungewohnter Seligkeit das Leben. Friede kam über uns. Eine junge Frau ſaß mit geheuchelter Trauer auf dem Diwan, einen Strauß Veilchen im Schoß. Der Gatte ſetzte ſich zu ihr und ihre Hände berührten einander. Die hier geblieben, waren alle, alle glücklich, und freuten ſich.

Digitized by Google

Die Stube war düſter und feierlich.

Die Lampen wurden angezündet. Der Prieſter nahm zu Häupten des Tiſches Platz. Sein Geſicht glänzte im rötlichen Schein. In ſeinem Glas ſchillerte ſchwarzroter Wein. Derweil er ihn an den Mund führte und den Saum ſeiner Lippen benäßte, ſagte er mit ſeinem Lächeln, nicht ohne jede Anmut:

„Ein Engel im Himmel, ein weißer Engel am Throne des Herrn."

Urplötzlich wurde es um mich herum warm. Angſt und Rauſch fluteten mit ſchwülem Gefühl über mich dahin. Meine Augen glühten, meine Kehle brannte. Ich ging auf den Hof hinaus. Alles war blau. Und auf dem blauen Himmel doppelt ſo groß die Sterne, wie ſonſt. Die Fliederſträucher zitterten und wogten.

Hinter den Sträuchern ſtanden zwei Menſchen. Mit traurigem Kummer neigten ſie ſich übereinander, als weinten ſie. Doch küßten ſie ſich. Zornig und entſchloſſen, wie nie bisher. Die Verlobten.

„Auch ſie" — blitzte es mir durch den Kopf — „auch ſie haben Angſt."

Ich ſtierte ſie an, lief dann dem Tor zu. In der dunkeln Einfahrt — Geſpenſtern gleich — wieder ein Paar. Ein Soldat und ein Mädchen. Auf der Gaſſe, im Nachbartor, wieder eines. Wie die Wahnſinnigen, mit haſtigen Küſſen, einander in den Armen.

In der Ferne aber brodelte und glühte die Kleinſtadt. Auf dem Aſphalt zertretene Blumen und fröhliche Menſchen im Staub, in der Dämmerung. Ueber ihnen der Himmel, deſſen ſammetiges, heißes, faſt afrikaniſches Blau. Mädchen lachten mich an, viel mutiger und inniger als ſonſt, und unbekannte Leute winkten mir mit der Hand und blühenden Zweigen zu, die ſie von den Wieſen brachten, aus dem Wald, von ihrem Nachmittagsſpaziergang. Verſchworen hatten ſich an dieſem Tage die Leute gegen mich. Alle verſtanden einander. Bloß ich ſtand allein, allein, mutterſeelenallein.

Digitized by Google

Schwindelig taumelte ich auf den Hof zurück.

„Dies hat er getan, er, der fortgegangen iſt und mich allein gelaſſen hat."

Nun tobte bereits der Frühling. War eine ſchwefelige Hölle. Blaue Draperien waren oben aufgeſpannt und flatterten, auf den Zweigen prickelten die grünen Wunden der Knoſpen und alles ſchwitzte Blüten, Wonne, Obſt. Teufel heizten unter mir den rieſenhaften Keſſel. Ich ſank an einen Baum und weinte leiſe. Wenn ein leichter Wind meinen dünnen Rock in Bewegung brachte, fuhr ich zuſammen. Ein heidniſches Feſt hub rings um mich an. Die Knoſpen der Sträucher krümmten ſich unter der Laſt der blauen Trauer. Die Erde dampfte und im Nebel rauchte der Duft, der trunkene und betörende Wohlgeruch tauſender und abertauſender Düfte, wie in einer Parfumfabrik. Und all das war ſo traurig und ſüß. Ich dachte an meinen kleinen Bruder. Dachte, daß ich mich jetzt noch einmal ausweinen, mich in Trauer kleiden werde. Ich hätte ſchreien mögen, in den Friedhof zurückgehen, weit verreiſen, ziellos, rennen, mich irgendwo verſtecken und niemals zurückkommen. Irgendwo ſterben auf einem Grab.

In der Tiefe des Hofes leuchtete ein Fenſter auf.

Ich eilte hin.

Vor einem Spiegel kämmte ſich im Lampenlicht Margit.

„Jetzt" — dachte ich — „werde ich ſie fragen, warum ſie ſo blaß war?"

Beklommen klopfte ich ans Fenſter.

„Margit."

Sie öffnete die Türe.

„Ich habe Angſt" — ſtammelte ich.

Erſtaunt ſchaute ſie mich an.

„Habe vor dem Toten Angſt" — flüſterte ich heiſer. — „Wage nicht hineinzugehen."

Das Mädchen tändelte an ſeinem weißen Hals und ſchwerem blonden Schopf.

Digitized by Google

Auch sie war sehr blaß vor Schlaflosigkeit und der Erinnerung an den Toten. Ihr Haar, das honigfarbene Haar, blitzte und flammte.

„Ich will weinen" — sagte ich — „die ganze Nacht weinen und mich fürchten, hier . . . . ."

Und ich berührte ihr Haar. Und umarmte sie, damit sie sich nicht fürchte. Und da fiel ihr Schopf nieder, das lange, lange Haar, fast bis auf die Erde.

Und ich zerrte an ihrem Haar und ihrem Mund, mit meinem Mund.

Im Marsch

Von Alfons Petzold

Dir selbst bist du nichts, strebst du mit vielen dahin,
aber den andern, die im Takt mit dir schreiten,
bist du die Seele des Ziels, ihr tiefster Gewinn,
sie sehen in dir die Sehnsucht der Räume und Zeiten.

Dir selbst ist in dein Herz nur bebender Muskelschlag,
die andern die Trommel der Führung und Stärke,
sie dichten sich tausend Tage in deinen einzigen Tag
und deine Bewegung schafft ihnen ewige Werke.

Du bist ihr Auge, ihr Ohr, die schmetternde Hand,
aus deinem Munde hören sie ihre Gesänge,
mit deiner Fackel entzünden sie ihren Brand,
indes du dunkel wirst und voll zagender Bänge.

Bücher, die man lesen soll

Eine wohltätige Folge des Krieges wird hoffentlich die Abwendung von jener Ueberschätzung aller ausländischen Literatur sein, die die Kehrseite unseres uns ehrenden Universalismus bildet. Wir werden gewiß nicht von ihm lassen; er gehört zum Besten unseres Wesens, und wir dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß er uns eine große und dauernde innere Ueberlegenheit über die anderen gibt. Es ist keine leere Prahlerei, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß keines der anderen Kulturvölker sich so viel Mühe gegeben hat, sich in alles Fremde zu versenken, wie wir. Jedem Volke wollten wir gerecht werden, jedes Volkes Kulturverdienste haben wir freudig anerkannt. Am meisten machte sich dieses Universalstreben in den Dingen

Digitized by Google

der Literatur geltend. Aber die Sache hat doch zwei Bedenken. Erstlich verfielen wir von der Schätzung des Fremden oft in eine maßlose Ueberschätzung und zweitens dankten uns die anderen nicht unsere herzliche Zuneigung. Doch wir empfinden das letztere nicht allzu schmerzlich, weil wir uns in gerechtfertigtem Stolze sagen dürfen, daß diese feindliche Nichtbeachtung unserer Weltgesinnung nicht uns zur Schande gereicht. Immerhin täten wir gut, etwas mehr die goldenen Worte unseres alten Klopstock zu beherzigen:

„Nie war gegen das Ausland
Ein ander Land gerecht wie du!
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken
nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!"

Dieser „schöne Fehler" ist uns geblieben und wir wollen ihn auch gar nicht ablegen, sofern es sich um wirkliche Kulturwerke des Auslands handelt. Wir wollen uns nur von gewissen häßlichen Nebenerscheinungen frei machen. Wir waren bisher nur allzusehr gewohnt, auch fremde Scheinwerte als echt zu nehmen, und wir haben allzusehr eigenen Besitz nicht so hoch eingeschätzt, als er verdient.

Zu diesen Bemerkungen veranlassen mich zwei Neuerscheinungen auf dem literarischen Markte, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Bei S. Fischer in Berlin ist eine Auswahl-Ausgabe aus Theodor Fontanes Werken in fünf Bänden erschienen. Nun hat meines Erachtens Fontane noch immer nicht jene allgemeine Schätzung erreicht, die er verdient. Lange hat es überhaupt gedauert, bis er durchgedrungen ist. Aber sein ganzer Wert ist noch lange nicht völlig erkannt. Denn sonst müßte er zu unseren meistgelesenen Schriftstellern gehören. Ich habe mich oft gefragt, ob mich nicht eine rein subjektive Verliebtheit zu dieser hohen Schätzung verleitet. Ich habe wohl alles, was er geschrieben hat, und nicht bloß einmal gelesen. Ich will nicht leugnen, daß meine Vorliebe für ihn selbst meine Kritik über ihn schwächt. Aber all das in Betracht gezogen, bleibt so viel unzweifelhafter positiver Wert übrig, daß man ihn zu preisen nicht müde werden kann. Vor allem ist er in der deutschen Literatur außer allem Wettbewerb als das, was die Franzosen einen Causeur nennen. In einer meisterhaften Einleitung zeichnet Paul Schlenther aufs glücklichste sein Wesen, das eigentlich sehr an seine Zeit und Umwelt, doch so merkwürdig frei und weit ist. In ihm ist preußisches Wesen im besten und künstlerischesten Sinne verbunden mit Leichtbeweglichkeit, die ihm vielleicht von seinen französischen Ahnen her im Blute liegt. Er ist einer unserer feinsten und liebenswürdigsten Dichter, und wer sich ihm einmal ergeben hat, dem bleibt er ein dauernder Lebensbegleiter. Er hat viel geschrieben; die hier in fünf Bänden von einem ihm geistesverwandten Herausgeber gegebene Auswahl sucht das Beste zusammenzustellen. Der 1. Band enthält neben der an sich wertvollen Einleitung Schlenthers: Gedichte, Grete Minde, Schach von Wuthenow, Unterm Birnbaum. Der 2.: L'Adultero, Cecile, Unwiederbringlich. Der 3.: Stine, Irrungen und Wirrungen, Jeany Treitel. Der 4.: Poggenpuhls, Effi Briest. Der 5.: Stechlin.

Die zweite Neuerscheinung, auf die ich aufmerksam machen möchte, sind Georg Büchners Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe, eingeleitet von Wilhelm Hausenstein (Leipzig, Inselverlag). Von G. Büchner ist, was das allgemeine Lesepublikum anbetrifft, wirklich zu sagen, daß er zu den Halbvergessenen gehört. Und doch ist sein

Digitized by Google

kurzes Leben — er starb 1837, 24 Jahre alt — und sein Dichten in dieser kurzen Zeit dauernder Erinnerung wert. Der Herausgeber erzählt in der Einleitung sein Lebensschicksal und sein Werk in anschaulicher Weise. Ein Drama „Dantons Tod", ein Lustspiel „Leonce und Lena" (Hausenstein nennt es „das zauberhafteste Lustspiel der deutschen Literatur"), ein genialer dramatischer Entwurf „Wozzeck", eine novellistische Skizze „Lenz", eine kühne politische Flugschrift „Der hessische Landbote", der schon starke sozialistische Anklänge enthält, — das ist der wirklich nicht geringe Ertrag des jungen Lebens. Mit ihm ist eine große Hoffnung der deutschen Literatur frühzeitig ins Grab gesunken. Er bietet eine ernste männliche Lektüre. Aber außer denen, die sich berufsmäßig oder aus besonderer Vorliebe auch mit den abwegigen Erscheinungen der deutschen Literatur beschäftigen, kennen ihn wenige im deutschen Lesepublikum. Er sollte aber gekannt und in seinem besonderen Werte allgemein anerkannt werden.

E. Pernerstorfer

Der große Krieg

Hanns von Zobeltitz unternimmt in zwei starken Bänden „nach den politischen Urkunden der Regierungen, den Berichten der Heeresleitungen, amtlichen Veröffentlichungen und Mitteilungen der verschiedensten Art, sowie Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen" eine Erzählung des Weltkrieges, von dem die erste Abteilung — 6 bis 8 sollen es werden — vorliegt*). Eine lebhafte, z. T. schwungvolle Darstellung, wie man sie von Zobeltitz, dem Mitkämpfer von 1870/71, ehemaligen Offizier und gewandten Erzähler erwarten durfte, oft unterbrochen durch eingestreute Berichte von Mitkämpfern und Feldpostbriefe, versehen mit sehr reichem Anschauungsmaterial von Photographien, Zeichnungen, Karten und Kartenskizzen: kurz, die erste für weite Kreise berechnete, planmäßige Darstellung, wie sie sicher nach dem Kriege in einer wahren Hochflut über uns hereinbrechen werden, wohl geeignet, einen schnellen und bequemen Ueberblick über die Ereignisse zu geben. — Ueber die prinzipielle Berechtigung eines solchen Versuches spreche ich nicht, die Bedenken dagegen liegen klar auf der Hand, es fragt sich immer nur, inwieweit die Ausführung sie zu entkräften vermag. Höheren Ansprüchen kann das Werk leider insofern nicht genügen, weil von einem Historiker, der an die Darstellung heranträte, man etwas anderes erwartete. Dem Verfasser mangelt die nötige Unbefangenheit, die — so schwer es jetzt sein mag, sie zu bewahren — dem Historiker eignen muß, zumal wenn er jetzt sich an diesen Stoff wagt. Dadurch bedingt ist eine Neigung, die Schattenseiten im deutschen Volke, auch wo er sie darzustellen sucht (S. 23), zu beschönigen. Die Marokkofrage tritt durchaus nicht in ihrer entscheidenden Bedeutung hervor. Es fehlt ein Hinweis auf die bereits im Frühjahr 1914 begonnene russische Mobilmachung. Zu den Kämpfen an der Marne (S. 77) muß hervorgehoben werden, daß die französischen Erfolge von den Generalstabsberichten nicht übertrieben wurden, sondern nur die Zeitungen von einem Siege über Deutschland sprachen. — Trotzdem lassen Darstellungsweise wie Anschauungsmaterial das Werk als eines erscheinen, das — im Stil der Verleger zu reden — „als Hausbuch auf jeden Familientisch gehört." T. O. Achelis

*) Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld, Berlin und Leipzig.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Türken und unsere Orientierung

Von Dr Ernst Diez (Wien)

II

Die Geschichte der Turkvölker und ihrer Staatenbildungen ist eine der größten Tragödien der Weltgeschichte. Sie zeigt uns, wie junge, starke Naturvölker zermahlen werden, die zu spät in jene Territorien der Erde eintreten, die überhaupt geeignet sind, Schauplätze einer kontinuierenden Geschichte und Kultur zu sein. Als die Türken in die Hallen der Geschichte eintraten, war die Erde schon verteilt. Das mag sehr sonderbar klingen — denn sie taten es schon im fünften Jahrhundert nach Christi. Trotzdem war es zu spät. Nicht zu spät, um zu kämpfen und zu siegen, Reiche zu stürzen und neue zu gründen, aber zu spät, um eine eigene Kultur aufzubauen und damit erst eigentlich Geschichte zu machen. Daher sind sie uns bis heute (abgesehen von den Osmanen) unbekannt geblieben. Ihre größten Männer, Dschingis Chan und Timur, die in der Geschichte der Eroberer Ehrenplätze neben Alexander und Napoleon verdienen, pflegen wir unseren Kindern als raubgierige Mordbrenner und grausame Tyrannen, als Gottesgeißel zu nennen.

Wenn türkische Stämme aus ihren hochasiatischen Steppen aus Not sich aufmachten, um hernieder zu steigen in die fruchtbaren Täler und Ebenen und teilzunehmen am gesegneten Tisch der Natur, standen ihnen zwei Wege offen, der eine nach Osten, der andere nach Westen. Der eine führte sie nach China, der andere nach Persien. Die beiden Jahrtausende alten Kulturen dieser beiden Reiche (Persien als Fortsetzung von Babylonien und Assyrien genommen) waren die beiden Mühlsteine, zwischen denen die türkische Idee zerrieben wurde. So beschränkte sich

Digitized by Google

ihre weltgeschichtliche Rolle auf — eine Vermittlung zwischen den beiden Kulturen, zwischen China und Persien. Auch diese Rolle darf nicht gering angeschlagen werden. Ein guter Teil der islamischen Kultur Persiens ist die Frucht dieser Mischung. Allein wie undankbar war diese Funktion! Fast wie die eines Lastenträgers, der Schätze hin und her trägt und dabei arm bleibt wie eine Kirchenmaus. Kam doch alles nur wieder den Persern und Chinesen zugute. Man bewunderte die einen und die andern — der Türke fiel in die Versenkung.

Sonst freilich, ja sonst erreichte der Türke alles. Darin besteht ja eben die Tragik seiner Geschichte, daß er alles erreichte, nur zu spät kam, um aus seiner eigenen Idee eine Kultur aufzubauen, die seine und keine andere Weltanschauung spiegelt und durch die er historisch geworden wäre, wie der Perser, der Inder und der Chinese. Auch diese Völker haben ihre Rollen ausgespielt in der Weltgeschichte, aber sie haben sich in ihrem Buche verewigt. Der Türke jedoch ist heute wieder der gleiche Atsis, der gleiche „Namenlose", als der er vor Zeiten seine Karriere begonnen hat. Was er alles erreichte, braucht hier nicht gesagt zu werden. Daß die Mongolen — die ja gleichfalls ein Turkvolk sind — einst von Peking bis Budapest herrschten, ist hinlänglich bekannt. Von Samarkand, der Residenz Timurs, werden nach Friedensschluß Tausende erzählen. Von Seldschuken-„Horden" und vom Mute der Mamluken hörte jeder in der Schule. Nur die Methode, die sie zur Welteroberung führte, wurde uns vorbehalten. Von der Generationen währenden, jahrhunderte langen Vorbereitung zu diesem schwersten aller Berufe weiß man nichts.

Die Vorbereitung lag in der Familie. Gerade jener Gehorsam, den unser Dichter dem Christen als Schmuck zuspricht, er war die oberste Regel beim Türken. Unterordnung und Disziplin wurden als Haupteigenschaften anerzogen. Jede Insubordination, jedes Komplott wurde unbarmherzig mit dem Tode bestraft. Im Kampfe sterben galt als das ehrenvollste. Ihre Organisation, ihr Leben waren soldatisch. Ihr Erbrecht war vom soldatischen

Digitized by Google

Gesichtspunkt aus aufgebaut: Erbe war der Jüngste, er bekam den Hof und das Ackerland. Der Intelligenteste und Tapferste bekam die Pferde, dem Schwächsten wurden die Schafe zugesprochen. Ein Sinken, ein Degenerieren der Familie war durch dieses Herkommen ausgeschlossen. Der Tüchtigste bekam immer das Heft in die Hand. Fehlte es aber an tüchtigem Nachwuchs, so adoptierte man einen solchen. Die Adoption spielte eine wichtige Rolle, ja sie bildete eigentlich den Schlußstein und die Krönung des ganzen Erb- und Familienrechtes. Denn sie beschränkte sich nicht nur auf die Stammeskreise, sondern sie war der „Freibrief", mit dem der arme, namenlose Türke aus seiner Steppe in die zivilisierte Welt hineinging, und sich an den Fürstenhöfen verdingte. Er ließ sich adoptieren. Er verkaufte seine Freiheit und sein Schwert für einen Namen und eine Frau. Es war keine gewöhnliche, keine erniedrigende Sklaverei, in die er sich begab, vielmehr der normale Weg zum Aufstieg, ja zu Fürstenthronen. Keine Spur von Schmach lag in dieser Verdingung — denn das Knechtsein war diesen Menschen etwas selbstverständliches, es war nur die Folge des absoluten Gehorsams. (In Persien spricht man auch heute von sich selbst nur als Knecht = bendé; so verlangt es die Höflichkeit.)

Mit dem unbedingten Gehorsam begann der Türke seine Laufbahn, deshalb schätzten ihn die Herren. Er war nicht nur ein tapferer Krieger, sondern auch ein vortrefflicher Beamter. Die Beamtenlaufbahn bildete seinen gewöhnlichen Aufstieg. Das Kriegertum verstand sich nebenbei von selbst.

So verdingte sich der Türke schon bei den Partherfürsten, dann bei den Sasanidenkönigen, bei den Kalifen, beim Kaiser von China. Er beherrschte alle asiatischen Staatskanzleien, erfüllte alle Aemter und führte die Heere. Und so eroberte er schließlich die Länder, indem er Gouverneur wurde und sich eines Tages selbständig erklärte. Das war die Laufbahn der zahlreichen „Sklaven"-Dynastien, die in den Ländern des Islam herrschten, der Tuluniden, der Ghasnaviden, der Atabegs, der Mamluken

Digitized by Google

u. a. m. Dabei verschlug es den Seldschukenherrschern, denen halb Asien gehorchte, nichts, den Kalifen in Bagdad als obersten „Herren" anzuerkennen. Es genügte ihnen, sein Schwiegersohn oder zur Abwechslung auch sein Schwiegervater zu werden und das Heft wirklich in der Hand zu haben. Es genügte ihm, an seiner Seite zu stehen und ihm alles vorzusagen, damit er, der Kalife, der Stellvertreter Muhammeds, es ihm wie ein Papagei nachsage, kurz, daß jener nur ein Schattenkaiser war.

Alles erreichte der Türke. Aber stets war eine höhere Macht über ihn, die ihn unterkriegte und entselbstete — die Kultur des eroberten Landes. In China wurde er schließlich doch Chinese und Buddhist und in Persien Perser und Muselman. War er erst soweit, daß er daran denken konnte, seine Stadt mit Wissenschaft und Kultur auszuschmücken, dann war es chinesische oder persische oder indische Kultur, die er förderte. Eine türkische gab es nicht. Sie hatten zwar ihre Sprache — aber keine Schrift. Daher schrieben sie ihre Mundart mit den syrischen (uigurischen), arabischen, armenischen, griechischen, hebräischen, indischen (devanagari), chinesischen und russischen Alphabeten, je nach ihrer neuen Heimat. Immerhin — sie behielten wenigstens ihre Sprache bei und erhielten sie, wenn auch mit fremden, besonders arabischen und persischen Einschlägen gemischt, bis heute.

Dagegen ging es ihnen mit der Religion wie mit den fremden Kulturen. Sie verloren ihre eigene und nahmen die fremden an, um sie zu fördern. Wieder ein Stück Tragik! Was scherte sie im Grunde der chinesische Schamanismus, das nestorianische Christentum, der Islam? Am nächsten lag ihnen noch der Buddhismus, um seiner Passivität willen. Aber schon aus Politik mußten sie alle diese Religionen und ganz besonders den Islam annehmen und fördern. Und siehe da, was wurden sie? Sie wurden im Gegensatz zu den persischen nationalistischen Sektierern, den Schiiten, orthodoxe Sunniten, die Beschützer des Kalifates und Verteidiger des alten Glaubens. (Nur die Mongolen machten

Digitized by Google

eine Ausnahme und tolerierten Buddhismus und Christentum neben dem Islam, der ihnen gleichgültig blieb.) Unter Timur, der mit Hilfe der transoxanischen Geistlichkeit groß geworden war, wuchsen in Samarkand, Herat und anderen Städten die geistlichen Hochschulen (Medresen), Klöster und Hospize wie Pilze aus dem Boden. Es ist zum guten Teil türkisches Werk, daß der alte orthodoxe Glaube, die Sunna, aus der Epoche des Sektierertums siegreich hervorging und heute den größten Teil der 300 Millionen Muslims vereinigt. Sie haben sich das Kalifat ehrlich verdient!

Aber ungestraft wurden sie nicht die Träger und Verteidiger des Islam. Sein Fatalismus und Paradieseswahn vergiftete auch sie, die einfachen, harten Söhne der unwirtschaftlichen Steppe. Sein Mitleidssinn schwächte sie allmählich, sein Glaube an künftige Vergeltung bändigte ihren Hochmut. Und als der religiöse Geist des Islam und Buddhismus den militärischen Charakter der Türken und Mongolen unterdrückt, die Faulenzerphilosophie des Mystizismus ihre Gesellschaft entnervt hatte, ihr praktischer Sinn in Bigotterie verkehrt worden war, zerbröckelten ihre Staatengebilde und sie wurden wieder eine Völkerhorde, die in anderen Staaten und Nationen aufgingen. Das erträumte und von Dschingis Chan einmal geschaffene turkomongolische Weltreich endigte schließlich in den bigotten Chanaten von Bochara, Chiva und Kokand.

Nur ein Reich blieb übrig, das osmanische. Prüft man es mit der Sonde der Erfahrung, die uns die Geschichte der älteren Türkenreiche gibt, so zeigen sich viele Aehnlichkeiten. Allein, hier griffen andere Faktoren ein, die den früheren Turkstaaten nicht zu Hilfe kamen, und es wäre voreilig und geschmacklos, in dieser Zeit der großen Taten der Geschichte vorzugreifen. Viele der guten alttürkischen Eigenschaften erkennen wir bei den Osmanen wieder: Die Genügsamkeit, den Fleiß, die Tapferkeit, die Treue und Verläßlichkeit. Das sind keine leeren Eulogien, wie die bestätigen werden, die auch die übrigen Völker des Orients kennen.

Digitized by Google

Diese, wo nicht sichtbar doch latent vorhandenen Anlagen brauchen nur zielbewußt wieder ausgebildet werden, um aus den Türken das zu machen, was sie heute sein müssen, um fort zu bestehen, ein wirtschaftlich konkurrenzfähiges, modern zivilisiertes Volk des erweiterten Europa.

Mode und Werturteil

Von Felix Stössinger

Im Theaterspielplan des letzten Jahres hat sich eine große Veränderung vollzogen, wie wir sie seit 20 Jahren nur zweimal beobachtet haben. Einmal, als Brahm auf L'Arronge folgte, und das zweite Mal, als Reinhardt neben Brahm trat. Die Veränderung wurde damals von neuen Männern, Exponenten einer neuen Zeit, bewirkt. Heute drücken die Verhältnisse eine Wendung des Geschmacks aus, im Drama, in dem Ibsen von Strindberg abgelöst, in der Oper, wo Wagner von Verdi und Mozart bedrängt, nicht verdrängt wird, denn statistisch läßt sich die Verschiebung nur negativ durch die wachsende Zahl von Aufführungen Verdis und Mozarts beweisen. Aber bewiesen muß sie nicht werden, denn deutlicher als die Eindringlichkeit der neuen Verliebtheit spricht die Mißachtung vor den älteren Werten, die heute anders wirken als noch vor einigen Jahren.

In der Kunst gibt es immer solche Ablösungen, in Berlin werden sie aber literarisch ausgenutzt und übertrieben, von einem Typus, der nirgends gefährlicher ist, als in Deutschland, wo schon nach Grillparzer alle 10 Jahre eine neue Mode die letzte, beste übertrifft. Infolgedessen fehlt unserer Kunst das Gewachsene, und sie kommt nie zu einer Klassizität, wie sie das glückliche Griechenland hatte, und formal gesegnetere Länder noch heute besitzen. Es ist aber doch, gelinde gesagt, komisch, wenn die Leute, die unbedingt dabei sein mußten, als der Impressionismus begründet wurde, sich vor ihrem grauen Bart nicht schämen, nun auch den Expressionismus zu lanzieren. Schlenther wurde oft vorgeworfen, daß er über Ibsen nicht hinausgegangen sei. Gesegnet soll er dafür sein, denn er hatte einen literarischen Charakter und bewies durch seine blinde Anhänglichkeit für Ibsen ein festeres Verhältnis zur Kunst, als die Apostaten jeder Mode je aufbringen können. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß ein so unrevolutionäres Land, wie Deutschland, sich nie vom geistigen Revolutionieren befreien kann. In nichts zeigte sich

Digitized by Google

Goethe größer als in der Begrenzung, die seine Natur gegen das Außen errichtete. Erst dadurch ist er Goethe, daß er nicht auch Kleist sein konnte.

Was nun Strindberg, Ibsen, Verdi und Wagner betrifft, so muß man sie verkennen, wenn man sie nicht gemeinsam nimmt, sondern gegeneinander ausspielt. Das Abwägen verschiedener Künstler ist sehr schwer und wird von vielen für absurd gehalten. Das ist es aber nicht. Die größten Philosophen und Künstler haben Kunstwerke vergleichend beurteilt. Und je tiefer und allgemeiner eine Zeit ist, um so mehr kann sie ein Maß in den urmenschlich vollkommenen Werken der Vergangenheit finden. Mit seinen Grundsätzen gewinnt man gerade aus dem Vergleich zwischen Kunstwerken die schärfsten Erkenntnisse.

Unter dem Einfluß von Brahm denkt man bei Ibsen zuerst an seine meist gesehenen Stücke aus jener Periode, in der sein moralischer Wille seiner Romantik Drama für Drama abtrotzte. Während wir aber Strindbergs wertvollste dramatische Dichtungen, wie Totentanz, Traumspiel und Scheiterhaufen in außerordentlichen Aufführungen erlebt haben, sind die größten Werke Ibsens falsch oder gering gespielt worden, da auch der Brahmstil den letzten Dramen Ibsens gegenüber versagte. Das Interesse für Ibsen ist heute gering, aber die Zeit wird vielleicht wiederkehren, in der die ganz fabelhafte Musik, die aus einem ethischen Dialoge Klein Eyolfs wie ein Himmelssopran anschwillt, auf der Bühne wie in der Dichtung erklingen wird.

Nehmen wir aber jeden Dichter als gegeben, so ist Strindberg das tiefere, echtere und wesenhaftere Genie. Er ist bis in den Abgrund methaphysisch, und er ist durch ein allerdings erotisches unüberwundenes und nicht Geist gewordenes Erlebnis bis in die Mitte des Erdinnern vorgestoßen. Ihm gegenüber ist Ibsens Weltanschauung nur Erkenntnis. Sie ist zu sehr Geist, während die Strindbergs zu geringe Resultate zeitigt. Aber wie darf man heute daran zweifeln, daß Ibsen den letzten Dingen nahe war, auch in jenen Dramen, in denen er zu seinem eigenen Schmerz statt Gotteshäuser menschliche Heimstätten baute, bis er schließlich wieder in seinen letzten Dramen, wenn auch zu psychologisch, die wesenhaftesten Dinge dramatisierte. Strindberg ist moderner, schon weil er religiöser ist. Aber bei ihm ist alles Suchen. Gerade beim „Traumspiel" empfand ich es als seine Tragödie, daß er allem Wissen so nahe, zuletzt kein Wissen hat, sondern eine literarische Erinnerung. Hier kann man wirklich sagen, ein Schauspiel, aber ach — ein Schauspiel nur, ein Wort, das man sich sehr hüten würde, auf Peer-Gynth (aber auch auf Totentanz) anzuwenden. Das Erschütterndste hat zuletzt doch Strindberg geschaffen und nicht Ibsen, und zwar meine ich jene Augenblicke, in denen sich seine Menschen als Verzauberte erkennen und voreinander niederknieen, weil sie wissen, daß sie verflucht sind, sich gegenseitig zu martern, und daß dies

Digitized by Google

Leben nicht das Leben ist. In solchen Regionen hat Strindberg immer geforscht und gelitten, in einer tieferen, erlebteren Schicht des Metaphysischen als Ibsen. Und doch ist es sehr fraglich, ob von Strindberg der Bühne mehr bleiben wird, als eine neue Auffassung des Weibes und der Liebe in Form von 4 oder 5 Dramen, und zwar deswegen, weil die klassische Sicherheit, Festigkeit und für das Fortleben unentbehrliche Normalität Ibsens Strindberg gefehlt hat. Strindberg wollte die Welt selbst erschaffen, und am liebsten hätte er persönlich nachgesehen, ob die Erde rund ist. Ich finde, das ist erschütternd. Ein Genie, welches in seinem Blute so wenig kulturelle Vergangenheit hat, ist verurteilt, mehr ein Anreger allergrößten Stiles als ein Gestalter zu sein. Dabei leiden Ibsen und Strindberg darunter, daß ihre Seelen von Natur aus größer entworfen waren, als die Sprossen kleiner Kulturvölker in ihrer Sprache, im Zusammenhang mit ihrer Heimat verwirklichen können. Bei Ibsen drückte sich das größte Problem zu einer Zeitungsaffäre aus. Bei Strindberg wird die Lappalie des Lebens zu einer Anklage gegen Gott. Ibsen war, wie man heute sehr eilfertig behauptet, ein Philister. Strindberg war es ohne Zweifel auch, aber er lebte trotzdem in der Hölle. Daß er die Witwe eines lebenden Mannes geheiratet hatte, konnte er nicht überwinden, und seine letzte unglückliche Sehnsucht bleibt ein Familienidyll. Bei Strindberg ergibt sich ferner der eigenartige Fall, daß ein Dichter nur wahre, brennend lebende Menschen geschaffen hat, aber keine einzige Gestalt, soweit ich im Augenblick übersehe, die außerhalb des Dramas ein so prägnantes Leben führt, wie etwa Hjalmar Ekdal oder selbst Lulu. Strindbergs Menschen haben Seele, Leben und Schicksal, aber ein sehr unbestimmtes Profil. Sie sind nur Leidenschaft. Bei Ibsen ist es gerade umgekehrt. Strindbergs Menschen sind immer nur Strindberge, so daß der Dichter in unserem Leben gekannter umhergeht, als Ibsen.

Der Versuch, Verdi gegen Wagner auszuspielen, ist nun gar vollkommen aussichtslos, weil Wagner kraft seiner Persönlichkeit auch dann noch größer als Verdi wäre, wenn der Musiker seine Werke je so langweilig finden würde, wie heute viele im Publikum. Damit ist nämlich gar nichts gesagt. Gerade in den letzten Wochen konnte ich einige hinreißende Verdi-Vorstellungen mit matten Wagneraufführungen vergleichen. Verdi gewinnt immer mehr. Aber was werden ihm vor dem Richtstuhl der Zeit alle seine Melodien, auch die, für die ich gerne sterben will, nützen, wenn sich Wagner mit nichts als mit der ganz ungeheuren Schilderung einer todestraurigen Landschaft, dem ersten Drittel des Tristanaktes, verteidigen wird. Es kommt bei jedem Künstler darauf an, die Form einmal vorausgesetzt, welcher zauberhaftesten, übersinnlichen Erlebnisse er fähig war. Nietzsche wußte, welche Wunder bei Wagner an den verborgensten Stellen glühn. Es war sehr überlegt von

Digitized by Google

ihm, gegen Wagner nicht Verdi, sondern Bizet auszuspielen. Denn so wie Wagner ist Bizet für einen bestimmten Ausschnitt unseres Gefühlslebens symbolisch, Verdi dagegen nicht. Verdi ist wundervoll wie Correggio, dem er ähnelt, aber bei Verdi geht die Kunst nicht so wie bei Strindberg, Ibsen und Wagner über Kunst hinaus.

Wenn sich also der Theaterspielplan, d. h. der Geschmack in der angedeuteten Richtung entwickelt hat, wollen wir nicht zu Mitläufern schwankender Wertungen werden, sondern gerade das Feste finden, zu dem die Mode wieder zurückkehren wird. Es soll daher fortan nicht heißen, Verdi oder Wagner, sondern Verdi und Wagner, und es soll nicht heißen Strindberg oder Ibsen, sondern Strindberg und Ibsen.

Anno pacis 1648

Historie von Paul Enderling

Früh morgens kam der Bürgermeister vor des Türmers Türe. Er klopfte so heftig mit dem Bleiknopf seines Stocks an das morsche Holz, daß es hie und da splitterte und der Türmer an Räuber und Mörder dachte, die bei ihm, dem Armseligen, einbrechen wollten.

„Clausnitzer! So öffne doch!"

Als der Alte das vom Steigen und von Aufregung erhitzte Gesicht des Bürgermeisters sah, dachte er nicht anders, denn der lange, lange Krieg spiele wiederum eine rote Blutwelle an die Mauer des Städtchens.

„Sind's die Schweden, gnädiger Herr?"

„Nichts davon."

„Also die Kaiserlichen — hilf uns, Herrgott vor Feuer und Brandschatzung!"

Der Bürgermeister holte in dem herbeigeschobenen Lehnstuhl (darin war des Türmers Frau, hochbetagt, vorigen Jahres gestorben) erst Atem, dann wandte er sich dem Alten zu: „Nit schwedisch und nit kaiserlich ist, was heute zu uns kommt; vielmehr ist es göttlich und scheint geradenwegs vom Himmel aus den himmlischen Heerscharen zu kommen, obschon es aus dem

Digitized by Google

Westfälischen kommt." Er dämpfte seine Stimme und faltete die Hände fromm, als er weitersprach: „Sie haben in Münster und Osnabrück Frieden geschlossen. Es wird wieder Friede im deutschen Land!!"

Der Alte sah ihn erschreckt an. Er begriff ihn nicht. Er schob seine langen weißen Haare aus der Stirn. „Friede??" stammelte er: „Friede im deutschen Land??" Und er wußte nicht, ob er an seinem Gebieter irre werden sollte oder an sich selber.

Durch die Turmluke klang das unruhige Rufen der abziehenden Schwalben. Die warme Herbstsonne füllte den kleinen Raum. In dem goldenen Licht flitzten und schwirrten die behenden zwitschernden Vögel. Sonst hörte man hier oben nichts.

Der Bürgermeister erhob sich und ging zum Fenster. Er stieß auch den zweiten Laden zurück, daß er quietschte und auf die Mauer aufschlug.

Drunten drückten sich die Häuser aneinander. Es stand nur noch ein Drittel der Häuser, die unter seinem Vater gestanden, da er Bürgermeister war. Und doch war auch damals schon Krieg gewesen. Nur selten stieg Rauch aus einem Schornstein.

Da unten bei Sankt Jakob, wo das Grün wucherte — Disteln und wertlos Gestripp — hatte das Haus gestanden, da er geehelicht. Darein hatten die Kaiserlichen ihre Brandkugeln geschossen, als sie ohnmächtig von Nürnberg abziehen mußten. Dort an der Mauer, wo der leere Giebel starrte und wo nur Fledermäuse und anderes Hexengetier noch hauste, da hatte er als Kind geschlafen und gespielt. Das hatten Schweden aus dem Nachtrab Trostensons zerbrochen und zerbrannt, nachdem sie den Vater zu Tode gemartert.

Der schwere dicke Mann sank in die Kniee und die Tränen liefen über seine fleischigen Wangen in den Kragen hinein. „Und nun ist Friede, Clausnitzer! Nun soll Friede sein . . ."

Der Alte sah ihn kopfschüttelnd an. Ein irres Lächeln überflog ihn; vielleicht wars auch Verlegenheit, weil er den gestrengen Mann da wie ein Kindlein weinen sah.

Digitized by Google

„Glaubst mir nit, Clausnitzer?"

„Es ist nur, hochehrbarer Herr — es ist nur: ich kann's mir nit recht denken. Solang' ich denken kann, war Krieg. Mein Sohn starb vor zwanzig Jahren — es können auch fünfundzwanzig sein — unter den Pappenheimern, mein Enkel vor zehn Jahren im Rheinischen. Meine Tochter starb, meine Schwiegertochter und mein anderes Enkelkind. Und immer ist Krieg gewest . . ."

Plötzlich kniete er auch.

„Und Gott — — kann er solche Wunder verrichten, daß Kinder wieder ruhig alte Leute werden und Knäblein nit schon in der Wiegen vom Schwert gezeichnet sind?"

Er umarmte, schwankend, den Bürgermeister. Einen Augenblick knieten die Beiden wie Brüder an einem unsichtbaren Altar.

„Wer hat den Frieden gekündet?" Er stand langsam auf und versuchte, auch dem Bürgermeister aufzuhelfen.

Der lächelte. „Es ist Junker Härlin gekommen, du weißt, der drüben das Gütlein hat. Er ist zu Roß gekommen und hat an meine Tür geklopft. Der Friedensbote ist unterwegs nach Wien. Heute kommt er durch unsere Stadt. Der Junker soll ihn begleiten und er ist nur vorgeritten, derweil der Bote sich drüben in Luckheim ausruht und seinem Pferd ein neu Eisen anmachen läßt. Er ist nur vorgeritten, weißt, weil er geschwind nach seinem Gut sehen will, und trifft sich mit dem Boten wieder im Rothenburgschen. Gieb acht, Clausnitzer, auf die Straße gen Luckheim: wenn er dort hinten um die Eichengruppe reitet, stoß' ins Horn!"

Der Alte griff nach dem Horn, das man ihm gegeben, seit auch die letzte Glocke der Stadt, das Feuerglöckchen im Turm, eingeschmolzen war.

„Alsdann wollen wir ihm entgegenschreiten und lobsingen und Hallelujah sagen. Und Blumen wollen wir ihm auf den Weg streuen."

Digitized by Google

Der Türmer trat ans Fenster. Er achtete des Bürgermeisters nicht mehr. Weit lehnte er sich in die Luke, nach Westen schauend. Seine Augen aber hatten einen Glanz, als ob sie in eine Weite sahen, die viel ferner war, als Menschenblicke reichten.

*

In der Herberge, die am Kreuzweg kurz am Ausgang des Fleckens Luckheim stand, steckten vier Männer die struppigen Köpfe zusammen — der Wirt und drei Zerlumpte, die früher Soldaten gewesen und jetzt marodierten.

„Er muß reich sein. Nie sah ich ein so reich gezügelt und wohl genährt Pferd. Und die Spitzen am Kragen sind brabanter Arbeit und sein Gürtel ist voll und rund."

Alle Vier blickten zur Decke empor, darüber der fremde Reiter ausruhte, bis sein Pferd beschlagen sei.

Sie füllten ihre Becher mit dem sauren Wein und schnitten sich Brot ab.

„Er ist ein gar fürnehmer Herr: ich sah Pergamente bei ihm, mit Siegeln — so groß. Und der Junker Härlin ist sein Begleiter gewest."

Die Marodeure tranken unruhig ihren Wein. Ihre Blicke flackerten. Einer zog einen Dolch.

Der Wirt winkte ab. „Der da oben ist hieb- und stichfest," flüsterte er. „Er hat mir selber das Alräunchen gewiesen, ehe denn er schlafen ging. Stahl bricht an ihm und Blei prallt an ihm ab."

„Er muß dennoch dran glauben," knurrte ein Pockennarbiger. „Und wenn er der Pickolomini oder der Karl Ludwig selber wär', oder Mars oder der Friedensgott, von dem sie itzt soviel Redens machen."

„Dann erst recht! Wo geraten wir hin, wenn Krieg nit mehr Krieg ist, he? Wer kommt mit?"

Die drei Soldaten gingen hinaus, hinauf.

Der Wirt blieb unten, mit eingezogenem Kopf auf jedes Geräusch oben lauernd. Kein Schrei kam von oben. Nur ein

Digitized by Google

Poltern und das Aufschlagen eines Körpers auf den Boden. Nun kamen sie die Stiege heruntergetappst.

Mit den Händen, die den Boten erdrosselt hatten, zählten sie die Münzen, die sie bei ihm gefunden. Ihrer waren viel weniger, als sie erwartet.

Sie beschlossen, auch seine Kleider zu teilen und ihn nackt an der Eichengruppe zu verscharren.

*

Jubelnd waren sie hinausgezogen, die Frauen mit Blumen in den Händen, den Boten zu bewillkommnen. Das letzte Eßbare hatte man zusammengekratzt und den Kindern gegeben.

Als sie aber drei Stunden gewartet hatten, kehrten sie in die Stadt zurück. Die rote Farbe war von den hohläugigen Gesichtern gewichen; sie waren wieder fahlgrau geworden wie all die vorige Zeit.

„Wir haben's gleich gesagt: es kann und kann ja nit sein."

Die Blumen, die in ihren Händen weich und welk und häßlich geworden waren, traten sie unter die Füße. Und manche spieen darauf.

Die Kinder schrieen: „Bringt uns der Friede Brot und Milch und ein wenig Honig? Wie sieht der Friede aus, Mutter? Ist er gleich einem Erzengel? Ist er gleich einem Rittersmann oder einem Prädikanten? O Mutter, warum ist er nit da?"

Die Männer sahen sich stumm an, gingen nicht nach Hause, sondern sammelten sich wie auf Verabredung am Marktplatz. Scheu blickten sie zum Turm: Clausnitzers Kopf war zu erkennen. Der lugte nach Westen, nach dort, wo der Bote kommen sollte, der den Friedenstraktat in der Tasche trug. Einen anderen Weg konnte er nicht kommen.

Nur der Magister war frohgemut. Seine Augen leuchteten. Er ging von einem zum anderen und erzählte von dem allegorischen Aufzug, so er erdacht und gedichtet. Lange Jahre lag der schon in seiner Schublade.

Digitized by Google

Choralstrophen sollten ihn einleiten und beschließen; dann trat die Gerechtigkeit in schönem weißen Hemd auf und begrüßte den Frieden, der einen grünen Zweig trug wie einen Palmzweig und ein grün Gewand. Dann sollten Beide — ja, auch die Freude sollte zum Wort kommen — über den Mars, der wie ein kaiserlicher Reiter gekleidet sein müsse, herfallen, ihn entwaffnen und verprügeln. Er war sehr stolz auf seine Idee.

Die Männer nickten schweigend und wandten ihm den Rücken.

Der Bürgermeister trat heraus. Sein erster Blick galt nicht den Bürgern, sondern — scheu und verstohlen — dem alten Türmer oben.

„Ich weiß nit — mir war so, als hörte ich eines Hornes Klang?" Aber er sprach den Schluß leise, als glaubte er's selber nicht mehr.

„Wir hätten ihn einholen sollen," sagte Einer.

„Sind keine Pferde mehr in der Stadt und zu Fuß ist's gar gefährlich. Sind Wölfe gesehen worden und Marodeure."

„So es nit der Junker Härlin gewest wäre, dem nie und nie eine Unwahrheit nachgesagt ist, möchte ich schier meinen, wir seien genarrt. Es ist aber kein gut Werk, Betrübte zu narren."

„Oder es ist ein Anderer gewest, dessen Namen man nit nennet!"

Sie stutzten. Einen Augenblick durchflog sie alle der gleiche Gedanke, es sei der Gottseibeiuns gewesen, der die Gestalt des Junkers angenommen habe, wie er jede annehmen könne, um sie in Hoffnung zu heben und in Enttäuschung zu stürzen.

„Geht nach Hause, Freunde!" bat der Bürgermeister und ging ins Haus. Er mochte sie nicht mehr sehen. Er ertrug ihre Traurigkeit nicht länger.

Keiner der Anderen aber ging.

Auch als der Himmel sich schwarz färbte und die Wolken platzten und Regen herniederströmte, blieben sie draußen.

Der Magister ging lachenden Mundes die Reihen entlang.

Digitized by Google

„Wenn der Friede da ist, wächst das Korn und reift. Und keines Reiters Roß frißt die grünen Keime statt Gras. Und du Bäcker hast wieder zu backen und du Metzger hast zu schlachten und du Weber hast zu wirken und du Gerber hast zu gerben und du Wirt hast Gäste, die runde Dukaten auf die Tische werfen und Spanferkel und Wein vom Rhein begehren. Das Gold wird wiederum ins Land rollen."

Die Männer aber sahen ihn böse an und die Fruuen hießen ihn schweigen und schalten ihn einen Narren.

In ihren Eingeweiden brannte der Hunger. Wonach hatten sie nicht gegriffen, ihn zu stillen! Nesseln und Eicheln und Gras hatten zur Nahrung gedient. Es hieß von Etlichen, daß sie ihre Kinder geschlachtet, um sich zu sättigen und daß Mann und Frau bei Tage und bei Nacht einander mißtrauten und im Verdacht mörderischer und kannibalischer Gedanken hatten.

Nie hatten sie den Hunger so gespürt — in all den langen Jahren nicht — wie jetzt, wo die Enttäuschung an ihnen fraß wie inwendiges Feuer.

Und etliche Frauen liefen durch die Gassen und sie weinten: „Der Friede kommt nit und nit. Es bleibt Krieg. Und morgen verhungern unsere Kinder und übermorgen schlagen euch Kroaten tot und schänden uns Schweden. Und unsere Stadt wird brennen als ein einziger Scheiterhaufen, als ein einziges Brandopfer für den Gott der Rache, der da straft bis ins dritte und vierte Glied. Es ist nie Friede gewest. Das lügen sie. Weißt du, was Friede ist, Brigitte? War er, als du geboren wardst? War er an deinem Hochzeitstag, Kathrein? War er am Verlöbnistag der Marei, da sie von einquartierten Dragonern auf dem Leichnam des Verlobten geschändet ward und den Verstand verlor?"

Und andere fragten höhnisch: „Wo wohnt denn der Friede, he? Im Rathaus, wo sie Verträge mit allen blutbefleckten Herren und Potentaten schlossen und zerrissen? In der Kirche? Vielleicht auf der Kanzel, auf der die Schotten unsere Augsburger

Digitized by Google

Konfession höhnten und das heilige Buch bespieen? Am Altar, wo sie ihr Strohlager machten und mit ihren Troßhuren buhlten und den sie mit Kot und Unflat bedeckten? Wo wohnt der Friede?? Im Himmel, wo Tag und Nacht das feurige Schwert steht? Wo aber wohnt er, daß man ihn hole? Denn auf Erden ist er nit. Auf Erden ist immer Krieg und Vernichten und Quälen und Morden und wird immer sein."

Etliche aber, denen der Wahnsinn im Blick flackerte, schrieen gellend: „Der Bürgermeister hat ihn versteckt! Holt ihn heraus! Er will Lösegeld für ihn haben. Aber wir haben kein Geld. Nit Batzen noch Heller, nit ein böhmischer Groschen ist mehr zu finden. Er soll kein Lösegeld haben! Denn der Friede gehört uns."

Und sie rissen die anderen Frauen mit sich, an deren zerlumpten Röcken die Kinder hingen, und stießen die Männer vor sich her und waffneten sich mit Hausgerät und Schaufeln und was sie am Weg fanden.

Und als der Bürgermeister heraustrat und anfangs leutselig, dann hart sie auseinandergehen hieß, traf ihn der Schlag eines Spatens über die Schläfe, daß er umsank. Ueber den leblosen Körper trampelten sie schreiend hinweg und ergossen sich in die Räume seiner Wohnung, Türen und Kasten und Truhe und Schrank erbrechend. „Wo ist der Friede? Wo steckst du, süßer Friede? Ach komm zu uns! Siehe, wir suchen dich ja!"

*

Als die sechste Stunde gekommen war, stieg der Türmer vom Eckturm herab.

Sonst ging er die 117 Stufen im Dunkel der dunkelsten Nacht, ohne je nach dem Strick zu greifen. Heute taumelte und schwankte er auf jeder Stufe. Die Augen waren ihm geblendet vom ewigen Starren in die Ferne. Er hielt sich Schritt für Schritt am rauhen Strick. Unten sah er erst, daß seine Hände bluteten.

Digitized by Google

Es hatte ihn oben nicht gelitten. Aber es litt ihn auch in der Stadt nicht, die voller wirr durcheinander laufender Menschen war, voller schriller Schreie, voll wimmernden Weinens.

Hüstelnd schleppte er sich durchs Tor, das jetzt offen und wächterlos dastand.

Der Regen rieselte langsamer, in verrinnenden Tropfen.

Der Alte wollte selber nach Luckheim und dort fragen. Er hatte keine Furcht vor Räubern, er, der seit Jahren kein Geld besessen.

Aber er kam nicht bis Luckheim. Sein alter Körper war von der Aufregung des ganzen langen Tages durchschüttert. Seine Kniee sanken unter ihm zusammen, als seien sie morsch.

Todmüde ließ er sich am Mäuerlein des kleinen Pestkirchhofs nieder.

„Herr, gieb ein Zeichen, ehe denn ich sterbe! Kommt der Friede? Kommt er ins deutsche Land??"

Der Regen hatte aufgehört. Auf dem schwarzen Wolkengrund zeichnete sich ein schmaler, frommer Regenbogen ab. Das eine Ende wuchs aus der fernen Eichengruppe, das andere tauchte in den Dächern der Stadt unter. . .

Lächelnd schloß der Alte die müden Lider.

Löns als Naturschilderer

Ein kleines Büchl, in dem mehrere Naturschilderungen von Hermann Löns zu einem frischen Strauß zusammengebunden sind, gibt Anlaß, nachempfindend, nachdenkend zu ergründen und auseinanderzulegen, was die Eigenart des Naturschilderers Löns ausmacht; denn was Löns auf dem begrenzten Gebiete der dichterischen Gestaltung des Naturbildes geschaffen hat, gehört zur ganz echten unvergänglichen Kunst. In seinem Versuche, die Grundzüge des deutschen Seelenantlitzes zu erfassen, meint Ernst Moritz Arndt, bei den Germanen zeige sich ein stilles Verständnis, eine innige Freundschaft und ein zarter Umgang mit der Natur. Bei allen modernen Prosadichtern, die irgendwie zu Lyrismen neigen, prägt sich das deutsche Naturgefühl, das durch den Naturalismus lebhaft gesteigert wurde, stark und lebendig aus. Wenn sich dem Deutschen die Landschaft in bunte, farbenfrohe Bilder auflöst, wenn aus allen Büschen Vogellieder klettern, wenn die Quellen durch den jungen Mai klingen und bunte Blüten über den grünen Wiesen schweben, dann lüpfen junge Lieder in der deutschen

Digitized by Google

Seele die Schwingen. Immer stärker findet man die deutsche erzählende Prosadichtung durchsetzt von Naturschilderung, meist sind sie halb Landschafts-, halb Naturbild; wir denken dabei an Hermann Hesse, Rosegger, Frenssen, Hermann Burte, Hermann Stehr. Bei Hesse finden wir Naturbilder von duftigster, feinster Stimmung, Bilder, wie hingeworfen vom zartesten Silberstift. Er hat in seinen Erzählungen Stücke, in denen mit zart-lyrischer Kunst die Stimmung einer Landschaft mit ein paar farbigen Sätzen wundervoll gestaltet ist. Wenn wir in dem Roman „Unterm Rad" in die Ferienlandschaft mit der ihr eigenen Naturstimmung sehen, dann spüren wir den süßen Duft der Königsblume an den sumpfigen Wiesengräben und den Geruch reifen Korns über die Felder. Aber die Naturbilder sind bei diesen Dichtern in das übrige Dichtwerk verwoben, sie bilden den Hintergrund menschlichen Geschehens, den Rahmen, ja oft den Ausdruck seelischer Stimmungen. Löns pflegt das Naturbild um seiner selbst willen. Er holt nicht die Gesichte der Landschaft in erster Linie heran, um die seelische Temperatur seiner dichterischen Gestalten zu zeigen, die Gefühlswandlungen seiner Menschen stimmungsbunt zu beleuchten — wo er (in seinen Romanen, wie im Wehrwolf, im Letzten Hansbur, Dahinten in der Haide, Das zweite Gesicht) Naturbilder in den Gang seiner Handlungen einstellt, da gewinnen sie fast selbständige Wesensart, sind sie in ihrer sachkundigen Ausgestaltung ein Lebendiges, Scharfumrissenes für sich. Man merkt, daß sich der Dichter in seinen nimmermüden Nachgestalten der Natur in seiner ureigensten künstlerischen Lebensluft bewegt.

Die Natur an sich mit ihrem bunten Leben ist ihm Gegenstand der Dichtung. Das Naturbild ist ihm Selbstzweck. Große Naturschilderer sind sehr selten. Denn reife Naturschilderung hat zwei Voraussetzungen: dichterisches Können (unausschöpfbaren Reichtum der sprachlichen Ausdrucksmittel) und tiefgehende Naturkenntnis, in der sich wissenschaftliches Bekanntsein mit der Natur und der Reichtum des eigenen Sehens paaren. Wenn Ibsens Wort: „Dichten ist Sehen" nur einen Funken Wahrheit enthält, dann gilt er vom Dichter des lebensvollen Naturbildes. Der Schriftsteller, der das Naturbild künstlerisch bewältigen will ohne einen großen Vorrat eigenerworbener Anschauungen von wissenschaftlich einwandfreier, d. h. naturlebensrichtiger Grundlegung, verfällt leicht der Gefahr der bloßen Eindruckspinselei, die nur gradweise unterschieden ist vom gefühlsseligen Anschwärmen der Natur. Allerdings, selbst die verschwenderischste Fülle der klarsten Vorstellungen macht noch nicht den Naturschilderer. Er muß mit empfindender Seele und künstlerischer Hand den Stoff meistern. Wo nicht eine echte Dichterseele die Einzeldinge zu einem bunten Ganzen zusammensieht, die Einzelbilder zu einem geschlossenen Leben zusammenrundet, da wächst keine künstlerisch reife Naturschilderung. Löns ist Dichter und Naturkenner zugleich. Er hat nicht nur die Wissenschaft von den Naturdingen, nicht nur den Reichtum selbsterworbener Naturanschauung, aufgesogen durch das nieruhende Auge des Naturbeobachters, der in manchen Zeiten Tag und Nacht mit der gottgeschaffenen Welt zusammenlebt — er besitzt auch die feine Künstlerseele, die sich der geliebten Natur vermählt, sich in sie versenkt, ihren Atem erspürt, ihre Seele erfühlt; er ist im Erschauen des Naturlebens durchglüht von jenem dichterischen Grundgefühl, von jener höheren

Digitized by Google

Ahnung, der alles Naturleben, alle Naturerscheinung sich zum dunklen oder purpurnen Gesichte formt. Man kann sich denken, daß Naturschilderung technisch glänzend geschriebener Bericht, satter Naturalismus ist; Löns ist zwar sparsam im auskostenden Hineinmalen seiner Ichgefühle ins künstlerisch geformte Bild der Außenwelt; aber ohne aufdringliches Hindeuten spüren wir doch den seelischen Hintergrund, in dem die Bilder der Außenwelt zu bunten Gemälden zusammenwachsen. So sind die Haidebilder seines Braunen Buches durchweht von dunkler Wehmut, manche vom fröstelnden Hauch der Einsamkeit, andere aber auch durchzittert vom Glanz der Maienfroheit. Das tiefe Vertrautsein mit allem, was in der Natur lebt und webt, gestattet Löns, Tiergeschichten und Tierbilder zu formen, voll sattesten Lebens, voll anschaulichster Kraft. Die dramatische Geschichte eines dem Untergang geweihten Wildkaters (der letzte seines Stammes in „Mümmelmann") ist sicherlich eine der besten Tiergeschichten der Weltliteratur.

Der reiche Vorrat vollkräftiger Ausdrucksmittel, der Löns zur Verfügung steht, ist immer neugenährt worden aus den urwüchsigen Schätzen der Jäger- und Bauernsprache.

Karl Huber

Lyrische Reise durch Oesterreich

In Hugo von Hofmannsthals „Oesterreichischer Bibliothek" ist neuerdings ein Bändchen: „Die österreichischen Lande im Gedicht"*) erschienen; Max Well hat die kleine Anthologie zusammengestellt und ihre Ordnung nach dem Gedanken einer Reise vorgenommen, die an der Donau beginnt und auf und ab durch alle Kronländer führt, bis sie in Dalmatien am Meere endigt. Wenig wußte man bisher von diesen Landschaften, die bekannten Sommergegenden und Wanderziele ausgenommen, und was man kannte, stellte sich zumeist in einer solchen Schlichtheit dar, einer Einfachheit des Grüns, einer Klarheit der Linien, einer Selbstverständlichkeit der Gegenwart, daß sich selten andere Gefühle zum Lied fanden als die Heimatliebe, die Dankbarkeit und etwa noch die Freude an der Schönheit. Heimatgedichte österreichischer und Lobgedichte deutscher Dichter sind hier zusammengebunden zu einem Strauß von Wiesenblumen, darunter jedoch die einzelne Rose oder Nelke nicht befremdet. Das Melodische, Anmutvolle, Leichthinschwebende der österreichischen Landschaft ist auch in diesen Versen ausgedrückt; wenige nur sind strenger gestaltet, fast alle sangbar oder doch wohllautend, vorüberklingend, auch in der Trauer nicht allzu schwer, obwohl doch niemals ganz von Trauer unberührt.

Mit Grillparzers Versen des Ottokar von Hornek auf das Land Oesterreich hebt das Büchlein an, seinen melancholischen Grundton sogleich hernach in Lenaus „An mein Vaterland" ansagend, seinen deutschen Oberton mit Eichendorffs „An der Grenze" hell bekräftigend. Martin Greifs „Lob der Donau" beginnt die Reise. In Oberösterreich grüßt uns zuerst Franz Stelzhamer in der herzhaften Mundart; wir fahren stromabwärts, dem lieben Linz entgegen. In Böhmen sind wir überrascht, die Stimme Goethes zu vernehmen: das wenig bekannte Gedicht: „An Silvien von Ziegesar" (Karlsbad 1808) vertritt ihn auch in diesem Bereiche groß und liebevoll. Rainer Maria Rilkes Lieder aus den „Larenopfern", denen wir

*) Inselverlag, Leipzig.

Digitized by Google

nur noch die „Volksweise" beigesellt wünschten, stellen die slawische Traumhaftigkeit und Süße vollkommen dar, die „Mittelböhmische Landschaft" ist wahrhaftig ein ganzes Bild; und auch Körner und Eichendorff hören wir hier. Von dem tschechischen Dichter Peter Bezruc ist ein wundervolles Gedicht aus seiner schlesischen Heimat aufgenommen worden; aus Mähren erklingt uns leider nur ein einziges Lied; und so kommen wir ins Niederösterreichische hinein, hören auch das Lob Wiens gern wieder, besonders aus Eichendorffs und Hebbels Munde, aber auch die eine „Wiener Elegie" von Ferdinand von Saar dünkt uns ehrenvoll und gut. Hofmannsthals: „Vor Tag" erscheint, in einem heimatlichen Lichte gesehen, von ganz neuer Schönheit leuchtend; eine Hymne von Anton Wildgans und ein neues Gedicht von Max Well: „Gumpoldskirchen" stehen wie jüngere Schwestern neben ihm. Südwärts gehts, ins Gebirg, ins Steirische hinauf, ins Weinland hinunter, aus dem ein Lied von Bartsch süß herübertönt, dann wieder nordwärts ins Salzkammergut, in die Ausseer Landschaft, für die Rudolf Alexander Schroeder feierliche und malerische Verse findet, nach Salzburg, der „schönen Stadt", der Georg Trakl manches seiner Traumgedichte verdankte, die Salzach aufwärts, an Gastein und Grillparzers „Hügel" vorbei, nach Tirol hinein. Die starken Gesänge der Tiroler Dichter, Gilm, Pichler, Wallpach, verkünden uns die größere, männlichere Natur; Hofmannsthals „Reiselied" läßt uns einen Blick tun nach dem Italien friedlicherer Sommertage; über die Dolomiten ins Kärntnerische und Krainische — welch ein liebliches slowenisches Volkslied entzückt uns da! — führt unser Weg. Auch der Karst hat seinen Dichter: eine Frau, Anna Hilaria von Eckhel, deren Verse Wohlklang und Strenge ähnlich verbinden wie diese Gebirgswelt des Südens; eine Nacht in einer adriatischen Hafenstadt schildert Hamerling, glücklich wie selten sonst; aber südwärts weiter fahren wir, nach Dalmatien, und beschließen unsere Reise mit den fürstlichen Strophen des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko auf seine Insel Lacroma:

Wenn aus dem blauen Himmel seine Pfeile
Der Mittag schickt mit südlich heißen Gluten,
So fahre ich im Boot entlang die steile,
Umspülte Felswand hin zu stillen Fluten.

Dort öffnet eine Grotte ihre kühle,
Von Dämmerung umfloss'ne Marmorschale,
Asyl dem Müden in des Tages Schwüle,
Zu schaun gleich einem blauen Märchensaale.

Die Wellen plätschern kosend an die Wände,
Mit ihrem Klang wollüstig einzuladen;
Die läst'ge Hülle sinkt vom Leib behende,
Es lockt die Flut, die rauschende, zu baden.

Mit neuem Leben stärkt mich das Gekose
Der Fluten, die sich kühlend an mich schmiegen,
Und Traum beschleicht mich und ich wähn', im Schoße
Der Märchenwelt, ein Meergott, mich zu wiegen.

Felix Braun

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Das Völkerrecht im Kriege

Von Dr. Walther Schotte

Wer wagt noch ein Völkerrecht zu behaupten? Juristen! Die allgemeine Meinung hält nach den Erfahrungen dieses Krieges ein Völkerrecht für Wahn und Trug. Nach ihr gibt es für die Beziehungen der Völker nur das Recht des Stärkeren. Keine Macht kann heute Sätze des Seekriegsrechts schützen, wenn es dem seebeherrschenden England beliebt, sie zu brechen und zu beseitigen. Soweit nach diesen Urteilen ein Völkerrecht noch gilt, ist es englisches Recht, ein Völkerrecht von Englands Gnaden.

Wenn es nun aber auch zum Wesen des Rechts gehört, daß die Verbindlichkeit seiner Sätze durch äußere Mächte gewährleistet wird, so hat die Wissenschaft es doch stets abgelehnt, diese Gewähr nur im Zwang zu finden. Der diese Verbindlichkeit sichernde Zwang ist für das geltende innerstaatliche Recht von der Staatsgewalt bereit gestellt. Aus diesem täglichen unser Leben einschließenden, wehrenden und behütenden Rechtserlebnis hat eben die allgemeine Meinung die Wesentlichkeit des Zwangs für den Begriff des Rechtes gefolgert. Diese Folgerung aber ist ein Irrtum.

Die Erörterung wird weiter verwirrt durch Unklarheit über den Vorgang der Rechtsbildung. Recht entsteht nicht nur durch Satzung oder Gewohnheit, der Vorgang der Rechtsbildung ist nicht immer ein Ausbau, eine Verfeinerung des geltenden Rechts, Recht entwickelt sich auch unter Zerstörung bestehender Verhältnisse und der auf sie angepaßten Rechtssätze, durch die Urgewalt von großen Staatsumwälzungen und Kriegen, die völkerrechtlichen Umwälzungen gleichkommen, zu neuen aus den im Sturm geborenen Verhältnissen stammenden Inhalten. Es ist das Verdienst von Prof. Dr. P. Eltzbacher, diesen gewaltigen Vorgang

Digitized by Google

völkerrechtlicher Neubildungen durch den Krieg in seiner Schrift: Totes und lebendes Völkerrecht (München und Leipzig — Duncker & Humblot 1916) dargestellt zu haben.

Untersuchen wir zunächst noch einmal die Bedeutung des Zwangs. Auch er verbürgt die Rechtsbefolgung nur unvollkommen. Wieviele Rechtsverletzungen selbst des innerstaatlichen, also durch Zwang geschützten Rechtes bleiben noch heute allein durch die Natur der Dinge ungesühnt. In früheren Zeiten, die durch ständische oder absolute Verhältnisse die Wirkung der Staatsgewalt beschränkten, verhinderte der Schutz, den etwa der Günstling durch den Fürsten, der Adlige — man denke an die „Raubritter" — durch die Standesgemeinschaft erfuhren, die Sühne eines Verbrechens. Das Recht bestand gleich wohl; seine Verbindlichkeit wurde anerkannt und die Wirkung davon wuchs mit der Ausbreitung und Stärkung dieses Anerkenntnisses im Bewußtsein der Menschen. Es ist von dem großen zu früh verstorbenen Rechtslehrer Georg Jellinek mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der staatliche Zwang allein nichts über die Menschen und also zur Verbindlichkeit eines Rechtssatzes vermag, wenn statt Anerkennung Zweifel oder Verneinung des Rechtssatzes entgegenstehen. Zum Beweise wird auf die Reformation verwiesen: der Glaubenswechsel, als Rechtsverletzung unter Strafe gestellt und mit unerhörtem staatlichen Zwang verfolgt, geschah mit vollem widerstrebenden Rechtsbewußtsein in solcher Masse, daß staatlicher Zwang ohnmächtig wurde und endlich sich aus diesem Widerspruch neues Recht bildete.

Der Zwang ist also nur eine sehr unvollständige Garantie des Rechts, nicht wesentlich für seinen Begriff. Sicherer ist die Gewähr der Verbindlichkeit durch die Uebereinstimmung des Rechtsbewußtseins mit dem formalen Satze. Dies Bewußtsein entscheidet über Leben und Tod eines Rechtes.

Also besagt das Fehlen einer Zwangsgewalt nichts über die Geltung des Völkerrechts. Uebrigens kann auch hier die Verbindlichkeit durch Zwang bewirkt werden gegenüber dem einzelnen

Digitized by Google

rechtsbrüchigen Staate durch eine Völkerrechts*gemeinschaft*, das ist eine Mehrheit von Staaten, die sich auf bestimmte Völkerrechtliche Sätze verpflichtet haben, sie unter einander zu halten oder ihre allgemeine Weltgeltung durchzusetzen. Die Auslösung dieses Zwanges freilich ist durch die Eigentümlichkeit des Völkerrechts, daß die Schöpfer seiner Sätze zugleich die davon Betroffenen sind, dann unsicher gemacht, wenn die Mehrheit oder die mächtigsten Glieder der Völkerrechtsgemeinschaft zu einander im Kriegsverhältnis stehen und ihre kriegerischen Interessen den Sätzen des vereinbarten Rechts zuwiderlaufen. Dann ist keine Macht da, die Einhaltung gewisser Sätze zu erzwingen, Uebertretungen zu ahnden und also Wiederholungen der Rechtsverletzung zu verhindern. Die Entscheidung, ob unter diesen Verhältnissen ein einmal oder wiederholt übertretener Rechtssatz dennoch lebt oder tot ist, wird auch hier das allgemeine Rechtsbewußtsein von der sachlichen Berechtigung der Zweckmäßigkeit des Satzes zu fällen haben. Dieses Rechtsbewußtsein ist viel feinfühliger, als wir heute im Rausch des Krieges zugestehen wollen. Der Satz z. B., daß die Neutralität eines Staates zu berücksichtigen sei, gilt noch heute. Der deutsche Reichskanzler hat die Verletzung der vermeintlichen Neutralität Belgiens als Unrecht zugegeben. Ebenso wird das Verfahren des Vierverbandes gegenüber Griechenland als Völkerrechtsbruch, Griechenlands Anspruch auf Anerkennung seiner Neutralität als lebendiges Recht scharf empfunden. Zahlreiche Völkerrechtsregeln, zumal der Genfer Konvention, werden allgemein von den Kriegführenden streng beachtet; ihre gelegentlichen Ueberschreitungen sind Handlungen der Leidenschaft oder unvermeidliche Kriegsfolgen und werden grundsätzlich bedauert oder verurteilt. Das allgemeine Rechtsbewußtsein, staatliches Ehr- und Anstandsgefühl, die Zweck- und Sinnwidrigkeit ihrer Uebertretung haben diese Sätze des geltenden Völkerrechts am Leben erhalten.

Andere — von größter Bedeutung sind zweifellos tot; sie leben nicht mehr im Rechtsbewußtsein der Völker. Neues Recht ist

Digitized by Google

an ihre Stelle getreten. Bisher war z. B. die Beschießung offener Städte völkerrechtswidrig. Doch scheint sich als neues Recht die Beschießung durch Luftangriff durchzusetzen, wenn dadurch Störungen im Wirtschaftsleben des Gegners, etwa durch Vernichtung industrieller Anlagen oder von Verkehrseinrichtungen, hervorgerufen werden können. Ebenso dürfte das Verfahren Englands außer durch die bisher erlaubte „effektive Blockade" der feindlichen Häfen nunmehr gegen das ganze Volk durch Sperrung der Zugangsstraßen auf hoher See, durch Unterbindung des neutralen Handels und grenzenlose Erweiterung des Begriffes der Konterbande den Aushungerungskrieg zu führen, zu einem nicht mehr bestreitbaren Kriegsrecht werden. Die Einsicht davon mehrt sich auch in Deutschland, wie die Ueberlegungen für eine künftige Vorratswirtschaft im Zusammenhang unseres Wirtschaftslebens andeuten. Wir Deutschen haben dagegen als neues Recht den Unterseebootskrieg gefordert, in dem zum Schutz gegen kriegerische Angriffe feindlicher bewaffneter Handelsschiffe die warnungslose Versenkung erlaubt sein soll, Haftung für das Leben von Neutralen, die auf den versenkten Schiffen reisten, nicht anerkannt wird. Wir haben freilich diesen Satz gegen den Einspruch Amerikas nicht durchzusetzen vermocht. Aber ihm gehört die Zukunft und Präsident Wilson hat nur totes Recht verteidigt.

Die tieferen Ursachen dieser Rechtsneubildungen, bezw. Wandlungen des Rechtsbewußtseins liegen grundsätzlich in den Veränderungen, die Wesen und Zweck des Krieges gegenüber der Vergangenheit erfahren haben, alsdann in der ungeheuren Entwickelung und Vermehrung der technischen Kriegsmittel.

Prof. Eltzbacher hat sehr hübsch gezeigt, daß seitdem die große französische Revolution und Napoleon durch Schaffung der Volksheere die ganze Nation seelisch und moralisch in die Kriege hineingerissen hat und im Kampf gegen den Weltherrscher die Volkskriege allgemein wurden, als Wesen und Ziel der Kriege nicht mehr, wie im absolutistischen Zeitalter, der Kampf der Heere

Digitized by Google

allein gilt bis zur endgiltigen Niederlage oder dem Sturz der für den Krieg verantwortlichen Monarchen, Parteien, Minister, sondern sich nun der Kampf der Völker bis zur Erschöpfung, bis an den Rand der Vernichtung entwickelt. Napoleon hat daher auch als erster die wirtschaftlichen Kriegsmittel in großer Ausdehnung angewandt: in der Kontinentalsperre gegen England, und dieses hat nicht nur solche Kriegsweise erwidert, sondern seitdem in allen seinen Kriegen beibehalten. Freilich erst unter den Abhängigkeitsverhältnissen der modernen Weltwirtschaft konnten die wirtschaftlichen Kriegsmittel im Kampf der Europäischen Weltvölker besondere Bedeutung erlangen.

Ebenso hat erst dieser Krieg die noch in ihm gewaltig gewachsene Masse der technischen Kriegsmittel auf ihre Kriegstauglichkeit sichten lassen. Für beides wurden als Grundsätze erkannt: Erstens, daß auch die zivile Bevölkerung als leidender Teil in den Krieg einbezogen werden kann, wenn es sich um die Vernichtung ihrer wirtschaftlichen Kräfte handelt, ferner daß jedes Mittel erlaubt sei, das wesentliche Kriegshilfe leiste, sei es auf militärischem, sei es auf wirtschaftlichem Gebiet, unzulässig dagegen alles, was nur zur Steigerung sinnloser, d. h. für das Kriegsziel belangloser Leiden des Einzelmenschen führe. Danach haben sich nun Bestimmungen des Völkerrechts, gerade auch der übrigens in diesem Kriege formal nicht gültigen Haager Akte von 1899 und 1907 als mit den Absichten und Wesen des Krieges unvereinbar herausgestellt und starben ab, andere werden auch ohne jene formale Gültigkeit als verbindlich geachtet.

Das Kriegs- und Völkerrecht hat im Wesentlichen hemmende Zwecke, zum Schutze physischer und moralischer Natur der Individuen und Völker, des Lebens, Besitzes und anerkannter moralischer Grundsätze. Es soll den Krieg mildern, die rohe Willkür entfesselter Triebe ersetzen durch eine gesetzliche, immer die letzten Ziele beachtende Kriegsführung. Im friedlichen Verkehr der Staaten regelt das Völkerrecht die Stellung des „Fremden", des im andern Volke ursprünglich Rechtlosen. Leben

Digitized by Google

schaffende Zwecke, wie sie dem innerstaatlichen Recht neben den hemmenden Absichten eigentümlich sind, fehlen jedenfalls dem Kriegsrecht. Da scheint nun das neue sich bildende Völkerrecht moralisch ein Rückschritt, es gibt unendlich viel Schutz preis, den älteres, heut totes Recht gewährte. Trotzdem glaube ich, daß das neue Recht auch moralisch einen Fortschritt bedeutet durch das, was der Krieg selbst uns geworden ist. Jeder Krieg, ob Angriffs- oder Verteidigungskrieg, ob um Illusionen, um ungerechter Hoffnungen wegen, ob aus Not aufgegriffen, wird dem davon betroffenen Volke zu einer heiligen Sache. Es geht nicht nur um Vorteil oder Nachteil, Glück und Unglück, um die Ehre, es geht heute im Kriege um die Existenz eines Volkes, um seine ganze Zukunft; der Krieg wird nicht nur für die Lebenden, er wird um die Millionen der noch Ungeborenen geführt. Alle Kräfte müssen angespannt werden, kein Glied des Volkes, niemand bleibt vom Kriege unberührt. Es ist eine ungeheure Willensanstrengung, eine Steigerung des Lebens. Diese Demokratisierung des Krieges, der Zwang für Alle, ihn materiell und seelisch durchzumachen, ist ein moralischer Fortschritt, ein Entwickelungswert im Leben der Völker, dem eine Neubildung des Völkerrechts, selbst wenn dadurch der Schutz einzelner Werte physischer und moralischer Art geopfert wird, entsprechen muß.

Der amerikanische Rüstungsgedanke

Von Hugo Friedmann, gest. (Detroit, Mich.)

Zu Beginn des Krieges, da man in Amerika dessen Ursachen noch eifrig diskutierte, wurde das Wort herumgesprochen: „Amerika hat zwei große, verläßliche Freunde, den Atlantischen Ozean und den Stillen Ozean!" Heute scheint die Mehrzahl der Bürger der Vereinigten Staaten das Vertrauen in diese einzigartigen Freunde wohl schon verloren zu haben. — Solange Amerika dem europäischen Krieg noch völlig gesinnungslos gegenüberstand, konnte man, wo man ging und stand, hören: „Wie sollte jemand mir sagen dürfen:

Digitized by Google

Hier, nimm das Gewehr und erschieße diesen Mann! Sie, z. B. oder irgend einen andern, der ein Mensch ist, so gut wie ich und dasselbe Anrecht auf Leben und Sonnenlicht hat wie ich." Heute sprechen diese selben Amerikaner von der Notwendigkeit, Armee und Flotte zu verstärken, Luftschiffe zu kaufen und Befestigungen zu bauen, die ganze Nation im Gebrauch der Waffen abzurichten und für einen künftigen Krieg bereit zu sein.

Der Umschwung der öffentlichen Stimmung von einem traditionellen antimilitärischen Standpunkt zu einem notdürftig bemäntelten Militarismus ist kraß. Man scheint überall bereit zu sein, sich freiwillig der Segnungen der geographischen Lage zu begeben. Naturgemäß werden eine Anzahl objektive Gründe dafür angegeben. Diese sollen hier nicht auf ihre tatsächliche Richtigkeit geprüft werden, oft genug sind sie als Erklärungsmomente der öffentlichen Stimmung nicht ganz stichhaltig, verschiedentlich auch einfach wertlos sind. Roosevelt zum Beispiel, der sich das Unglaubliche leistet, zu der gleichen Zeit Deutschland wegen seines sogenannten „Militarismus" mit Kot zu bewerfen und für die Vereinigten Staaten die durchgreifendsten militärischen Organisationen zu fordern, hat die funkelnagelneue Maxime entdeckt: „Si vis pacem, para bellum" — in englischer Uebertragung natürlich.

Ernsthaft zu berücksichtigen dagegen wäre eine gewisse Beängstigung. Jedermann behauptet, gelernt zu haben, daß militärisch schwache Staaten einfach über den Haufen gerannt werden. Aber da dieselben Leute Europa eine lange Periode von Erschöpfung vorausagen, ist es nicht gerade konsequent von ihnen, anzunehmen, daß die großen Ozeane künftig minder verläßliche Schutzwälle sein würden, als bisher. — Kenner der Sachlage deuten freilich auf Japan. Sie mögen an sich recht haben, aber auf die Empfindungsweise der großen Masse kann dieses Argument nicht von bestimmtem Einfluß sein, sonst würde die asiatische Politik der gegenwärtigen Regierung nicht so gleichgültig hingenommen.

Es ist ziemlich deutlich, daß der Rüstungsgedanke, wie er heute in den breiten Schichten bemerkbar wird, mehr aus irrationalen Stimmungen denn aus kühlen tatsächlichen Erwägungen genährt ist und daß die in Wahrheit treibenden, psychischen Faktoren sich hinter den Diskussionen und Worten verbergen. Worin liegen diese? Es mag wohl befremdet haben, daß der Amerikaner, der eben noch so stolz war, die Differenzen mit Deutschland durch bloßen Notenaustausch beigelegt zu sehen, heute an ein außerordentlich großes Rüstungsprogramm herantritt. Ist er dazu doch nicht wie wir durch bösartige Nachbarn und zweifelhafte Freunde gezwungen!

Das amerikanische Publikum hat ein bei uns in solcher Form kaum gekanntes Bedürfnis nach fortlaufenden öffentlichen Diskussionen. Diese be-

Digitized by Google

treffen gewöhnlich irgend ein Problem, daß allgemein verständlich, jedermann nahegehend, und anschaulich genug ist, um sich zur Auswertung in publizistischer Scheidemünze zu eignen. Geeignete Schlagworte werden unbesehen mit stürmischer Lebhaftigkeit aufgegriffen, sind eine Zeitlang in aller Munde und aller Redakteure Feder, und verschwinden eines Tages wieder, wenn sie anfangen langweilig zu werden, gleichgültig, ob in der Sache etwas geschehen ist oder nicht. Man könnte diese Bewegungen — von Amerikanern selbst „craze", „Raptus" genannt — wie Moden nach Jahrgängen numerieren. Einmal ist es der Schrei nach Emanzipierung der russischen Juden, ein ander Mal der nach Eugenic oder Efficieny, und augenblicklich ist es eben das Schlagwort von der „Stärkung der nationalen Verteidigungsmittel."

Diese Wallungen wären an sich wegen ihrer raschen Vergänglichkeit nicht allzu ernsthaft zu nehmen, doch besteht immer die Gefahr, daß sie von versteckten Regisseuren für besondere Zwecke ausgenützt werden. Das scheint auch gegenwärtig der Fall zu sein. In erster Linie muß das hitzige Eintreten einer unqualifizierbaren Presse Mißtrauen erregen. Auch sind allerhand andere sonderbare Erscheinungen zu beobachten. So werden zum Beispiel Lichtbilderfilms „Unsere Armee und Flotte" für freie Vorstellungen über das ganze Land gesendet, eine hier ziemlich ungewöhnliche Erscheinung. Sind es uneigennützige Patrioten, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, imperialistisch-militärische Instinkte auch in den entferntesten Winkeln des Landes rege zu machen? Man wird es billig bezweifeln mögen. Und wenn man das Buch der Tatsachen just an einer anderen Stelle aufschlägt und findet, welch ungeheure Summen während der letzten zehn Monate in neuen Fabriken zur Herstellung von Waffen, Munition und anderem Kriegsmaterial angelegt worden sind, so wird man den Verdacht nicht unterdrücken können, daß hier ein gewisser Zusammenhang besteht. Wenn irgendwo in der Welt, so ist in den Vereinigten Staaten das Kapital ein einflußreicher politischer Faktor. Die Leiter der betreffenden Unternehmungen erklären zwar, daß die von unseren Feinden gezahlten Preise so außerordentlich hohe sind, daß aus der Erfüllung gesicherter Kontrakte alle Kosten der Neuanlagen getilgt werden können. Daran soll nicht gezweifelt werden, denn die Herren verstehen sicher ihr Geschäft. Sehr gegen die Natur rühriger Geschäftsmänner würde es aber gehen, wenn nach Ende des Krieges all diese Anlagen einfach stillgesetzt oder abgerissen werden sollten. Die Versuchung, aus den mit englischem und französischem Geld errichteten Werken künftig weitere Dividenden zu schaffen, ist zu verlockend, als daß sie nicht in Erwägung gezogen werden sollte. Wo aber wären später Aufträge für Kriegsmaterial zu erwarten, wenn nicht von der eigenen Regierung? Wie geschickt die amerikanische Großindustrie es versteht, sich von der Gesetzgebung und Verwaltung extreme Begünstigungen zu-

Digitized by Google

wenden zu lassen, dafür liefert die Geschichte der Eisenbahnen und der Schutzzölle zahllose nur zu beredte Beispiele. Die Herren werden auch diesmal nicht zu kurz kommen. Wenn gegenwärtig das Feuer einer volkstümlichen Begeisterung für nationale Sicherheit so eifrig geschürt wird, so spielt offenbar die Absicht, ein Rüstungsprogramm festzulegen, das späterhin ergiebige Aufträge sichert, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wahrscheinlich wird der amerikanische Bürger einmal mit Bedauern erkennen müssen, daß die guten Geschäfte, über die er sich heute schmunzelnd die Hände reibt und die ihn für die Beschwerden Oesterreichs und Deutschlands taub machen, ihm einen bösen, schwer abzuschüttelnden Fluch ins Land gebracht haben.

Französische Kriegslyrik

Von Hermann Wendel

Weil sie, aus dem landläufigsten Empfinden geschöpft, auf die gangbarsten Triebe wirken will, ist Kriegslyrik überall in erster Reihe Zornes- und Haßdichtung. Selbst ein Dichter von so feinem Nerv wie Kleist schrieb, als der Groll gegen den Unterdrücker Napoleon in Preußen seine Höchstspannung erreicht hatte, die erbarmungslosen Verse:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Wenn nun während des Weltkrieges auch in der laueren Witterung Deutschlands wildgewordene Reimschmiede zu blutrünstigen Haßgesängen in die Saiten gestürmt haben, darf es nicht Wunder nehmen, daß in dem heißblütigeren Frankreich diese abstoßende Art von Kriegsdichtung bei weitem vorherrscht. Der gallische Nationaltyrtäus Victor Hugo hat ja 1870 mit „L'année terrible" das Vorbild gegeben. In seinen Versen geifert und schäumt es schon von den blindwütenden Vorwürfen gegen die „Barbaren", die „Vandalen", die „Teutonen", die „Hunnen", und wer sich heute in Frankreich müht, Verse drechselnd den Völkerhaß aufzupeitschen, braucht nur, ohne sich in eigene geistige Unkosten zu stürzen, nach den erprobten Hugo'schen Klischees und Schablonen zu greifen. Die französischen Kriegspoeten von 1914/16 haben das redlich besorgt, und man muß fast schon in einem Gefangenenlager nachforschen, um auf so schlichte, pathosfreie und von reiner Menschlichkeit getragene Verse zu stoßen, wie sie ein unbenannter kriegsgefangener Sergeant vom 220. Linienregiment in der „Gazette des Ardennes" veröffentlicht hat:

Digitized by Google

Pauvre Gars*)

Jl fait un froid ce soir à réjouir les loups.
Un froid mou, dont l'étreinte humide vous enlace.
La brume autour des toits a mis des contours flous;
Les flaques d'eau partout sont des moires de glaces.

Dehors, le lourd gardien, de sa semelle à clous
Martèle le sol dur, va, revient sur la place.
Sur mes carreaux brumeux il jette un œil jaloux
Et reprend en toussant sa promenade lasse.

Sa moustache raidie a des crins de verglas.
La cloche au son rouillé tinte un coup comme un glas:
La baïonette alors fremit: ce n'est pas l'heure . . .

Et je voudrais soudain, tant il fait froid ce soir,
Aller dire au gardien, dont l'œil fatigué pleure:
„Viens te chauffer, mon vieux! Pauvre gars, viens t'asseoir!"

Aber jenseits der französischen Drahtverhaue scheinen auf dem Parnaß solche Empfindungen edlen Menschentums selten zu sein, denn was dem Leser aus der Sammlung „Les Poètes de la guerre"**) entgegenschlägt, ist ein atembeklemmender Brodem giftigen Hasses. Rein künstlerisch lohnt es kaum, sich mit den hier vereinten Gedichten zu beschäftigen, denn wenn sich unter ihren Verfassern auch Namen wie Jean Aicard, Maurice Bouchor, Paul Fort und Edmond Rostand finden, so ist das Ganze doch nur kriegerische Feld-, Wald- und Wiesenlyrik ohne höheren Wert, wie sie auch in Deutschland Monat für

*) Zu Deutsch etwa:

Armer Kerl

Wolfskälte, grimmste, herrscht, daß Stein und Bäume knacken,
Die feuchte Kälte, die bis auf die Knochen geht.
Des Nebels Grau verwischt den Umriß der Baracken,
Und Eis glänzt, wo nur eine Wasserlache steht.

Der Posten draußen stapft mit derben Nägelschuhen
Auf starr gefrornem Boden hart und schwer,
Läßt neidisch oft den Blick auf unsern Scheiben ruhen
Und stapft dann wieder hustend hin und her.

Sein rauher Schnurrbart ist mit weißem Reif verklebt.
Ein Glockenschlag — das Bajonett auf seiner Schulter bebt —
Noch ist's die Stunde nicht, die er — wie sehr! wie sehr! — ersehnt.

Und plötzlich packt's mich — also ist der Frost voll Grimm nnd Graus,
Dem Posten zuzurufen, dessen mattes Auge tränt:
„Komm, wärm' dich, armer Kerl! Komm her und ruh' dich aus!"

**) Les Poètes de la guerre. Recueil de Poèsies. Préface en vers de Hugues Delorme. Librairie Militaire Berger-Levrault, Paris 1915. Prix: 75 centimes.

Digitized by Google

Monat in Dutzenden von Bänden auf den Büchermarkt geworfen wird. Der Geist der Poeme also ist es, was allein interessiert, und sollte sich da wirklich „die zitternde Seele des Landes" in der Sammlung aussprechen, wie ein Gedicht behauptet, dann: armes Land, armes Frankreich! Denn abgesehen von zwei, drei einfachen und schlichten Gefühlsausdrücken kämpfen diese Poeten nicht ritterlich mit der blanken Waffe, sondern treiben giftige Gaswellen gegen die „Teutonen", die „Hunnen", die „Lumpen", die „deutschen Sträflinge", die „Schänder kleiner Mädchen und Mörder kleiner Kinder" vor. Die albernsten Lügen, längst aus Zeitungsartikeln der Ententepresse bekannt, kehren hier in gereimtem Zustand wieder, und nicht nur der deutsche und der österreichische Kaiser wie der Kronprinz werden mit eklem Unflat überhäuft, sondern dem ganzen deutschen Volk gellt wie in Emile Bergerats Versen Haß und Hohn entgegen:

Vous prenez — la Culture allemande a sa blague —
Les otages pour boucliers,
Tandis que l'on vous pousse au combat par la schlague
Crainte que vous renâcliez.

Daß daneben auch die alte Leierkastenweise der Revanche ertönt, ist ebenso verständlich wie die Bücklinge und Knixe, mit denen Engländer, Belgier und Japaner — von den Russen schweigt des Sängers Höflichkeit meist — als Bundesgenossen in dem großen Kampf der „Zivilisation" gegen die „Barbarei" begrüßt werden, aber selbst für Kenner französischer Sinnesart geht es über die Grenzen des halbwegs Erträglichen weit hinaus, wenn Hugues Delorme einen angeblich neu entdeckten Bazillus schwärmerisch ansingt, der unter den deutschen Vielfraßen Vernichtung anrichten soll:

O salmonelloses mutines
Qui chez l'ennemi sévissez,
Doublant ses luttes intestines,
Vous ne sévissez pas assez!
Que vomissements et coliques
De ces goinfres mélancoliques
S'emparent triomphalement;
Lancez dans les bières suries
Vos régiments de bactéries,
Pour avoir leur rein allemand!

Mögen sich die Poilus in den Schützengräben für die eigenartigen Bundesgenossen bedanken, die ihnen von kriegstoll gewordenen Poeten im Hinterland angedichtet werden!

Erheblich höher als die Mehrzahl der hier versammelten Sänger steht Montéhus mit seinen „Chants de la grande guerre"*). Montéhus, der

*) Montèhus. Chants de la grande guerre. Bibliothèque des ouvrages documentaires. Paris. Prix: 2 frs. 50.

Digitized by Google

Freund Hervés und Hausdichter der „Guerre sociale", war früher der bekannte Chansonnier der sozialen Revolution, der mit dem Rataplan seiner stürmischen Lieder zum Barrikadenbau und Militärstreik aufrief. Auch was er jetzt als Kriegsdichtung gibt, steckt voll Leidenschaft und ist voll Schmiß, eine vollblütige Lyrik, die oft elektrisiert wie französische Marschmusik mit ihren hellen Clairons, und in nicht wenigen dieser ungestümen Verse glüht feuriger Stolz wie edler Wein. Das Auditorium, an das sich Montéhus, immer in der bildhaft derben Sprache des Volkes, oft in dem schnoddrig zynischen Argot der Gasse wendet, ist gleichfalls noch dasselbe wie ehedem: der kleine Mann, der Arbeiter, der Vorstadtproletarier, Jean Misère und Jean Guenille, alles, was sich von seiner Hände harter Arbeit nährt, was von der Hand in den Mund lebt und was deshalb vor dem 1. August 1914 zur roten Fahne schwor. Aber die Fahne, die Montéhus heute schwingt, ist blau-weiß-rot, denn wie sein Herr und Meister Hervé, der einst die Trikolore auf den Misthaufen pflanzen wollte, hat sich der Sänger zum Apostel des Kriegs bis aufs Messer gewandelt. Vieles in den „Chants de la grande guerre" ist darum typisch gallisch, und manches könnte von Déroulède stammen:

C'est pour la gloire de la France,
Pour sa grandeur et sa puissance

verkündet Montéhus als Sinn des Krieges und trommelt überhaupt bedenklich viel von der „douce ivresse de la gloire"; er singt Poincaré wie einen neuen Bonaparte an; er schmäht die deutschen Soldaten als „sales bandits", als „vandales", als „vampirs à l'âme de pourceaux"; er pöbelt die deutschen Flieger im unverfälschten Apachenton an; er schreckt vor dem „Lied der Vergewaltigten" nicht zurück; er lädt die Italiener zur Wolfsjagd ein — „le loup, c'est Guillaume Deux." Und wenn er einen der „schwarzen Freunde" der Franzosen, von denen jüngst ironisch der deutsche Tagesbericht sprach, neben der Versicherung, den „sal' Pruscots" die Kehle abschneiden zu wollen, in seinem afrikanisch-französischen Slang von sich stammeln läßt:

En attendant li vient servir la France;
Grand chef a dit: c'est pour la liberté,
J'ti donn' mon sang pour son indépendance,
J'ti donn' mon cœur pour la fraternité!

so ist das gewiß allerhand. Aber neben diesem Allgemeingültigen klingt bei dem Anarchosozialisten von einst stark und deutlich noch eine persönliche Note durch: das ist die revolutionäre Verkleidung, die er, nach Hervés Vorbild, diesem Krieg verleiht. Denn 1914/16 erscheint hier nicht als ein Ringen um die Rückeroberung Elsaß-Lothringens, ausgefochten von der Republik im Bunde mit den Kosaken und Kalmücken des Zarismus, sondern als heiliger Befreiungskrieg:

Digitized by Google

Au nom du genre humain
Il faut abattre les Germains!

So schwelgt denn Montéhus in der Ideologie von 1792, beschwört Danton, Kleber und Hoche aus ihren Gräbern, schmettert die Töne des Marsches Sambre-et-Meuse heraus, und verkündet mit der Einfalt eines Kindes und der Glut eines Schwärmers die Freuden des tausendjährigen Reiches, die nach dem Kriege, dem letzten, erblühen werden. Der Kanone wird man dann im Namen des Menschengeschlechts die Schnauze zerschlagen, die allgemeine Abrüstung kommt, der Weltfriede ergießt seinen Segen, die Internationale ersteht wieder, und Deutsche und Franzosen, Engländer und Belgier kränzen zusammen das Grab des großen Vorkämpfers der Völkerverbrüderung Jaurès — all das aber erst nach dem Siege Frankreichs:

Quand sera puni celui qu'est coupable,
De nous avoir fait prendre les fusils,
Quand les fous seront enfin raisonnables,
Quand nous aurons tous repris les outils,
Quand le temps aura fermé les blessures,
Nous chant'rons alors pour le genre humain
Et nous bâtirons la cité future
Sur les ruin's fumantes du trôn' de Berlin.

Damit das deutsche Volk für diesen Zukunftstraum reif werde, ist es außerdem nötig, daß es seiner eigenen Niederlage durch die „sainte revolution" nachhelfe — Hervé hat es oft genug in Prosa geheißen und Montèhus wiederholt es im Couplet.

Zwischen der ersten Gruppe von Kriegsdichtern und Montéhus klafft kein so großer Abgrund wie zwischen Montéhus und Jouve*), denn während jener stürmisch den Krieg „jusqu'au bout" predigt, ruft dieser ebenso begeistert zum Frieden auf. Seine langen ungereimten Verszeilen erinnern etwa an Walt Whitmans rhythmische Versprosa; Theodor de Banville jedenfalls würde sich im Grab herumdrehen, könnte er sehen, wie sich hier die französische Lyrik den von ihm in Erz gegossenen starren Versregeln entrafft und ganz freie und fesselose Bewegung wird; selbst Gustave Kahns revolutionärer „vers libre" ist neben Jouves Poesie strengste Verszucht. Seinem sonstigen künstlerischen Wesen aber steht Jouve neben Romain Rolland und den Leuten um die Genfer Revue „Demain" etwa den deutschen Dichtern um Franz Werfel nah. Wie sie ist er von einem mystischen Pantheismus erfüllt, in dessen Bann er sich allem, was da kreucht und fleucht, zu tiefst verwandt und verbunden fühlt. Da er wie das letzte Infusorientierchen auch Deutsche und Oesterreicher, so gut wie Franzosen und Engländer sich selber gleich und

*) P. J. Jouve. Vous êtes des hommes. Éditions de la Nouvelle Revue Française, Paris 1915. Prix: 2 frs. 50.

Digitized by Google

wesenseins empfindet, ergibt sich daraus ein etwas nebelhafter und nicht sehr erdfester Kosmopolitismus. Aber Frankreich war so lange ein einheitlich geschlossener Staat und das Jahr 1789 hat jeden Bürger so unlösbar mit dem Vaterlandsgedanken verkettet, daß auch der kosmopolitischste Franzose immer noch bewußt oder unbewußt Franzose bleibt. So auch Jouve. Von Deutschland weiß er zu sagen:

Je vois l'Allemagne,
Fortifiée par quarante années dans la digestion des gloires,
Comme un homme se sent plus fort après une mauvaise action;
Et les Fichte, et les Bismarck, et ceux à la suite,
Les banquiers, la noblesse et les chimistes d'Empire,
L'intelligence et l'évangile d'Empire,
Le peuple allemand corrompu dans les villes, pour l'Empire.

Beim Anblick Frankreichs aber schlägt ihm hörbar das Herz:

Je vois aussi la France, et j'en parle comme un fils,
Hantée d'histoire ardente et de toutes les idées ardentes,
Mâle dans la lutte et pourtant divisée,
Anxieuse, irrésolue, malade et toujours puissante,
Ma France, ô fille de révolution, voulant la primauté!

Ebenso glaubt auch dieser gute Europäer an das boshafte Lachen der deutschen Barbaren, die aus Zerstörungswollust den Dom von Reims zerschießen und nennt den Angriff auf Belgien die genauest ausgeklügelte Bestialität, die jemals an einem Volk begangen worden sei. Aber das sind mehr Entgleisungen. Denn der Grundzug des Buches ist eine allumfassende Güte, die zwischen der Einfalt Tolstoischen Christentums: Liebe Deinen Nächsten! und der Ekstase Schillerscher Inbrunst: Seid umschlungen, Millionen! hin- und herschwankt. Wie eine Monstranz hält der Dichter sein Herz empor, und nur unendliche Liebe funkelt darin, die sich vor keinem Heldentum, keiner Staatsraison, keinem Zeugnis menschlicher Bosheit für besiegt erklärt. Neben der Liebe ist alles klein und nichtig:

La civilisation, le bonheur du peuple — mensonges!
Mensonges l'État, les Églises, l'Argent!
La nation fière, les vastes cités, la presse et la science,
Et l'instruction, et l'art et la liberté — mensonges!
Les forces, les prosperités, les conquêtes coloniales,
Les armements, les industries, les menaces nationales,
Mensonges, mensonges!

Diese Liebe zittert in des Dichters Stimme, da er sein Buch den „frères ennemis" widmet, da er sich beschwörend an die „frères européens" wendet und da er zu den „amis des armées de mon sol" wie zu den „amis des

Digitized by Google

armées d'autres sols" spricht. Während ringsum zu Millionen die Stimmen Europas erklingen: Töte! Töte! glaubt er an die wirkende Kraft seiner Liebe, weil sie als männliches, tatkräftiges Erbarmen auftritt. Dagegen kommt keine Macht an:

> En vérité, l'Angoisse et la Pitié feront leur œuvre.
> Ils n'auront pas d'hommes, d'obus et de fortifications
> Contre l'Angoisse et la Pitié.

Wenn dann der Friede herrscht und eine Zeit der Ernte kam, in der jeder Augenblick des Lebens köstlich und kostbar erscheint, ist es Aufgabe des Geschlechts nach dem großen Völkerringen, über die Grenzen hinweg, durch die Berge hindurch Gefährten im Denken und Fühlen zu suchen und über Zeiten, Berge und Grenzen hinweg ihnen das unwiderstehliche Zeichen der Liebe zu geben. Bis dahin singt der Dichter in machtvollen Klängen das Hohelied des Erbarmens mit allen, die, leidend oder Leiden schaffend, Opfer des Krieges sind:

> J'ai pitié de celui qui mutile, et de l'incendiaire,
> Qu'ils aient ouvert ou fermé leurs yeux,
> Qu'ils l'aient fait dans la joie, ou dans la honte;
> J'ai pitié pour celui que l'ordre cruel emplit de joie,
> J'ai pitié pour le peloton d'exécution,
> J'ai pitié pour l'assassiné, au seuil de sa calme maison . . .
> J'ai pitié des Français et des Anglais qui souffrent,
> Et des Allemands ou des Russes, qui souffrent.
> Je les vois du même regard, — ils sont semblables.
> Ils meurent le même jour, — pitié pour eux.

Das ist ein erhabener Klang unter tausend Mißtönen, aber wie man in der Prosa das wüste Haßgeheul der Barrès, Richepin, Hervé und Genossen über der einen klaren und hellen Stimme Romain Rollands vergißt, so mag man in der Poesie um dieses Dichters willen, der reine Töne reiner Menschlichkeit ergreifend singt, den Vielzuvielen ihren geifernden Rachesingsang nachsehen.

Und Pharisäer zu sein, haben wir zudem keinen Anlaß!

Brüder

Von Paul Schmid

Sie sind nicht Brüder, weil dasselbe Kleid
An ihrem Leib verwelkt in Glut und Regen;
Nicht weil dieselbe Bürde schmerzt. Sie legen
Stumm zu der großen Last ihr kleines Leid.

Digitized by Google

Sie wissen nicht mehr: Ist er nur in mir,
Der böse Wächter mit der finstern Braue?
Sind wir in ihm? Und ist er selbst der Graue,
Der Gräber gräbt geduldig wie ein Tier?

O sie sind Brüder, weil sie die Gewalt,
Der Griff desselben schnellen Tods umkrallt,
Der gierig brüllt aus ihren eignen Munden.

Und sie sind alle hörig auf den Ruf
Des gleichen Gott, der ihren Adel schuf
Und ihre Angst und ihre runden Wunden.

*

Ihr, die ihr alle noch den Tod vermummt,
Den tausendfachen, der aus einer Flasche,
Aus eigner Brust aus Wind und Wasser summt,
Begierig wie ein Dieb nach eurer Asche —

Ihr, die ihr vor dem nackten Wort verstummt:
Seht her: Wir tragen ihn in brauner Tasche,
Wir sind er selbst. Wir jubeln, wenn er brummt
Und brüllt und klirrt. Wir pressen seine rasche

Mordende Rechte wie des Bruders Hand.
Er ist in uns. Wir sind in ihm. Ihr aber
Tut so, als sei euch dieser Nächste fremd.

Wir feiern ihn im schmutzigsten Gewand
In Nacht und Erde, ohne Totenhemd
Und ohne Kreuz und Kranz und Kandelaber,

*

Denn wir sind seine losgelassene Meute;
Und doch hält jeder ihn wie einen Hund
Im blanken Rohr zurück und weist dem Mund
Dem gierenden und lechzenden die Beute,

Die sich im Dunkel duckt. Es ist, als scheute
Sie ihren Jäger, weil auch sie im Bund
Des gleichen Würgers steht, der ohne Grund
Sich selbst zerfleischt. Er flüstert: „Eure Bräute . . .

Digitized by Google

Und Eure Mütter . . . Euer Vaterland . . ."
Und raunt es Freund und Feind in's Ohr: Es müsse
Das Recht erkauft sein durch ein Meer von Blut.

Und zärtlich streichelt uns die kalte Hand.
Wir waten glühend durch die rote Flut,
Durch unsere eignen warmen Ueberflüsse.

Wedekinds „Schnellmaler"

„Die große Kunst, mit Spott und Schrecken zu belehren" — so hat vorahnend Schiller (in einem Prolog aus dem Jahre 1783) das Schaffen Wedekinds charakterisiert, und zwar stimmt seine Formulierung nicht nur allgemein, sondern auch in dem besonderen Sinne, daß mit den Worten „Spott" und „Schrecken" und „belehren" die wesentlichen Entwicklungsstufen des Erdgeistdichters annähernd richtig bezeichnet werden. Wedekinds Werk ist in seiner Totalität eine eigentümliche Mischung aus Spott und Schrecken und Belehrung, aber das Mischungsverhältnis hat sich im Gang der Jahre verschoben. Im Anfang lebt sich eine naive Spottlust unbekümmert aus, in der Mitte überwiegt das Schreckliche, und zuletzt erhebt der Didaktiker immer herrischer sein starres Haupt.

Die früheste dramatische Frucht der ersten spottlustigen Schaffensperiode des Dichters ist die große tragikomische Originalcharakterposse „Der Schnellmaler", die er unter dem Namen Franklin Wedekind 1889 in Zürich hat drucken lassen, und die soeben in den Münchener Kammerspielen die Bretterprobe bestanden hat.

Diese dreiaktige Posse, die nachträglich dem Gesamtwerk des Dichters wird einverleibt werden müssen, rankt sich mit jugendlichem Uebermut an der unsterblichen Antithese „Kunst und Mammon" empor. Der Großhändler und Fabrikbesitzer Pankratius Knapp, eine ergötzlich gesehene und gestaltete Philistertype aus der Gründerzeit, mißversteht, mißbraucht und mißhandelt den Maler Fridolin Wald, der mit heldenhaftem Mut das „strahlende Idol" der Kunst wider alle Angriffe des Banausentums verteidigt. Aber allmählich erlahmt Fridolins Kraft. In einem Zustand katzenjämmerlichster Zerknirschung erklärt er sich bereit, Kaufmann zu werden. Der goldene Baum seiner Träume steht entlaubt. „Ich bin zum öffentlichen Stiefelputzer geboren", sagt er düster zu sich selbst und zu dem Intendanten der königlichen Kunstsammlungen, der als ein richtiger deus ex machina die glückhafte Wendung des Schicksals herbeiführt. Fridolin, der Maler, hält am Schluß Johanna, die Tochter des Großhändlers, im Arm und deklamiert mit schönem Schwung:

„Aus Gewittersturm und Beben,
Menschenhaß, Vernichtungsstreben,
Seh ich Stern um Stern sich heben
Und die Sonne, dich, mein Weib!
Denn das Leben allein führt den Menschen zur Reife,
Es wäscht mit des Mißgeschicks ätzender Seife
Dem Bilde der Seele die Flecken vom Leib."

Artur Kutscher, der die Posse in dem bekannten (1914 bei Georg Müller erschienenen) Wedekind-Buch wohl-

Digitized by Google

wollend erwähnt, nennt sie „einen Schwank voll Situations- und Dialogkomik für den groben Bühnenbedarf" und mißt ihr nur insofern eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung bei, als sie in dem internationalen Hochstapler Paolo Pandulfo Paravicini aus Padua einen schüchternen Vorläufer des Marquis von Keith enthält. Und es ist ungemein bezeichnend für die in Deutschland übliche Auffassung des Dichters Wedekind (und des Dichters überhaupt), daß ihm die Komödie „Die junge Welt", die dem „Schnellmaler" zeitlich fast auf dem Fuße folgt, nur deshalb ungleich mehr Respekt abnötigt, weil sie sich mit der Frauenbewegung und dem Naturalismus kritisch auseinandersetzt. So sehr steckt dem Deutschen der Doktor im Leib!

Im Gegensatz zu der einigermaßen lehrhaften und gespreizten Komödie „Die junge Welt" steht die Posse „Der Schnellmaler" ganz und gar im guten Zeichen jener Elastizität, von der, wie Wedekinds spätere Dramen mannigfach beweisen, im Leben (und in der Kunst) der Erfolg abhängt. Der schlagfertige Dialog umschifft mit sicherer Eleganz die Klippen der Alltäglichkeit, und die Handlung, die in einem tragikomischen Doppelselbstmordversuch gipfelt, geht rüstig auf ihr Ziel los. Nirgends entstellen tendenziöse Abschweifungen und Auswüchse den schlanken Bau dieser vom Geist der Schwere unangefochtenen Posse und Tragikomödie des Vierundzwanzigjährigen. Besonders reizvoll wirken die in großer Menge vorhandenen Beiträge zum Stil des ironischen Theaters. Der Monolog („der Tod schmeckt süß, ich hab's mir ja gedacht . . .") am Anfang des dritten Aufzugs ist ein Meisterstück parodistischer Bühnenkunst. Grabbe, Lenz und Büchner stehen aus ihren Gräbern auf und strecken über Wedekinds „Schnellmaler" hinweg Sternheim in brüderlicher Freundschaft die Arme entgegen.

Die Uraufführung in den Münchener Kammerspielen, die den romantischen Auftritt im Wald unterschlug und daraufhin im dritten Aufzug den vorgeschriebenen Kartoffelzucker notgedrungen durch — Rhizinusöl ersetzte, betonte den schwankhaften Charakter des Stückes. Erich Ziegel ließ als melancholisch umwitterter Schnellmaler alle Minen seiner nervös funkelnden Darstellungskunst springen. Der stilgerechte Rahmen erleichterte das Verständnis. Sattes Bürgertum wurde mit satten Farben karikiert, und das Publikum freute sich sattsam.

Hans Harbeck

„Der Hungerhaufen"

Vielleicht schreckt dieser krasse Titel, den Paul Enderling über seinen neuen, bei Cotta erschienenen Novellenband gesetzt hat, manchen Leser ab. Nach naturalistischen „Weber"-Episoden, womöglich mit kriegerischem Hintergrund, woran man zunächst wohl denkt, trägt niemand Verlangen. Aber wir sind gar nicht in diesem Krieg, sondern im Bauernkrieg, und der Hungerhaufen sind die Letzten vom Bundschuh, die bei Weilheim vom Heer des Schwäbischen Bundes ausgehungert und schließlich niedergehauen werden. Einen von den Landsknechten, der aus der Gegend stammt, treibt das Heimweh und eine kleine Bauerndirn, die Afra heißt und mit der Böckinger schwarzen Hofmännin und mit Florian Geyers Marei weitläufig verwandt ist, ins Lager der Bauern, die, irr vor Hunger und Elend, am hellichten Tag schon Gespenster auf ihrem Kirchhof sehen.

Digitized by Google

Der Entsatz, von Franken, von Graubünden, vom Odenwald her, ist ihre letzte Hoffnung. Da erfährt der Prädikant, ihr Führer, daß alles verloren ist, keine Hilfe mehr zu ihnen kommen kann; sie sind die Letzten. Mit einer verzweifelten Lüge reißt er seinen Haufen zum Sturm in die Freiheit, in den Tod zusammen.

Das hat Enderling in einigen Bildern von geballter Wucht famos hingeworfen. Wie gehämmert stehen die Worte. Fehlt zur tieferen Wirkung nur die auch für die novellistische Behandlung geschichtlicher Ereignisse unerläßliche Perspektive. Man weiß es ja schließlich, aber man müßte es doch auch unmittelbar aus der Dichtung heraus spüren, wofür diese Bauern kämpfen und untergehen, woraus ihnen die wilde Kraft zu diesen Leiden wächst. Die „zwölf Artikel" können uns gleichgültig sein; aber Kopf und Herz der Männer, vorweg des Prädikanten, müßten von den Ideen, der großen Sehnsucht der Zeit voll sein. Die Bauern wollen Menschen sein — wollen Herren sein — sollen Hunde sein: Diese tragische Steigerung (nach Kurz' Bauernkriegsballade) müßte sich in der Novelle entladen. So karg und kahl wie die Geschehnisse bei Enderling vorüberhasten, meint man eher, das dramatisch zugespitzte Schlußstück einer breiteren Darstellung vor sich zu haben, die er uns vorerst noch schuldig bleibt.

Einen ähnlich ungeschlossenen Eindruck macht „das Jüngste Gericht", eine Malersgeschichte aus dem mittelalterlichen Danzig, in dem der Westpreuße Enderling sich freilich ungleich sicherer bewegt als in seiner schwäbischen Wahlheimat. Wiederum eine Reihe geschickt herausgegriffener, für den uralten Kampf des Künstlers mit den „Krämern" bedeutsamer Szenen, sehr wirksam beleuchtet und von bildhafter Einprägsamkeit, — insgesamt aber doch nur von improvisatorischer Geltung. Lebendige, in glücklicher, schöpferischer Stunde entworfene Skizzen zu einem größeren Gemälde, aber keine in sich gerundete Novelle. Zur künstlerischen Tugend aber wird die nervös heftige, der echt epischen Liebe zum Gegenstand ermangelnde Art Enderlings in der Darstellung merkwürdiger, namentlich düsterer Begebenheiten aus der Renaissance, deren mehrere hier stehen. „Die Hunde des Pandolfaccio", die dem Mörder ihres Herrn nach Jahr und Tag noch in plötzlicher Witterung an die Gurgel springen, oder „Messer Doria", der dem selbst gedungenen Mörder seines treulosen Weibes unter dem Galgen sein Wort bricht, oder „Die weißen Tauben", die den jungen Herzog Galeazzo am Lagerfeuer nach der Schlacht den Ehebruch seines Weibes ahnen lassen, — das sind Meisterstücke einer balladesken Erzählungskunst. An der klug gehandhabten Spannung des Vortrags, der rasch zustoßenden Treffsicherheit, mit der geheimnisvolle Zusammenhänge angedeutet werden, erkennt man einen starken, für grelle stoffliche Reize sehr empfänglichen, sie aber auch beherrschenden Künstler.

Enderling braucht harte Stoffe, damit sein Drang nach scharfer Prägnanz nicht in Gewaltsamkeit oder Süßlichkeit umschlage. Für zartere Dinge, so für alle nicht gerade eindeutigen Beziehungen zwischen Mann und Frau fehlt ihm heute noch der Reichtum an gefügigen Ausdrucksmitteln. Die Abschiedsszene „Umsonst" oder „Die Heimkehr", die willkürlich und kraß pointierte Geschichte eines geschlechtskrank aus Indien zurückkehrenden Danziger Hanseaten, vermögen strengen Ansprüchen, die man an Enderling stellen darf, nicht recht

Digitized by Google

zu genügen; es fehlt diesen Menschen an Taktgefühl, an jenem glaubwürdigen inneren Wert, der solche Probleme erst allgemein bedeutungsvoll macht.

Insgesamt kein reifes, in sich vollendetes Buch, vielmehr eine bunte Sammlung mittelmäßiger, aber auch vortrefflicher Proben, in denen ein echtes Talent über seine eigentliche Bestimmung klar zu werden versucht. Man darf hoffen, daß diese künstlerische Befreiung bald gelingt.

Hermann Missenharter

Die Stadt Segelfoß

Knut Hamsuns neuer Roman („Die Stadt Segelfoß." München 1916 bei Albert Langen) ist keine sensationelle Tat. Es ist ein Buch voll schlichter Innigkeit; dabei jedoch eine Satire auf dem Treibhaus — Entwicklungsschwindel, wie sie stärker nicht gedacht werden kann. Da ist keine Lautheit, keine Aufmachung. Es geschieht und wird verzeichnet. Humor, in jeder Begebenheit geborgen, ist wie Sonne, die aus Maulwurfslöchern strahlt. Ungeheuerlichkeiten bescheiden sich, Kleinigkeiten wachsen wolkenkratzend.

In die kleine Stadt Segelfoß hat eine Mühle Geld gebracht; ungewohnt des Besitzes, vergeuden es die Bewohner, bringen es in Schwung, treiben sich in die Höhe, gegenseitig, bis zum Größenwahn. Ein Krämer baut in ein Bootshaus ein Theater, tut etwas für die Stadt und für sich. Die Schleifen, die er auf den Schuhen trug, genügten ihm nicht mehr. Jedes Mittel, von sich reden zu machen, ist ihm recht. Die Zeitung, ihm ungünstig gesinnt, steht ihm in der Quere. Der Rechtsanwalt hat sie gegründet, stets besorgt um die Entwicklung der Stadt; irgendwo holt er einen Setzer her und betraut ihn mit der Redaktion. Schmierig macht der in Klassenhaß, weist bei jeder Wohltat, die Arbeitern erwiesen wird, auf gründenden Gewinn, der „aus ihrem Blute gesogen". Einst märchenköniggleich, bröckelt jetzt langsam des Mühlenbesitzers Größe ab. Bis nichts mehr dran ist. Er läßt das sinkende Schiff. Die Geldquelle ist versiegt; schwindelhaft stehen Riesenunternehmen auf Nichts. —

Hamsun schreibt ohne Parteilichkeit: lind streicht er Böses und Gutes. Menschen handeln da, wie sie überall leben: schwach und eitel. Eitel aus Furcht, andere ihre Schwäche merken zu lassen; schwach, weil sie nicht eigene Eitelkeit erkennen.

Schmunzelnd liest „man" es: ja, ja, die — Andern!

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die militärische Jugendpflege

Von Major a. D. Corsep, z. Z. Warschau

Von einer planmäßigen Ertüchtigung unseres Nachwuchses im Hinblick auf den Dienst im Heer und den Kriegsfall kann in Deutschland, im schroffen Gegensatz zu Frankreich, im allgemeinen erst seit etwa 18 Jahren gesprochen werden. Bis dahin stand man dem Gedanken einer körperlichen wie geistigen militärischen Fachvorbereitung der männlichen Jugend in, bis zu gewissem Grade, vielleicht menschlich entschuldbarer Weise, gleichgültig gegenüber, in der Auffassung, daß das, was vor 1870 nicht nötig gewesen sei, auch für die Jetztzeit und die Zukunft entbehrt werden könne.

Man erblickte sogar wohl in einer derartigen Fachvorbereitung ein unerwünschtes Vorgreifen in das Gebiet der aktiven Dienstzeit.

Diese letzteren Bedenken sind auch noch heute durchaus da berechtigt, wo die Heeresdienstvorbereitung durch Nichtfachleute falsch, d. h. nach der äußerlichen Seite hin gehandhabt wird.

Kennzeichnend für diese Periode der Entwicklungsgeschichte des deutschen Wehrkraftgedankens ist, um nur eines herauszugreifen, die geradezu raffinierte Verschiedenheit der Turnvorschriften der Armee und der Schulen wie der Turnvereine, bezgl. der vorgeschriebenen Uebungen wie der benutzten Geräte, wie u. a. das Fehlen der Reckstange, des Barrens und der Bewegungsspiele im Heer, das Fehlen des Gewehrfechtens und der Hindernisbahn in den Turnvereinen.

In Kreisen der verantwortlichen Truppenausbilder fing man jedoch bald an, sich darüber klar zu werden, daß angesichts der auf zwei Jahre herabgesetzten Dienstzeit und des sich dauernd häufenden Uebungs- und Lehrstoffes, besonders der immer höher werdenden Anforderungen auch an den Intellekt des Einzelkämpfers eine bessere und planmäßigere, militärisch-fachliche Vorbereitung des Ersatzes die unabweisbare notwendige Voraussetzung einer gründlichen Kriegsausbildung geworden sei. Wenn diese Wünsche nicht schon früher zum Ausdruck gekommen sind, so liegt dies wohl daran, daß man truppenseitlich glaubte, sich bezgl. der Einwirkung auf den Rekruten-Nachersatz vor seinem Eintritt in die Kaserne, Beschränkung auferlegen zu müssen.

Digitized by Google

Es entstanden nun allmählich, und was charakteristisch ist, meist nur in losem Zusammenhang mit den Wünschen der Truppe, unter der Führung opferwilliger Armee-Freunde Gruppen von Jugendvereinen mit ausgesprochen soldatischem äußerem Einschlag, bei deren Betrieb man oft, teils bewußt, um die Jugend durch das Zaubermittel der Uniform und anderer militärischer Zutaten, wie Musikkapellen, zu „gewinnen" suchte, wie der technische Ausdruck lautete, teils aber auch, weil häufig wohl die Herren Vereinsleiter dem modernen Truppenausbildungslehrgang und seinen Anforderungen nicht unmittelbar nahestanden, mehr militärische Aeußerlichkeiten, betonte, als der Truppe selbst erwünscht war. Man verwechselte hier anscheinend dauernd Heeresdienst-Nachahmung mit Heeresdienst-Vorbereitung. Wir Berufssoldaten haben uns oft den Kopf darüber zerbrochen, was man denn eigentlich mit den Massenkriegsspiel-Kinderfesten, mit z. T. gänzlich ungeschulten, unvorbereiteten Scharen von Dorfknaben, mit großen General- und Spezial-Ideen, Frontangriffen, Umgehungsmanövern und Flankenstößen mit Pistolengeknatter, dem nie fehlenden Parademarsch sowie den tatsächlich ernsthaft gemeinten „Kritiken" am Schluß eigentlich im Schilde führe?

Es ist fraglich, ob der Nutzen eines derart oberflächlichen Betriebes der Gelände-Uebungen, der sich doch beim einzelnen Teilnehmer günstigstenfalls nur in kaum mikroskopisch nachweisbaren Errungenschaften äußern könnte und wie er, in der jetzigen Periode der Kinderkrankheiten unseres Wehrkraftbetriebes, unbegreiflicherweise trotz widerholter nicht mißzuverstehenden Mahnungen und Hinweise der Kriegsministerien, immer und immer wieder in die Erscheinung tritt, nicht reichlich aufgewogen wird durch den Schaden, den schul-pädagogisch wie militär-pädagogisch jede $^1/_{16}$ Bildung bezw. Verbildung für die spätere Dienstzeit, notwendigerweise, weil erfahrungsgemäß, mit sich führt.

Die zweite, gleichzeitig wertvollste, Jugendvereins-Gruppe, die als heeresvorbereitend bisher in Frage kam, sind, abgesehen vom obligatorischen Schulturnen, die Turnvereine wie die verschiedenen Sonder-Sportvereine. Insonderheit ist die „Deutsche Turnerschaft" als der älteste der Verbände hier zu nennen. Der Nutzen planmäßiger Turnerei vom militärischen Standpunkt aus ist greifbar, ziffernmäßig nachweisbar. So wird der dauernd auffallend hohe Prozentsatz an Militärtauglichen eines Süd-Thüringischen Landratsbezirks, wohl nicht mit Unrecht, auf den seit Jahrzehnten dort unter behördlichem Nachdruck ausgeübten, planmäßigen Jugend-Turnbetrieb zurückgeführt.

Einen nicht geringen Nutzen zieht die Armee auch aus den Ergebnissen der verschiedenen Sonder-Sportvereine. Die Frage, ob im Sport-

Digitized by Google

betrieb die Gefahr besteht, in dem Bestreben nach Hoch- und Höchstleistungen die gleichmäßige körperliche Durchbildung aller Zöglinge wie die harmonische Durchbildung des Körpers, wie es militärisch doch erwünscht ist, hintanzusetzen, möchte ich hier unerörtert lassen.

Von den Wandervogel- und Pfadfinder-Gruppen dürfte der Betrieb der letzteren, wenn er von sachkundiger Hand geleitet wird, besonders geeignet sein, auf dem Gebiet des Gelände-Dienstes tatsächlich brauchbare Werte zu schaffen.

Der militärische Wert des Betriebes der Schwimmvereine liegt, abgesehen von seinem rein gesundheitlichen Nutzen, in der Förderung des persönlichen Mutes. (Turmsprung, Tauch- und Rettungsübungen). Gerade der Entschluß zum Sprung vom Turm stellt in seiner Aehnlichkeit mit den Nervenvorgängen bei dem Entschluß zum Vorspringen aus der schützenden Deckung über das geschoßdurchpeitschte Vorfeld ein infanteristisches Erziehungsmittel zur Stärkung des Todesmutes dar, wie ich kein zweites kenne. Das wird mir jeder Feldzugsteilnehmer gern bestätigen.

Die auf Veranlassung des Kriegsministeriums bald nach Feldzugsbeginn ins Leben gerufenen Jugendkompagnien sollen, neben allgemein körperlicher Ertüchtigung, die jungen Leute schon in die einfachsten Formen des Exerzierens und des Gefechtes einführen, sowie ihnen den Blick für die Vorgänge und Erfordernisse der heutigen Kampfart soweit schärfen, als dies möglich und wünschenswert ist.

Die z. Z. kämpfende Truppe ist besonders der Tätigkeit der Turn- und Sportbetriebe zu Dank verpflichtet, soweit diese als „Lieferanten" ohne Uebertraining harmonisch durchgebildeter Körper deutlich in die Erscheinung treten. Die hohen moralischen, soldatischen Werte, die der gymnastische wie Sportbetrieb als Folge- und Begleiterscheinung mit sich bringen, nimmt sie ebenfalls gern in den Kauf.

Wünschenswert erscheint es, daß nun endlich eine größere Gleichartigkeit zwischen Jugendturnen, Jugendsportbetrieb und Militär-Gymnastik auch bezgl. der Geräte herbeigeführt und bei ersteren das Gewehrfechten bezw. das dazu vorbereitende, vom Kriegsministerium empfohlene Stabfechten, das Granatwerfen, die Hindernisbahn wie der Schwimmunterricht mit eingeschlossen werde.

Damit sind aber die Wünsche der Truppe noch nicht erschöpft. Die sprungweise sich entwickelnde Gefechts-Technik, die sich im Gegensatz zur Zeit der Linear-, der Kolonnen- und Massentaktik in folgeschwere Einzeltaten auflösenden Gefechtshandlungen im modernen Kriege, besonders im Stellungskampfe, die ungeheuer hohen Anforderungen, die auf Schritt und Tritt bezgl. der Urteilsfähigkeit, Selbständig-

Digitized by Google

keit, Selbstbeherrschung und Entschlußkraft schon an einen kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Soldaten herantreten, die Notwendigkeit, bei dem starken Abgang an unteren Führern, schon den jüngsten Rekruten, und zwar schon nach kürzester Dienstzeit in die Obliegenheiten eines verantwortlichen Vorgesetzten einzuführen, zwingen heute, im Gegensatz zu früher, dazu, unserem Nachersatz schon vor dem Diensteintritt einen nachweisbaren Bestand an ausgesprochen soldatischen Eigenschaften und intellektuellen Fähigkeiten sogar spezifisch militärischen Fachkenntnissen zu eigen zu machen.

Es handelt sich um die, im Hinblick auf den Dienst im Heere wie den Kriegsfall, viel, viel schärfer als es bis jetzt — ausweislich der Ergebnisse — geschehen ist, zu betonende Entwicklung folgender Eigenschaften: Sinn für Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Pflichtgefühl auch in den kleinsten Dingen, Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Person, bedingungslose Unterordnung unter den Willen des Erziehers, Bescheidenheit nnd gute Umgangsformen. Diese „Materien" gehören zur „Kinderstube".

Als zum Schul- und Fortbildungsschul- auch zum Jugendpflegebetrieb gehörend hätten sich anzuschließen: die Entwicklung der Fähigkeit, folgerichtig zu denken, deutlich — auch leise und doch deutlich — zu sprechen (Schützengraben, 4 Meter vom Feinde) auf eine klare Frage eine klare Antwort zu geben, Bestellungen, Aufträge (Befehle) wortgetreu zu übermitteln, ferner das eminent folgenschwere Auskunftserteilen über einen Weg und das Lösen kleiner Aufträge und Besorgungen aus dem bürgerlichen Leben. (Erkundigungen.)

Sodann handelt es sich um die, scheinbar nur ausschließlich spezifisch militärischen, Fachkenntnisse im Kartenlesen, Entfernungsschätzen, Erkundungs- und Meldedienst, im Fernsehen, im Fernglasgebrauch, in der Geländebeurteilung und Geländeausnutzung.

Wir sehen, was in den breiteren Schichten unseres Volkes bedauerlicherweise immer noch unbekannt ist, daß die Begriffe „militärische Jugendpflege", Heeresvorbereitung überhaupt kaum zu begrenzen sind, daß vor allem die Einwirkungen des Elternhauses, ja der mütterlichen Erziehung viel weiter und entscheidender in die Militärzeit, ja in die Kriegszeit hineinragen, als die meisten Eltern in ihrer Bescheidenheit und Unkenntnis der wahren Forderungen der Armee es ahnen.

Wie jeder erfahrene Ausbilder und Feldsoldat mir bestätigen wird, zieht die Armee im Frieden wie im Kriege ebenso Nutzen aus Werten, die das Elternhaus in strenger Zucht hervorgebracht, wie aus denen der Schulerziehung, des Turn- und Sportplatzes, der Wander- und Geländeübungen. Und das ist gut so, es zeigt sich hier die Untrennbarkeit von Familie,

Digitized by Google

Schule, Jugendpflege, Staat, Armee, eine „Spezialität" unseres Vaterlandes, die uns wie so vieles andere, kein fremder Staat nachmacht.

Auf diesen vorstehend aufgeführten Forderungen bezgl. Umgestaltung bezw. Neugestaltung der intellektuellen Vorbildung ihres Nachersatzes muß die z. Z. kämpfende Truppe, und zwar nicht nur für die Dauer des Krieges, sondern auch für die einem immerhin möglichen Kriegsende folgende, voraussichtlich nur kurze, Friedenszeit durchaus bestehen.

Auf dem bisherigen Weg der freiwilligen Beteiligung der Jugend an den Jugendpflege- wie den besonderen Wehrübungen, bei der dem Ermessen 15jähriger Jungens anheimgestellt ist, zu dem im Staatsinteresse, im Interesse der Landesverteidigung eingerichteten Uebungen zu erscheinen oder nicht, kann natürlich nicht weiter „gewurstelt" werden.

Es gibt kein größeres Unrecht an der Jugend,
als ihr das Gehorchen zu ersparen.

Friedrich Paulsen.

Die Ueberschätzung der Rechte der Jugend auf Selbstbestimmung, an der die hinter uns liegende lange Friedenszeit in ihrem Wohlstand und ihrer Vereengländerei krankte, kommt nirgends so prägnant zum Ausdruck wie in der durch nichts behinderten Freiwilligkeit der Beteiligung an den Jugendpflege-Uebungen, also an einer Einrichtung, die nun schon länger als ein Jahrzehnt seitens aller verantwortlichen Dienststellen als im Interesse der Gesundheit, Gesundung und Wehrkraft des Reiches unbedingt notwendig erkannt und als solche dauernd amtlich hingestellt worden war. Es muß dieser Zustand in einem Lande mit einer über 100 Jahre alten allgemeinen Wehrpflicht ganz besonders befremden. Es liegt hier nicht nur eine pädagogische Ungeheuerlichkeit vor, sondern auch ein Widerspruch mit den Grundsätzen einer gesunden, ehrbaren deutschen Familienerziehung, Gefahren, die ernst genug sind, um vom Staate nicht länger unbeachtet gelassen zu werden.

Im übrigen ist es ein Irrtum zu glauben, daß unsere guten braven Jungens auf die Dauer an den ihnen, in so entgegenkommender Weise eingeräumten, etwas weitgehenden Freiheiten („Koalitionsrecht der Quartaner") wirkliche Freude haben würden. Sie werden sich daher auch in Zukunft, und zwar bis in die wichtige Periode des sprossenden Bartflaumes hinein, im allgemeineu ganz wohl fühlen, wenn der, ihnen zur Natur gewordene, Zwang des Elternhauses und der Schule in Zukunft auch auf dem Betrieb der Jugendpflege, etwa in der Form des jetzigen Fortbildungsschul-Betriebes ausgedehnt werden wird.

Digitized by Google

Es ist gar nicht daran zu denken, daß sich die verschiedenen Fraktionen der Jugendpflege zwecks Erfüllung der Armeeforderungen auf einer Mittellinie einigen werden, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Kompromiß, mangels spezialistisch gebildeter Lehrkräfte, besonders an kleinen Orten, niemals ausreichende Ergebnisse zur Folge haben würde. Ein Turnverein wird kaum zu veranlassen sein, mit dem Nachdruck Entfernungsschätzen zu treiben, der nötig ist, um auf diesen Gebieten überhaupt greifbare Kenntnisse zu zeitigen, von einem Jünglingsverein mit ausgesprochen konfessioneller Tendenz nennenswerte Leistungen im Gewehr und Stabfechten zu verlangen, wäre u. U. unbillig, ein Fußballklub will Fußball treiben und wird es daher rundweg ablehnen, zwei kostbare Nachmittage in der Woche mit zeitraubenden Gelände-Erkundigungen totzuschlagen, eine „militärische" Jugendvereinigung, deren Leiter trotz aller nicht mißzuverstehenden Belehrungen von amtlicher Seite, immer noch das Heil der Heeresvorbereitung vorwiegend im Uniformtragen, in Kriegsspielen und Parademärschen erblickt, wird nicht immer geneigt sein, seinen Zöglingen das trockene Brot eines schulmäßigen pedantischen Betriebes im Kartenlesen und Meldedienst vorzusetzen oder sich planmäßiger Körperkultur zu widmen.

Aus dieser Erkenntnis und langjährigen Erfahrung gerade in vermittelnder Tätigkeit zwischen den einzelnen Strömungen, vollberechtigten, ebenso oft übertriebenen und unberechtigten, Sonderansprüchen der verschiedenen Jugendpflege-Parteien, möchte ich mir folgenden Vorschlag erlauben:

Man verschone die verschiedenen Jugendpflege-Vereinsgruppen mit jeglicher Einwirkung im Sinne einer ausgesprochenen Heeresdienstvorbereitung. Man fördere jedoch alle Bestrebungen zur gesundheitlichen, körperlichen, intellektuellen, ethischen, insbesondere vaterländischen, ja vor allem auch staatsbürgerlichen Ertüchtigung unseres männlichen Nachwuchses und vernachlässige hierbei besonders die Schonung und Kräftigung der jugendlichen Nerven nicht. Krieg ist in erster und letzter Linie „Nervensache" vielmehr wie „Muskelsache", darüber sind wir vorn am Feinde uns schon lange einig.

In Zukunft wird in dem Bestreben, Versäumnisse des Elternhauses auf diesen Gebieten nachzuholen, der Staat, die Gemeinde oft mehr in das Familienleben einzugreifen gezwungen sein, als es vordem angezeigt gewesen ist. Hoffentlich werden unsere Regierungen und verantwortlichen Behörden sich hier nicht von übertriebenen Rücksichten leiten lassen.

Dafür aber mögen alle in der Jugendpflege tätigen, insonderheit alle führenden Persönlichkeiten und Dienststellen energisch und geschlossen eintreten für ein Jugendpflegezwangsgesetz.

Digitized by Google

Dieses Reichsgesetz würde dann wohl auch den Betrieb der besonderen Heeresübungen, etwa im Sinne der vorher aufgeführten Truppen-Forderungen, für die Altersklassen, die vor dem Diensteintritt stehen, genau regeln. Es ist zu erwarten, daß gerade diejenigen Jugendpfleger und Berufslehrer, die z. Z. im Felde stehen und dort den greifbaren Nutzen unserer Jugendpflege feststellen können, aber auch gleichzeitig täglich und stündlich vor Augen haben, wo es bei der Erziehung unseres Ersatzes oft arg gefehlt hat, diesen Antrag warm unterstützen werden.

Eins aber kann schon jetzt mit Bestimmtheit vorausgesagt werden: von dem Tage an, an dem unsre obersten, für die Landesverteidigung verantwortlichen Militärbehörden auf die Handhabung der Vorbereitung des Heeresnachwuchses einen gesetzlichen Einfluß ausüben werden, wird die Soldatenspielerei in der Jugendpflege, sowie die Veräußerlichung dieses wichtigen Gliedes der Landesverteidigung, an der so Mancher mit Recht bisher Anstoß genommen hat, verschwinden und ernste Wehrarbeit und Manneserziehung, die auch für das berufliche sowie staatsbürgerliche Leben von durchgreifendem Nutzen sein wird, an ihre Stelle treten.

Muttergottes-Ideale

Eine Betrachtung von Gustav E. Pazaurek

Der erschütternde Weltkrieg, der gewissermaßen nur nebenbei manches große oder kleine eingewurzelte Uebel beseitigt, wird uns gewiß auch dauernd vom letzten und zugleich schlechtesten Marien-Ideal befreien, das weite christliche Kreise in Deutschland und Oesterreich ergriffen und zahllose katholische Kirchen verseucht hat. Ich meine die entsetzlichen, banalen Lourdes-Grotten, die manchen guten, alten Altar verdrängt haben oder an der Außenseite der Gotteshäuser mit schönen Oelberggruppen oder malerischen Grabsteinen in traurigen Wettbewerb getreten sind.

Ueber das Erscheinungswunder in der Grotte von Massavielle bei Lourdes in den französischen Oberpyrenäen vom Jahre 1858 soll hier natürlich nicht geredet werden, auch nicht darüber, ob es sich nach dem deutsch-französischen Kriege überhaupt empfahl,

Digitized by Google

zahlreiche Pilgerzüge zu der 1878 entstandenen Wallfahrtskirche zu führen oder dem dortigen „wundertätigen" Wasser auch bei uns Eingang zu verschaffen. Vielleicht wäre es näher gelegen, den vielen, denen Wunderglauben ein Bedürfnis ist, einen unserer gewiß nicht seltenen altberühmten Gnadenorte in Erinnerung zu bringen. Aber man ging weiter und stellte überall industriell vervielfältigte, steife und kunstlose Puppen aus Holz oder Gips auf, die man der allgemeinen Verehrung empfahl, ohne zu bedenken, daß man damit herrliche, alte Madonnen-Ideale, an denen gerade die Deutschen gewiß nicht arm sind, zurückdrängen könnte.

Wie war es nur möglich, daß die poesielosen Dutzendstatuen von Lourdes in allen katholischen Gegenden eine so riesige Verbreitung und Volkstümlichkeit finden konnten? — Es war eben augenblicklich nichts wirklich Gutes und noch weniger etwas gutes Nationales zur Hand. Nationale Forderungen können selbstverständlich in einer Religionsgenossenschaft, deren Gläubigen den verschiedensten Völkern der Erde angehören, nicht zu sehr betont werden; aber selbst international genommen, war die Kunst der siebenziger und achtziger Jahre an selbständigen, guten Regungen ärmer als alle früheren Zeiten. Und nun gar die Kunst im Dienste der Kirche, die bestimmungsgemäß konservativer Natur ist, obwohl sie im Laufe der Entwickelung niemals den Anschluß an herrschend gewordene Strömungen unterläßt. Wer damals für die Kirche schuf, lehnte sich noch immer an die Madonnenideale an, wie sie die „Nazarener", also ein F. Overbeck, Ph. Veit, J. von Führich oder E. Steinle bei uns volkstümlich gemacht hatten, also an Vorbilder, die auf Perugier oder Raffael, also mittelbar auf die italienische Renaissance zurückgreifen, woran auch die Beuroner Klosterschule festhielt. Nur schüchtern klingen auch einzelne Töne mit, die in dem alten deutschen Marienleben ihren Ursprung haben. Ein selbständiges Muttergottes-Ideal hat das ganze 19. Jahrhundert, obgleich dessen erster Hälfte ein tiefreligiöser Zug eigen ist, nicht hervorgebracht.

Digitized by Google

Von der teils galanten, teils pompösen Kunst des 18. Jahrhunderts war dies noch weniger zu erwarten. Was das Rokoko wie die Barocke an Marienbildern malt oder sticht, schnitzt oder meißelt, sind vorwiegend kleine Abarten der glanzvollen Immaculata von Murillo, ab und zu auch der schlichten Dolorosa von Carlo Dolce, die seit dem 17. Jahrhundert bis in die Tage Napoleons alle früheren Ideale verdrängt haben. Dagegen konnten Rubens und Rembrandt ebensowenig aufkommen, wie die Franzosen des 18. Jahrhunderts, deren Ehrgeiz übrigens bekanntlich weltlicher Natur war.

Aber vor dem dreißigjährigen Kriege besaß die kirchliche Kunst bei uns, wie bei unseren Nachbarn einen Muttergottes-Typus von gleich großer religiöser wie künstlerischer Bedeutung. Das Madonnenideal der Renaissance diesseits und jenseits der Alpen ist von der ganzen Folgezeit nicht mehr übertroffen worden, und nur die unmittelbar vorangehende Zeit, der Ausklang der Spätgotik, macht ihm den Rang streitig. In dem Jahrhundert etwa von 1450 bis 1550 überbieten Malerei und Plastik einander in den herrlichsten Verkörperungen poesievoller Frömmigkeit und vornehmer Würde.

Wir werden diese Blütezeit besser zu würdigen im stande sein, wenn wir die Entwickelung nicht weiter retrospektiv verfolgen, sondern die ikonologische Reihe lieber bei ihrem Ausgangspunkt beginnen, der uns bis in die frühchristlichen Katakomben zurückführt. Aber weder diese ältesten Muttergottesbilder, noch jene in den frühmittelalterlichen Bilderhandschriften, die den Frauengestalten überhaupt noch keinen breiten Raum gönnen, können als Ideale angesprochen werden. Erst die byzantinische Kunst beschert uns den ersten, allgemein gültigen Madonnentyp, der in dem wundertätigen Bilde des Klosters Athos, das selbst noch als Kopie von 1648 und unter dem Namen der „Iberischen Mutter Gottes" in Moskau als Heiligtum außergewöhnliche Verehrung genießt, seinen charakteristischsten Ausdruck findet und in der russischen Kirche bis heute nie verdrängt werden konnte.

Digitized by Google

Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnen sich bei uns die Fesseln der starren Konvention zu lösen; die reichste süddeutsche Wandmalerei im Nonnenchor von Gurk bringt die erste monumentale Befreiung. Aber erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schaffen Cimabue und Duceio die Buoninsegna in Siena in Italien als Maler, wie die hervorragenden Plastiker der nordfranzösischen und deutschen Gotik in Stein und Elfenbein das Madonnenbild zum gehaltvollen Kunstwerk um, das bereits die Keime höchster Blüte in sich trägt. Die lieblichen Marienbilder der Prager und Kölner Malerschule wetteifern in frommer Innigkeit mit jenen eines Filippo Lippi oder Sandro Botticelli, und Stephan Lochners herrliches Kölner Dombild steht hinter den prächtigen burgundischen Schöpfungen der Brüder van Eyck oder Memlings nicht zurück.

Die herbe Großzügigkeit eines Donatello oder Mantegna oder gar die ausgesprochen maskuline Wucht eines Michelangelo vermögen ihrem Madonnenideal ebensowenig bleibende Geltung zu erobern, wie dies anderseits den reizvollen, aber mehr weltlich interessanten Schöpfungen eines Lionardo und seiner Schule oder eines Correggio beschieden war. Als Marienspezialist überragt alle seine Landsleute der Urbinate Raffael, der wenigstens jenseits der Alpen die idealste Vereinigung von Andachtsbild und Kunstwerk geschaffen hat, was in gewissem Abstande vielleicht nur noch einem Bellini oder Luca della Robbia gelungen ist. Tizian leitet mit seinen pompös aufgebauten „Conversationi" bereits zu den üppigen theatralischen Darstellungen über, die in der Bologneser Schule ihren reichsten Ausdruck gefunden haben.

Aber gerade wir Deutschen, denen der Kultus „unserer lieben Frau" seit den Tagen des Mittelalters zu einem Herzensbedürfnis geworden ist, brauchen weder an religiöser Innigkeit noch an künstlerischem Ausdrucksvermögen, eben was das Marienideal anlangt, den Vergleich auch mit den besten Italienern zu scheuen. Wie poetisch ist etwa die „Madonna im Rosenhag" des Colmarers M. Schongauer, wie herrlich die berühmte

Digitized by Google

Statue des Germanischen Nationalmuseums von Nürnberg oder manche andere Holzplastik jener Tage z. B. von T. Riemenschneider, M. Pacher oder H. Multscher. Grünewald und H. Baldung-Grien, Burgkmair und M. Schaffner, Amberger und L. Cranach und viele andere haben uns köstliche, unsterbliche Marienbilder geschenkt, allen voran aber unser Albrecht Dürer, von seiner noch recht unbeholfenen Zeichnung von 1485 angefangen bis zu den entzückenden Holzschnitten des Marienlebens oder dem prächtigen Rosenkranzfest, und Hans Holbein, dessen Darmstädter Madonna des Bürgermeisters von Basel sich auch in der Dresdner Wiederholung neben Raffaels Sixtina ehrenvoll behauptet.

Das alles sind Kunstwerke allerersten Ranges und trotzdem, beziehungsweise eben deshalb auch tief religiöse, stimmungsvolle Andachtsbilder, die unsere Kunstsammlungen zu Stätten hoher Weihe gestalten. An solche Schöpfungen mag die kirchliche Kunst unserer Zeit anknüpfen, wenn sie die ästhetisch feiner Empfindenden nicht abstoßen will, natürlich nicht im Sinne wertloser sklavischer Nachahmungen, sondern mit durchaus originalen Kunstleistungen von ähnlichem tief inneren Werte.

Aber leider: Wallfahrtsideale und Kunstideale sind nicht dasselbe. Schon in alter Zeit hat man ein künstlerisch-untergeordnetes Marienbild z. B. in Rom, Bologna oder Freising, das einer frommen Legende gemäß auf den „Maler"-Evangelisten S. Lukas zurückgeführt wurde, ungleich höher geschätzt. Auch die Zedernholzfigur des ersten Marien-Gnadenortes Loreto bei Ancona wurde demselben Heiligen zugeschrieben. Daß die kritische Kunstforschung der Gegenwart mit dem heutigen wissenschaftlichen Rüstzeug manche derartigen Ueberlieferungen leicht zerstören könnte, mag nur nebenbei erwähnt sein. In den meisten Fällen handelt es sich bei den als wundertätig verehrten Madonnen-Standbildern, wie in Einsiedeln in der Schweiz oder in Mariazell in Steiermark oder den Marien-Gemälden, wie bei der auf Zypressenholz gemalten, sogenannten „schwarzen Madonna" von Tschenstochau entweder um byzantinische oder altitalienische Arbeiten,

Digitized by Google

die selbst dann von großem kulturgeschichtlichen Interesse sind, wenn sie auch kein ragender Meister schuf. Ueber ihre religiöse Bedeutung soll hier natürlich kein Wort gesagt sein; für uns genügt es, daß Hunderttausende bei ihnen Trost suchen und finden.

Den alten Gnadenstellen jedoch weitere neue hinzufügen zu wollen, sollte man sich doch erst reiflich überlegen. Fühlt man aber hierzu da oder dort ein Bedürfnis, dann sei die Frage gestattet, ob man willig Gefolgschaft leisten soll. Ich kann es mir ganz gut denken, daß irgendwo ein ganz neuer, göttlicher Marientyp entsteht, der die ganze Kulturwelt, nicht nur so und so viele Kergelweiber in seinen Bann schlägt und gerade die Verwöhntesten zu einer Wallfahrt veranlaßt, um eine Stunde tief innerlicher, nachhaltiger Erhebung und reinster Andacht zu erleben. Aber ein solches Muttergottes-Ideal darf keine wesensfremde, steif-akademische Puppe von Lourdes sein, die wir überall, wo sie sich eingenistet hat, am besten ohne alles Aufsehen, ganz still wieder in die Versenkung verschwinden lassen sollten, sondern Fleisch und Blut von unserem Fleisch und Blut, ein seelenvolles, gemütstiefes, schlicht-vornehmes Kunstwerk von echt deutscher Art, wie es unsere ersten Meister von der Wende des Mittelalters und der Neuzeit hervorgezaubert haben, eine neue ideale Verkörperung „unserer lieben Frau."

Der Scheinwerfer

Aus dem Tagebuch eines Honvédkorporals

Von Béla Balázs

Als es dunkel geworden war, sind wir aufgebrochen. (Wir marschieren immer nur nachts. Der Tag ist unser Haus, die Nacht ist der freie Plan der Finsternis, in die wir hinaustreten. Wir wissen gar nicht mehr, wie es ist, wenn der Mensch sieht, wohin er tritt. Am Tage liegen wir.) Abends brechen wir auf. Damals wars

Digitized by Google

sieben Uhr. Um ein Uhr nach Mitternacht hatten wir den Weg verloren. In den Maiswüsten kann man die Spezialkarte ruhig wegwerfen. Auch in der Sahara oder auf den Schneefeldern Grönlands würde eine Karte nichts frommen. Auf der müßte nämlich vorerst festgestellt werden können, wo man ist. Da wäre aber zumindest ein erkennbarer und auffuchbarer Punkt notwendig. Eine Wegkreuzung, ein Brunnen, ein Baum zumindest. Doch ist weder ein Brunnen, noch auch ein Baum zu sehen und die Straßen sind in die zerfließende Erde versunken. Es herrscht Finsternis, nichts sonst. Eine massive, schwarze, reglose Finsternis, in der man die Augen nicht offen halten kann, weil sie ermüden. Und auch kein Streichholz darf angezündet werden. Es ist nur das Gefühl der Richtung, an das wir uns klammern. Ein abstraktes und mystisches Etwas, in das wir uns wie an eine unsichtbare, körperlose Stange klammern.

Dem Infanteristen, der bei einem Nachtmarsch zurückbleibt und sich hinlegt, um auch nur für ein Stündchen in dieser Finsternis allein zu bleiben, kann jeder Arzt ruhig das Invaliditätszeugnis ausstellen. Es bleiben aber nachts sehr wenige liegen. Eine zusammengerottete, stumme Herde: sie schieben sich vorwärts. Auch der Kranke wagt nicht zusammenzubrechen. Und das macht bloß die Finsternis. Denn jeder Infanterist begreift es, daß ihn nachts der Feind schwerer findet, daß er aber zu seinen Kameraden sprechen kann. Dennoch tritt nachts keiner aus der Reihe.

Um ein Uhr nach Mitternacht haben wir uns verirrt. Seit fünf Stunden bohrten wir uns tiefer und tiefer in diesen schwarzen Schacht, der sich hinter uns schwarz schloß. Die Geschütze dröhnten, doch sahen wir ihren Schein nicht. Die Finsternis gurgelte und gröhlte. Und da erschien wie ein riesiges fahles Gespenst der Hof eines Scheinwerfers auf dem Himmel. Der Lichtfalke kreiste und irrte über uns umher und schoß dann plötzlich herunter. Die Bajonette blitzten auf, die Augen blinzelten, das Haar auf den unrasierten Gesichtern warf Schatten.

Digitized by Google

Und das Bataillon machte Halt. Es gab gar keine Veranlassung dazu. Auch die Offiziere blickten unstet um sich her, wie Schlafende, wenn man ihnen in die Augen leuchtet und vergaßen einige Minuten lang „Marsch" zu kommandieren.

Wohin aber? Auf den Scheinwerfer zu? Und wenn er ein feindlicher wäre? Wahrscheinlich ist's auch einer. Die Entfernung des Reflektors kann nicht beurteilt werden. (Darum ist es auch so schwer, einen Volltreffer in einen solchen zu machen.) Es wird doch besser sein, links zu halten.

„Direktion links!"

Wir marschierten. Wir liefen schier, um der Lichtgarbe zu entkommen. Die aber folgte uns. Offenbar sieht und beobachtet man uns. Ich hätte es nie gedacht, daß der Lichtschein so juckt. Wir schüttelten und kratzten uns davon. Doch hatten wir auch Trema, als wären wir vor einem Zuschauerkreis aufs Podium getreten. Die Burschen lächelten sich dumm und verlegen an, einige zogen sich heraus. Sie affektierten! Und kein einziger ging auf die Seite, um seine Not zu verrichten, obgleich uns die Helligkeit der Mittagssonne nie daran gehindert hatte, weil wir ja im allgemeinen sehr wenig Keuschheit in uns tragen. Jetzt aber schämte sich jeder, als wären wir nackt überrascht, als wären wir bei etwas ertappt worden.

— „Links halten" — ertönte der neue Befehl.

Denn wiederum starrte uns das große Auge entgegen, in dem wir deutlich das Gitterwerk sahen. Wir schlugen nach links ab und verkrochen uns vor ihm in ein Maisfeld. Doch auch dort sickerte der Glanz ein und die Blätter leckten ihn wie riesige Tierzungen. Und staunend erblickten wir auf der glänzenden Kotscholle das braune Gewürm.

— „Links halten" — erscholl wiederum der Befehl.

Was ist's? Gehen wir wiederum dem Licht entgegen?

Es war wirklich schwer, ihm aus dem Wege zu gehen. Es war ja rechts und links Nacht: schwarze Finsternis, eine dichte Mauer. Der Scheinwerfer schnitt sich einen Weg darin, eine

Digitized by Google

Lichtstraße, den einzigen Ausgang. Aber ein feindlicher Scheinwerfer.

— „Links weichen" . . .

Schwindel erfaßte uns. Sind wir denn hypnotisiert?

Saugt uns denn das Licht auf? Seit Tagen waren wir in Nachtfinsternis marschiert und sollen nun ins erste Licht hereinfallen?

— „Links halten!" — Endlich kamen wir vor den Scheinwerfer an. Es ist nichts passiert. Es war ein eigener Reflektor. Doch wäre es ein feindlicher gewesen, wir wären auch dann hineingerannt, als er vor uns in der sechsstündigen, blinden, schweren, verirrten Finsternis plötzlich aufblitzte. Jetzt verstehe ich auch den Nachtfalter.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Koloman von Lukáts.)

Bestattung

Von Hans Bauer

Auf la fille morte fiel in der Pfingstnacht ein Mann.
Die Sterne haben strahlend auf ihn geschienen
und sahen ihn wie seiner Mutter Augen an.
Vom „toten Mann" her stöhnten berstende Minen.

Des Toten Blut hat die kalte Erde verkühlt.
Dann ist eine Granate an ihm zersprungen
und hat ihn tief in den Boden hineingewühlt.
Millionen Gewehre haben ihm den Salut gesungen.

Aus Gott er kam, zu Gott er nun wieder verschied
und ist ein Deutscher oder ein Franzose gewesen.
Am neuen Morgen sang ein Vogel ein schlichtes Lied.
Da war er wohl schon zum ewigen Leben genesen.

Digitized by Google

Ein Reiniger

In einem Berliner Verlag, den ich nicht nennen will, weil er früher einige durchaus saubere Schriften herausgegeben hat, hat sich dieser Tage ein dilletierender Sitten- und Kunstrichter aus eigener Vollmacht aufgetan. Der merkwürdige Schwärmer scheint ein verunglückter Theologe zu sein, er heißt Albert Espay und hat eine langmächtige Anklageschrift wider Gerhart Hauptmann losgelassen. Gleich auf der ersten Seite wird Herr Houston Stewart Chamberlain zitiert und ein bißchen weiter hinten stellt sich Herr Espay als Billettkontrolleur beim Eingang in den Garten der deutschen Zukunft auf. Gleich nach Frank Wedekind wird Gerhart Hauptmann beim Tore angehalten und Herr Espay ruft ihm zu: „Du bist kein deutscher Dichter! Wenn Du kein anderer bist, darfst Du mit uns nicht hinüber in das neue, bessere Deutschland! Du bist kein treuer Sohn Deines Vaterlandes." (Wörtliches Zitat.) Florian Geyer, Emanuel Quint, das arme Hannele, ja nicht einmal seine drei im Kriege stehenden Söhne können ihm helfen. Der Portier der „Deutschen Zukunft" bleibt unerbittlich! Ja, wenn er eine Einlaßkarte von Herrn Houston Stewart Chamberlain vorweisen könnte! . . .

Es fällt mir nicht ein, auf die einfältigen theoretischen Auseinandersetzungen des Herrn Espay einzugehen. Aber ich möchte durch einige Zitate einmal ein Bild geben, was so ein rabiat gewordener Jünger des Herrn Chamberlain einem deutschen Dichter, dessen Privatleben er natürlich gar nicht kennt, öffentlich nachzusagen wagt:

„Schon 1881 wurde er mit einigen Genossen auf 11 Wochen an der Kunstschule ausgeschlossen." (Wegen Faulheit und schlechten Benehmens?!)

„1884 versuchte er wieder Bildhauer in Rom zu werden. Vielleicht, weil er ernste Mannesarbeit suchte, vielleicht, um in kunsthistorischer Pose imponieren zu können. Diese letztere Vermutung springt einem unwillkürlich auf, wenn man eine Photographie betrachtet, die in den „Schlesischen Heimatbüchern" zur Bewunderung des Jünglings einlädt, der da in der selbstgefälligen Haltung eines Meisters dasitzt und — nichts tut!"

„Weil es mit einem Lebensberufe noch nichts wurde, heiratete der junge Mann! Blickt man zuweilen auf das, was Hauptmann vorher schon herumexperimentiert hat, so fragt man sich unwillkürlich: Er heiratete? — Für wie lange denn?"

„Daß es Hauptmann bei seinem ganzen Schaffen um die Quantität zu tun gewesen ist, daß er, der sich, indem er heiratete, weil sich sonst kein geldbringender Beruf finden lassen wollte und sich scheiden ließ, nachdem er sich mit Hilfe seines Weibes eine literarische Stellung errungen hatte, als kühler Rechner erwies, daß er, sage ich, nicht zum wenigsten Dramen geschrieben hat, um des Erfolges willen, bedarf wohl keiner Frage."

„Schließlich kann man es einem Manne von der inneren Haltlosigkeit Hauptmanns übelnehmen, wenn er die Größe seiner Seele dadurch offenbarte, daß er das Ringen um einen Lebensberuf durch eine Geldheirat beendete . . ."

„Nicht daß der Dichter sich hat scheiden lassen, interessiert uns. Für uns ist es wichtig, festzustellen, daß Hauptmann überhaupt eine Ehe einging, die zur Scheidung führte. Denn eine solche Ehe ist kein Bündnis aus edelster Liebe heraus, sie ist entweder eine Berechnung oder eine Uebereilung."

Digitized by Google

Hauptmann könnte, wenn ihm der freche Unsinn der Mühe wert wäre, den nächsten Injurienrichter anrufen. Für uns Andere aber ist nur die Naivität der Anmaßung interessant, die in dem kleinen Erdenwinkel sprießt, wo Herr H. St. Chamberlain als oberstes Kirchenlicht angebetet wird. Mit einer Aufforderung an Hauptmann, bei Richard Wagner, dem Menschlich-Reinen, resp. bei H. St. Chamberlain in die Schule zu gehen, schließt denn auch die kleine Schmutzschrift, die einen angenehmen Vorgeschmack der Unterhaltungen am Gartentor der „Deutschen Zukunft" geben könnte. Aber vielleicht wird Herr Chamberlain gar nicht Oberinspektor im deutschen Garten und der tapsige Herr Espay nicht einmal Billettkontrolleur?

Stefan Grossmann

Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers

Wir sind im ersten Kriegsjahre etwas allzusehr mit Kriegserinnerungen und Feldpostbriefen überfüttert worden. Jeder begabte Journalist fühlte sich zum Chronisten seiner Kompagnie nicht minder berufen als der dilettierende Reporter. Der Büchermarkt ist übersättigt und das lesende Publikum so übermüdet, daß die gute Sammlung von Joachim Delbrück „Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen" nicht die Beachtung findet, die sie verdient. Mit den peinlichen Romanschmöckern geht da auch leider ein menschlich wie sachlich so sauberes und herzlich frisches Büchlein wie „Die Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers" im großen Wust der Masse unter. Uli Klimsch, der Sohn des bekannten Berliner Bildhauers Fritz Klimsch, ist 1914 als kriegsfreiwilliger Fahnenjunker bei den Gardefüsilieren eingetreten, hat die schweren Kämpfe gegen die Russen mitgemacht und ist am 8. Juni 1915 beim Sturm auf den Zwinin in russische Gefangenschaft geraten. In den paar Monaten, die er im Felde kämpfte, hat er eine hübsche Zahl von Briefen und Postkarten nach Hause geschrieben, die jetzt seine Eltern auf den Rat Gerhart Hauptmanns und andere Freunde bei Paul Cassirer in Berlin als kleines Büchlein herausgeben. Als ein reines Seelendokument der Jugend von 1914 hat das Werkchen eine über den Tag gehende Bedeutung. Gerade weil es so ohne jede literarischen Ansprüche auftritt, in der Schlichtheit und Frische, wie das Erlebnis wiedergegeben ist und in der von jeder Zweckssehnsucht und Effekthascherei freien Fassung der Worte ergreift es uns bis ans Ende. In jugendlich kühner Superlativbegeisterung schreibt Uli Klimsch. Bei ihm ist alles „so wunderbar herrlich" oder „so fürchterlich schauderhaft." Sprunghaft eilt er von einem Extrem ins andere, was ihm gerade einfällt, läßt er „übers Papier" rasen: immer in Eile; im Fluge der Gefühle. Kleine reizende Züge von einer rührenden Menschlichkeit öffnen das Herz des jungen Mannes: „Lieber Papa, ich will abwechselnd schreiben. Einmal an die Mama, einmal an Dich." Oder wie scharf sieht sein unverdorbenes Auge das Leben in Kutur: „Vor der Kommandantur drängen sich die Juden mit ihren Bogennasen, um irgendeine Kleinigkeit bewilligt zu bekommen. Gefangene Russen, die wie verhungerte Stiere aussehen, werden von der Front jeden Tag hier eingeliefert. Deutsche mußten wochenlang arbeiten, um den meterhohen Dreck aus der Stadt zu schaffen. Doch auch jetzt noch stinkt es aus den Läden auf die Straße hinaus von Unrat. Gegen die unsaubere Wirtschaft wird in jedem Haus scharf vorgegangen. Also

Digitized by Google

— diese Ländereien sollen deutsch bleiben. Ich danke, pfui Deubel." Klimsch strategelt nie, berichtet stets hübsch nur von seinen Privaterlebnissen, die uns gerade deshalb so interessieren, weil ein Stück Dichter und Künstler in dem steckt, der sie geschrieben. Er sucht nie nach Worten und trifft doch die charakteristische Form. Seine Prosa ist kräftig und bildhaft, ohne je in ihrer Frische forciert zu wirken. Er hat den Mut, sein Grauen und Entsetzen über das schreckliche Morden und Würgen offen zu bekennen und diese Bekenntnisse schließen in ihrer gedrungenen echten Knappheit jede phrasenhafte Widerrede aus. Professor August Gaul hat das Büchlein des jungen Klimsch, das zum Wertvollsten der ganzen Kriegsliteratur gehört, würdig geschmückt.

Rudolf Karl Goldschmit

Bücher

Dies ist ein Symptom kriegerisch-bewegter Zeiten: daß sie eine Literatur begünstigen, die das Wunderbare, Abenteuerliche und (insbesondere in unserer Zeit) Okkult-Uebersinnliche in mannigfacher Darstellungs- und Gestaltungsform zur Geltung bringt. Die großen Erfolge, die manche Bücher dieser Art, z. B. Gustav Meyrinks „Der Golem" in der letzten Zeit aufzuweisen haben, setzen die Vorliebe für derlei Literatur in starkes Licht. So wird wohl auch dem Romane „Das Mangobaumwunder" von Paul Frank und Leo Perutz eine breite Publikumwirkung beschieden sein. Das (bei A. Langen in München erschienene) Buch handelt von den okkulten Fähigkeiten indischer Fakire und insbesondere von der verborgenen Kraft, organische Wesen in ihrer Ewicklung zu beschleunigen und zurückzurufen. Der Inder, der an einem kraftmännlichen Baron und an seiner niedlichen Tochter dieses Experiment vorgenommen hat, vor der Beendigung des Versuches tödlich erkrankt, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Betroffenen ihre frühere Gestalt nicht mehr werden wiedererlangen können, und daraus ergibt sich ein Problem, das den Roman in spannender, an aufregenden Augenblicken reicher Darstellung löst. Freilich hat das scheinbar sicher gefügte Netz der Tatsachen und Begebenheiten empfindliche Lücken. So ist z. B. nicht zu verstehen, daß die junge Tochter, die von der Verwandlung nichts weiß (der Vater vernichtet alle Spiegel und entfernt die Dienerschaft), daß dieses plötzlich großgewordene Kind nicht an dem Zerspringen der Kleider und den neuen, damenhaften Gewändern die Geschichte merkt. Als Tochter Evas! Immerhin: Das Buch ist eine angenehme Lektüre. Es hat sprachliches Niveau und eine wienerisch-leichte Anmut der Schilderung.

* * *

Romantische Abenteuerstimmung mit tragischem Grundton und ein Begeben, das menschlich aufs tiefste erschüttern, sind auch die Merkmale für Joachim Delbrücks Rahmen-Erzählung „Der Untergang des Postdampfers", die Georg Müller in München in zierlicher Ausstattung veröffentlichte. Angeregt durch die traurigen Begebnisse der „Titanic" und anderer Meeres-Riesen, schuf Delbrück ein Bild von den letzten Augenblicken eines sinkenden Oceandampfers. Er zeigt an mehreren Einzelschicksalen die tragische Bedeutung des gewaltigen Vorganges und weiß das Interesse des Lesers immer aufs neue anzuspornen und zu fesseln, indem er in kurzem, aber keineswegs nur skizzenhaft-oberflächlichem Riß die Bedeutsamkeit der einzeln geschilderten Le-

Digitized by Google

benswege darstellt. All diese, meist recht absonderlichen Schicksale, deren Fäden in den entferntesten Ländern gesponnen und durch die verschiedensten Daseinswege weitergeführt werden, finden nun ihr jähes, unerwartetes Ende in gleicher Stunde. Und in ihrer konzentrierten Zusammenfassung und Gegeneinanderstellung wirken diese Schicksale und ihr Exitus als grandiose Symbolik jener Macht, der alle untertan sind, jenes Zieles, dem aller Wege Wanderer zustreben. Die einzelnen Abschnitte des Buches wirken als Novellen von wundersam feiner Art der Gliederung, als Novellen, deren jede für sich ein Kunstwerk von sorgsam gefeilter Ausgestaltung ist. Delbrück hat seine psychologische Darstellungskraft an den größten epischen Meistern des Moderne geschult, an den Russen. Und er ist damit dieselben Wege gegangen, die vor ihm andere deutsche Dichter mit großem Glücke erwählten: Thomas Mann, ein älterer, Bruno Frank, ein jüngerer Künstler deutscher Prosa.

Richard Riess-München

Harras

(Ein fast wahres Geschichtchen)

Harras war französischer Abstammung. Vielleicht der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, vielleicht aber auch aus reiner Zuneigung zu uns Barbaren hat er sich den Boches angeschlossen. Es hat ihm aber auch immer ganz gut gefallen bei uns. Treu und willig tippelte er mit, wo es auch hinging, vor in Stellung, zurück ins Ruhequartier oder sogar, wenn es sein mußte, auf Patrouille.

Er erfreute sich beim ganzen Bataillon der größten Beliebtheit und Hochachtung und genoß viele Vorrechte.

Aber, wie es so manchem unter uns ging, so erging es eines schönen Tages auch unserem lieben Freund Harras. Er fühlte sich recht unwohl, schlich mit bitterer Miene herum und konnte an dem Schützengrabenleben keine Freude mehr finden.

Er beschloß deshalb, sich bei der nächsten Gelegenheit zu „drücken".

Die Gelegenheit bot sich gar schnell. Ein Offizier wurde verwundet und lautlos schloß sich Harras dem Rücktransport des Verwundeten an.

Zunächst kam er nun in ein Feldlazarett. Mit der ihm angeborenen welschen Tücke gelang es ihm, auch hier rasch sich allgemein beliebt zu machen. Als Freund der Aerzte und Verwundeten hatte er es natürlich nicht schlecht hier. Die Lazarettkost schmeckte ihm vorzüglich und auch sein Wohlbefinden war besser geworden.

Als aber der verwundete Offizier soweit hergestellt war, daß er in ein Heimatlazarett überführt werden konnte, mußte auch Harras an seine Entlassung aus dem Feldlazarett glauben.

Mit einem Verwundetenzug machte Harras nun seine große Reise nach Deutschland. Sein Herr wurde in einem süddeutschen Städtchen von Sanitätern empfangen und in ein sehr vornehmes Privatlazarett geführt. Ohne lange zu überlegen, schloß sich Harras auch hier dem Transport an.

Zum erstenmale in Deutschland, gefiel es ihm hier auch gar nicht übel. Ueberall schmuste er sich natürlich wieder an. Im Lazarett spielte er den Freund der Soldaten, auf der Straße war er der ausgesprochene Liebling der Kinder und in der Küche poussierte er mit gutem Erfolg die alte Köchin.

Nach einigen Wochen war es aber auch hier aus mit der Herrlichkeit. Der Offizier wurde als geheilt aus dem Lazarett entlassen und mit diesem mußte auch Harras scheiden.

Digitized by Google

Beide kamen nun zum Ersatzbataillon. Während aber der Offizier felddienstfähig geschrieben wurde und bald wieder ins Feld zog, blieb Harras vorläufig garnisondienstfähig und drückte sich zunächst herrenlos in der Garnison herum.

Eines Tages geriet er aber dem gestrengen Herrn Bataillonskommandeur in die Hände, der ihn einer scharfen Musterung unterzog, an ihm Gefallen fand und ihn zu sich nahm.

Nun kehrten bei Harras die schönen Tage wieder ein.

Im Bataillonsgeschäftszimmer, auf der Straße, in Gesellschaft, kurzum überall war eben unser Freund Harras wieder der Liebling. Am beliebtesten aber war Harras bei den Bataillonsordonnanzen. Wenn nämlich der Herr Major keine Zeit hatte, seinen Harras spazieren zu führen, so mußte dies einer der Ordonnanzen machen, wobei dann jedesmal ein Trinkgeld von mindestens fünfzig Pfennig, meist aber sogar eine ganze Mark abfiel.

Lange Zeit machte Harras also auf seine Art Garnisondienst. Als aber auch sein neuer Herr, der Herr Major ins Feld rückte, hielt es ihn auch nicht mehr länger in der Garnison. Und unser getreuer Gebirgsjägerhund Harras rückte eben auch, wie so mancher von uns, zum zweitenmale ins Feld.

Stefan Wangart, Kriegsfreiwilliger

Eine Berichtigung

Eduard Fuchs (Zehlendorf) schreibt uns:

Sehr geehrter Herr Kollege!

In Ihrer liebenswürdigen Besprechung des ersten Bandes meines Buches über den Weltkrieg in der Karikatur (Heft 29 des März vom 22. Juli) schreiben Sie, um die von mir geübte Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung zu kritisieren: „Ich will hier ja gar nichts gegen die materialistische Geschichtsauffassung sagen, aber Fuchs hat sich das ein Bißchen leicht gemacht, wenn er neben Mehring die Publizisten aus zweiter und dritter Hand wie den guten Bildungs-Schulz zu seinen Kronzeugen wählt.“ Gestatten Sie mir, daß ich Sie auf einen kleinen, aber für die Beurteilung meiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit nicht ganz nebensächlichen Irrtum aufmerksam mache: Sie verwechseln Hugo Schulz, den Verfasser einer großen Kriegsgeschichte und zahlreicher militär- und kriegsgeschichtlicher Studien, d. h. den sogenannten Kriegs-Schulz, mit dem limonadenehrlichen Heinrich Schulz, dem Bildungs-Schulz. Entschuldigen Sie übrigens, daß ich einen Mann mit einem so ominösen Namen zitierte, aber ich glaubte, es wagen zu können, da die allgemeine Meinung, und vor allem die Mehrings, bis heute dahin geht, daß dieser Hugo Schulz neben Delbrück, so ungefähr der einzige in Deutschland ist, der wirklich vom Krieg und seinen Zusammenhängen etwas versteht.

Ich bitte Sie um die Aufnahme dieser Richtigstellung, da Sie dreimal im Rechte wären, wenn ich mich solcher Autoritäten, wie der des Bildungs-Schulz bedient hätte.

Eduard Fuchs

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Resolutionen und Petitionen

Von Theodor Heuß

Der Krieg, so schrieb man etwa, schafft ein Geschlecht von Handelnden. Der Worte sind genug gewechselt .... Die politische Alltagstechnik der Versammlungsbeschlüsse und Unterschriftensammlungen fiel im Kurs, Meinungen galten nicht mehr viel, die Tat und die Tatsache entscheiden.

Es scheint, daß die Zeit gesammelter Sachlichkeit bereits ihrem Ende zugeht.

Wir sind jetzt glücklich wieder so weit, daß man Petitionen sammelt. Schäfer und Fuhrmann hatten damit angefangen, als sie in diesem Vorfrühling die Gäste der Berliner Vorortswirtschaften und sonst wen um ihre Meinung über den Unterseebootskrieg befrugen. Mit der Ziffer der Unterschriften stellten sie sich als Volksmeinung vor. Die Sozialdemokratie antwortet, ein wenig verspätet, darauf, indem sie die Bevölkerung einlädt, an ihren Zeitungsschaltern einzuzeichnen, daß man für einen anständigen Frieden ohne Annexionen sei. Hat das alles einen Sinn?

Der papierene Friedensfeldzug der Sozialdemokratie läuft technisch wenigstens in der gewohnten Denkrichtung. Eine gewisse Massenhaftigkeit soll das Solidaritätsbewußtsein stärken. Daß das irgendwelches Gewicht für die Kriegsdauer und Friedensentscheidung habe, werden weder Scheidemann noch Ebert glauben. Vielleicht soll es der Internationalen die Ankündigung sein, daß die deutsche Sozialdemokratie keineswegs dem Imperialismus verfallen sei, und daß sie sich, vor der Regierung und den anderen Parteien, offen ein Geständnis gestatten könne, wie es etwa in Frankreich gegenwärtig schlechterdings undenkbar ist. In der Hauptsache aber ist es ein Vorgang parteitaktischer Natur:

Digitized by Google

die Mehrheit wird sich auf ihn berufen, wenn sie sich seiner Zeit mit der Minderheit auseinanderzusetzen hat. Die radikalen Braunschweiger verstehen die Sache wenigstens so, machen ihre Witze und beschließen, sich um die ganze Geschichte nicht zu kümmern. Daß diese Petition, was immer dabei herauskommt, auf das Ausland einen sehr großen Eindruck machen wird, ist nicht anzunehmen; vielleicht werden einige merken, daß es ein Zeichen der deutschen Stärke ist, daß man in aller Ruhe so den Friedenswunsch vertreten darf. Dieser ist ja überdies keine sozialdemokratische Eigentümlichkeit.

Man wird zunächst erstaunlicher finden können, daß die „Gegenseite" mit den Mitteln der primitiven Massenpropaganda und Massensuggestion arbeitet. Nach ihrer Auffassung von monarchischer Selbstbestimmung und unabhängiger Entschlußkraft eines verantwortlichen Staatsmanns müßte sie eigentlich für die Regierung ein bißchen Verachtung haben, die sich von — ihren eigenen Papierfaszikeln voll Namen in der Richtung des gewählten Weges irgendwie stören ließe. Dies ist ein logischer Bruch in diesem Denksystem. Man klagt über Schwäche, weil man einen immerhin kräftigen Eigenwillen spürt.

Resolutionen und Petitionen, Konferenzen und Audienzen — in den „politischen" Kreisen von Berlin, München, vom Rheinland muß eine höchst interessante Atmosphäre herrschen. Jeder gehört zu irgend einem Ausschuß, erhält geheimnisvolles Material, trifft sich bei streng vertraulichen Aussprachen, wird aufgeklärt und unterrichtet, Professoren und Doktoren, kurz, die „Intellektuellen" sind auf dem Marsch, alle Handlanger der Weltgeschichte, und wir armen Kerle in der Provinz sitzen da, nach Weisheit dürstend, der eine oder andere hat den Kapp oder den Junius alter ins Haus geschickt bekommen und fühlt sich damit dem Zentrum der Geschehnisse näher — ich weiß von einem recht „nationalen" Mann, der sehr verstimmt ist, daß man ihm, dem zahlenden Mitglied aller vorhandenen Verbände, nicht in den inneren Zirkel der Wissenden wählte. Wir sehen, wie

Digitized by Google

es in den Leitartikeln der Parteizeitungen hin und her wetterleuchtet — es ist das alte Magnesium. Nur daß die Parteilichter ein bißchen unsicher geworden sind — denn Konservative, Freikonservative, Zentrum, Nationalliberale, Fortschrittler sind mit ausgleichender Gerechtigkeit so ziemlich auf alle Meinungssysteme verteilt. Wenn auch gewiß bei einigen Berufsparteimännern taktische innerpolitische Fragen stark einwirken, so wäre es doch unrichtig, das Parteimäßige stark betonen zu wollen. Es sind viel Neuorientierungen der Temperamente, leidenschaftliche Sorgen neben ungewissen Stimmungen, Gschaftlhuberei neben lebendigstem Verantwortungsgefühl.

Wiewohl uns dieses anonyme Broschürenverschicken häßlich genug erscheint und ein paar der Vordergrundsfiguren in dem politischen Dämmerungsspiel dieses Sommers uns ganz und gar nicht gefallen, nehmen wir die Sache nicht allzu tragisch. Es geht vorüber. Es ist mit die Wirkung einer gewissen Nervosität, daß die letzten Schlachtenmonate keine deutlich auf einen Abschluß zielende Beeinflussung der Kriegslage gebracht haben. Da entsteht dort, wo ein etwas unsachliches Kraftgefühl sich in seinen stolzen Berechnungen und Ankündigungen getäuscht sieht, das vorwurfsvolle: Ja wenn . . . Aber z. B. wenn auch noch 500000 Tonnen mehr im April und Mai versenkt worden wären, am 3. Juni wäre doch die russische Offensive gekommen und bis über Brody und Stanislau gedrungen.

Was uns aber manchmal bedrückt, ist dies: wir sagten und hörten früher, das Geschlecht der Schützengrabenkämpfer, der Frontsoldaten wird das neue Deutschland schaffen. Das war so gesprochen vielleicht manchmal nur eine etwas poetische Huldigung an die Tapferkeit und Opferkraft der draußen — denn das ganze Volk ist dazu berufen. Wenn man den innecen Betrieb aber jetzt sieht, meint man, es sei Arbeitsteilung eingetreten: während die vorne kämpfen, wird die Sache hinten geregelt. Und in Petitionen, Resolutionen, Konferenzen, Audienzen werden die Wünsche und Aufträge nach vorne gegeben.

Digitized by Google

Wie muß das auf den Soldaten wirken, der seine Zeitung liest und während des Trommelfeuers erfährt, was er alles noch erobern muß und welcherlei Produktionsinteressen er noch abrunden muß? Und dann auch in geheimnisvollen Andeutungen liest, der Krieg könnte schon längst zu Ende sein, wenn .... es gibt Kriegsmittel, deren rücksichtslose Anwendung .... Ich weiß nicht, ob die geschätzten Verfasser zahlreicher höchst entschiedener Resolutionen sich diese Zusammenhänge klar machen. Sie erzählen dem Mann, der schweigend seine Pflicht tut, Möglichkeiten, die sie selber, ältere Justizräte, Hygieniker, Psychiater und Nationalökonomen sachlich gar nicht übersehen können, und erwarten, daß er sich dann noch ihrer Anerkennung freue, die ihm, je schöner sie stilisiert wurde, desto gleichgiltiger ist.

Wir richten an den Gegner von Zeit zu Zeit die Aufforderung, er solle seine Stimmung und Gesinnung auf die Kriegstatsachen einstellen. Das war bisher vergeblich; so müssen wir den Tag der Einsicht heranzwingen. Inzwischen sollen wir uns in diesem Tatsachensinn selber festigen, um zu begreifen, daß in den militärischen, wirtschaftlichen und politischen Machtverhältnissen und nicht in imperialistischen oder pazifistischen Spekulationen die Voraussetzungen festgelegt sind, an die allein die große Rechnung des Friedens anknüpfen kann.

Franz Werfel

Von Julius Bab

Von den jungen Leuten, die seit einem Jahrfünft bestrebt sind, durch sehr geräuschvolle Gemeinschaftsbildung eine neue Aera der deutschen Literatur einzuleiten, verdient zweifellos Franz Werfel die ernsteste Beachtung. Nicht weil ein neues Programm oder neuer Stil bei ihm besonders deutlich würde, sondern einfach, weil er im Gegensatz zu seinen meisten Mitstrebenden ein echtes Talent ist. Mit dem „Programm“ ist es ja stets und diesmal besonders eine bedenkliche Sache. Im Grunde eint diese jüngste Generation nichts als das Gefühl, daß wir im Anfang des Jahrhunderts allerdings wieder

Digitized by Google

im Beginn eines neuen Epigonenzeitalters schienen; daß die großen und frischen Kräfte, die mit der naturalistischen Bewegung eingesetzt und namentlich in der Lyrik durch eine erstaunliche Anzahl ganz selbständiger Begabungen die deutsche Dichtung zu einer wirklichen Höhe geführt hatten, abzusterben begannen. Nachdem das große, aber keineswegs elementare Talent von Rainer Maria Rilke noch einmal die wichtigsten Kräfte der großen lyrischen Epoche von Liliencron, Dehmel, George, Mombert und Hofmannsthal zusammengefaßt hatte, geschah eine Reihe von Jahren hindurch in der deutschen Lyrik (und in den anderen dichterischen Gebieten auch kaum) nichts wesentlich neues mehr. Die Epigonen hatten das Wort. Da entwickelten die Jungen mit Beginn des zweiten Jahrzehnts den begreiflichen, aber gefährlichen Wunsch neu und anders zu sein. Gefährlich, denn in der Kunst wird alles, was mehr aus bewußtem Willen als aus blutsmäßiger Notwendigkeit kommt, zur Willkür — statt der Originalität entsteht die Verrenkung. Verrenkt, krampfhaft, naturlos waren denn auch die neuen Produkte vielfach im reichsten Maße. Außer dem Willen, sich zu unterscheiden, anders und besonders zu sein, gab es auch kaum eine echte Gemeinschaft zwischen dieser Jugend, die bald die Rückkehr eines neuen extremen Naturalismus zu bringen schien, sich in brutalen Impressionen auflösend; bald kokette Rückkehr zu zierlich altmodischen Formen pflog; bald zynischer Subjektivismus propagierte; bald pathetische Moralität. Selten war nur bei alledem das eigentliche Talent, — die Fähigkeit Wirkliches, Sinnliches mit soviel innerlicher Gewalt zu erleben, es so sehr als Symbol übersinnlicher Zusammenhänge zu empfinden, daß Klänge und Bilder entstehen, die auch uns diesen Weg vom Wirklichen ins Mehr als Wirkliche erleben lassen. Solch ein Talent aber besaß Franz Werfel. Er führte sich nicht eigentlich als ein Originalgenie ein; vom Einfluß vieler älterer Meister abgesehen, war Rilkes Anregung bei ihm deutlich genug zu spüren, aber er hatte jene Wärme des Erlebens, in der jeder fremde Einfluß eingeschmolzen wird zum Bestandteil eines neuen persönlichen Wesens, er hatte eine echte kraftzeugende Leidenschaft geistiger Welteroberung in sich. Er war ein Dichter.

Dank der ganz ungewöhnlichen und lobenswerten Energie seines Verlages Curt Wolff (dessen entschlossene Organisationskraft noch beinah die solideste Gemeinschaft dieser jungen Generation ausmacht) und dank eines neuerlichen Bühnenerfolges ist der Name Werfels im heutigen Deutschland bereits einigermaßen bekannt. Dieser Bühnenerfolg wurde von Werfel durch die Bearbeitung der „Troerinnen" des Euripides errungen. Zweifellos kann auch diese Arbeit von der seelischen Leidenschaft und sprachlichen Kraft Franz Werfels einen bedeutenden Begriff geben. Indessen ist hier der Anteil des alten und des neuen Dichters so schwer ineinander verstrickt, der Erfolg dieser großen,

Digitized by Google

völlig spannungslosen Klage der Kriegsnot so sehr vom rein aktuellen Interesse bedingt, und das Dramatische so weit von jener Kraft entfernt, die bisher als Zentrum der Werfelschen Kunst sichtbar ward, daß man besser tut, diesen jüngsten und bisher lautesten Erfolg des Dichters bei der Betrachtung seines Wesens außer Ansatz zu lassen. Sehr viel wichtiger ist sein kurz vorher erschienenes Gedichtbuch „Einander". Das dritte Buch, das uns bisher den Lyriker Franz Werfel repräsentiert.

Das erste hieß „Der Weltfreund". Es war ganz gewiß kein alltägliches Buch, aber man konnte ihm noch einigermaßen mit Mißtrauen gegenüberstehen. Es überschwemmte die ganz kleinen Dinge des Alltags, den alten Kinderanzug und das Schaukelpferd, den Blumentopf und die grüne Lampe, die Sonntagsspaziergänger und die Kurkapelle mit einer solchen Flut kindlicher Gerührtheit, mit einer so verständigen Andacht, daß man gegenüber diesen allzu harmlos, gar zu einfältig gesetzten Worten nicht recht weiß, ob hier ein inneres Bedürfnis vorliegt, oder die kokette Nachahmung des deutschen Empfindsamkeitsstils vom alten Brockes, der dem „irdischen Vergnügen in Gott" so ausgiebig nachging, bis zum großen deutschen Hauspoeten Matthias Claudius. Wahrscheinlich war beides der Fall. Die Uebersättigung der Neuromantik mit den raffiniertesten Lebensformen hatte schon mehrfach zu einer Sehnsucht nach dem Einfachen geführt, die sich zunächst nur wieder im Aufgreifen anderer, älterer literarischer Vorbilder äußerte. Daß aber in Werfels naiven, bürgerlichen Empfindsamkeiten, in seinem altväterischen Lob der Tugend, Sanftmut und Güte zumal, doch ein starkes, ursprüngliches Gefühl am Werke war, das ließen die letzten Gedichte, die den Weltfreund durch gute Taten einem reinen Glücksgefühl zuschreitend zeigen, doch erhoffen; in den Stil breiter, gerührter Schilderung drang hier doch ein stärkerer, aufgewühlterer, notwendiger, fortreißender Ton.

Diese Hoffnung war dann aufs Allerschönste bestätigt durch Werfels zweites Buch „Wir sind". Eine echte große Dichterfrömmigkeit singt hier von der schmerzlichen Seligkeit des Daseins und gestaltet das schrankenstürzende und erst dadurch wahrhaftes Erleben spendende Gefühl der echten Güte und Weltfreundschaft. Tief von innen her blühen hier eigene Worte und Bilder auf, freie Rhythmen weiten den Strom des eigenen Gefühls sicher hin, mächtige Reime schlingen schwere Bänder. — Der seltsam uniformierte Portier, der sich dem Knaben geheimnisvoll verklärte, wächst wirklich zu einem Ebenbild Gottes empor; das Kätzchen, das in der Mondnacht versehentlich gestoßen faucht, löst das Gefühl aller schmerzlichen trennenden Weltfeindschaft aus; die alte Frau, die bei Tisch bedient, bringt in die leere Lüge der Gesellschaft den großen Frieden, das Glück der Güte und Treue; die Sängerin, die im Theaterskandal zusammenbricht, wird in der Genialität des Leids zur Heiligen,

Digitized by Google

und in einer ganz lyrischen Ballade von Vater und Sohn wird die Schöpfungssage der Kroniden zu einem so ganz persönlichen Erlebnis der „trennenden Feindschaft der geschiedenen Lebensalter" und „der grenzenlosen Rührung", vor der „der Raum stürzt", daß man an Goethes Prometheus und Ganymed gemahnt wird. Und angesichts des überwältigenden Reichtums an mächtig klaren Bildern und tief aufrauschenden Klängen hält Werfels Gedicht sogar diesem kühnsten Vergleich stand. In dem letzten Gedicht des Buches, das das Leitwort „Wir sind" herausschreit, sind all die kleinen, treuen Lebensmomente des Weltfreunds in den Wirbel einer so großen Leidenschaft gerissen, daß sie nun erst symbolische, Welt aufschließende Kraft gewinnen und eine wirklich fortreißende Hymne von echt religiöser Kraft entsteht:

Und wenn ich erst zerstreut bin in den Wind,
In jedem Ding bestehend, ja im Rauche,
Dann lodre auf, Gott, aus dem Dornenstrauche,
(Ich bin dein Kind.)
Du auch, Wort, praßle auf, das ich in Ahnung brauche!
Geuß unverzehrbar dich durchs All: Wir sind!

Aber künstlerisch will es fast noch mehr bedeuten, daß diesem Dichter ein ganz reines, schlichtes Lied gelingt, das mit allen Kräften seiner Persönlichkeit neu gerüstet, sich doch wie altvertraute Weise in unser Blut schmeichelt:

Daß einmal mein dies Leben war,
Daß in ihm jene Kiefern standen
Und Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Daß ich in Wäldern aufschrie sonderbar.
Daß einmal mein dies Leben war!

Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden,
Was trug der Fluß mit Schilf und Wolk' davon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton,
Von Ruderbooten, wie sie lachend landen,
Wo Ufer schlafend sich vorüberwanden.

Wo bin ich — und ich höre noch den Ton
Von Equipagen, dicht im Kies verfahren,
Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Worte — doch wo sind sie schon?
Wo bin ich — und ich höre noch den Ton?

Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Atem einer breiten Schar.
Und mein war ein Gefühl von Gang und Haaren.
O Ewigkeit! — Und werd' ich es bewahren,
Daß einmal mein dies Leben war!

Hier sind die scharf gefaßten engen Impressionen des Alltags von einer träumenden Melancholie geweitet zur Kraft allumfassender Sinnbilder, und

Digitized by Google

ihr in den gleichsam abgeblendeten Worten nur aufzuckendes Bild ist von einem großen Gefühl in eine Klangwelle gesetzt, deren Bewegung uns schon in sich das Wesen dieses schönen, hoffnungslos flüchtigen Daseins vermittelt. So entsteht das seltenste, reinste aller lyrischen Gedichte, ein Lied. — Mit diesem Buche „Wir sind" war Werfel schon vielmehr als eine Hoffnung, war ein köstlicher Besitz unserer Dichtung.

Aber sein drittes, sein neues Buch „Einander" — das möchte ich fast eine Befürchtung nennen. Obwohl es gewiß kein unbedeutendes und gleichgültiges Werk ist und im bestimmten Sinne sogar eine Entwicklung, einen Fortschritt Werfels bedeutet. — Nur liegt diese Entwicklung einstweilen nicht im Künstlerischen. Sie liegt im Bewußtsein, und das ist die Gefahr. Denn Erkenntnis ist nur mit der Wurzel Leidenschaft, nicht mit der Frucht Begriff der Kunst günstig. Nur ein unzerdachtes Erlebnis kann Gedicht werden. Wer seinen Trieb und sein Gefühl zu klar begreift, gerät in die Gefahr, statt eines künstlerischen Ergusses eine theoretische Abhandlung zu bieten. Diese Gefahr ist in unserer Zeit, der Zeit der allzuwachen, allzuschnellen Intelligenzen, die allerhäufigste. Sie hat schon viele junge Begabungen nach kurzer Blüte untergraben, wenn nicht im Keim erstickt. Und ich muß leider sagen, daß ich in Werfels neuestem Buche etwas von dieser Gefahr spüre. Es ist allerdings leicht genug zu verstehen, daß die Ereignisse der letzten Zeit Werfels inneres Wesen zu einer schmerzlich scharfen Bewußtheit getrieben haben. „Feindschaft ist unzulänglich", so erklang sein „Lebenslied" im Buche „Wir sind". Nur „grenzenloses Lieben" entwickelt ihm dort echtes Weltgefühl. Und nun muß er die furchtbarste Form der Feindschaft erleben, die die Geschichte je gekannt hat: den völkerabschließenden, tödlich verhetzenden Krieg und alle Greuel blutiger Zerstörung. Daß er nicht, wie mancher andere, eine bequeme Selbstumstellung vornimmt, sondern mit innerster Kraft dieser Zeit des Hasses abzusagen wagt, das macht ihm nur Ehre; und wenn er in zornbebenden Gedichten dem Krieg und jedem Kultus des Krieges absagt, so möchte ich es auch nicht bedauern, wenn er in der schrankenlosen Verdammung alles Kriegerischen, in der Nichtachtung der im Zerstören doch wieder aufbauenden Kräfte zu weit geht: ein Gegengewicht gegen die skrupellosen Verherrlicher des ungeheuren Zerstörers, gegen die allzu gefälligen geistigen Lobredner des ganz Gewaltsamen kann nicht schaden. Aber nicht diese besondere aktuelle Auseinandersetzung ist es, die mich bedenklich macht; in ihr, durch sie hat Werfels Bewußtsein die traurige Schärfung gewonnen, die sein Lied jetzt allzu sehr der Predigt annähert. Die reinsten Stücke des neuen Bandes haben einen ganz didaktischen Charakter. „Lächeln, atmen, schreiten" verkündet das erste Gedicht als die mitzufühlende und alles erst adelnde Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Und das zweite Gedicht fügt als wichtigstes Krite-

Digitized by Google

rium der „hohen Gemeinschaft" den „Adel des Leids" hinzu, an dem alle Lebendigen Anteil haben. Als der wahre Held der Welt wird der „gute Mensch" verherrlicht — „sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne." — Und das edle, sprachlich gefüllte Pathos dieser Lehrgedichte, die so mutig unlängst noch verachtete Tugendbegriffe wieder einsetzen, ist in sich schön und bedeutend. Leider zeigt sich aber, daß diese klare Ausprägung seines geistigen Willens mindestens augenblicklich die sinnliche Gestaltungskraft Werfels geschwächt hat. Wo Werfel über den reinen Ideenvortrag wieder in das lebendige Bild hineinlangen möchte, vollzieht sich der Aufschwung vom kleinen Wirklichkeitsausschnitt zur ewigen Gefühlsbedeutung nicht mehr so rein wie im Bande „Wir sind". Zuweilen, wenn der Dichter einen realen Kaffeehausbetrieb, dadurch, daß eine schwarze Dame zu weinen beginnt, plötzlich ins Methaphysische rücken will, entsteht sogar die Gefahr einer unbeabsichtigt grotesken Wirkung. Die Absicht rückt hier Gegensätze allzu bewußt und deutlich zusammen; die naive Musik, mit der sich der Portier zum Gott, das fauchende Kätzchen zum Teufel, die skandalierte Sängerin zur Heiligen hinüberspielte, fehlt. Werfel greift zum Ueberfluß sogar Themen des früheren Bandes wieder auf, um sie unendlich viel trockener, klarer, poesieloser zu geben. Von den „alten Dienstboten" wird das geistige Prinzip deutlich genug abgeleitet:

Gepriesenes Leben. Dienst! Mit abgeschundenen Händen,
Sich irdisch tilgend, himmlisch zu vollenden! —

aber wieviel bezwingender war im ersten Bande die unausgesprochene Heiligkeit gestaltet der Alten, die „lächelnd mit der Schüssel" eintritt. Auch das große Thema von „Vater und Sohn" in der Kronidenmythe erscheint noch einmal; aber die hinreißende Lyrik des früheren Gedichtes ist in scharf bewußte, geistreich rhetorische Prägung gewandelt. Das Bewußtsein läßt Leib und Seele nicht mehr in natürlicher Unschuld zueinander kommen. Sie werden scharf neben einander gesetzt, und da empfindliche Lücken bleiben, soll das einzelne Wort, die möglichst sinnliche Sprachbehandlung darüber hinwegtäuschen. Werfels ursprüngliche Dichterkraft, seine Fähigkeit der Sprache das Abstrakte zu nehmen, jedem Wort, jeder Wendung sinnliche Gegenwart, zwingenden Phantasiezauber zu verschaffen, übersteigt sich nun nicht selten in ein angestrengtes und anstrengendes, über den Zweck hinaus phantastisch belastetes Barock der Sprache. (Auch seine in vielem so schöne und starke Euripides-Uebersetzung leidet an solchen Maßlosigkeiten.) Dies barocke Ueberwuchern des sinnlichen Details über den seelischen Zweck des Kunstwerks ist ja überhaupt die charakteristische Gefahr aller zeitgenössischen Kunst. Sie kommt immer wieder (wie jedes Barock) aus der Not: einem im Grunde unsinnlichen, intellektuellen Erlebnis nachträglich eine sinnliche Form zu verschaffen, — als Kunstwerk erscheinen zu lassen, was seiner Natur nach nur Lehre oder Predigt

Digitized by Google

sein könnte, — mit Einzelheiten zu geben, was als Ganzes nicht gegeben werden kann. Daß ein Talent wie Werfel, das von einem so bedeutenden Schatz unmittelbarer Anschauung gespeist schien, gleichfalls bereits von dieser Gefahr bedroht scheint, das könnte traurige Gedanken über die Schwäche, die Kurzatmigkeit der eigentlich künstlerischen Kraft in diesem ganzen Geschlecht erwecken.

Indessen ist bis jetzt nur zur Befürchtung, nicht zur Verzweiflung Grund. Sehr wohl wäre zu denken, daß dieser Zustand des übermächtigen, künstlerisch lähmenden Bewußtseins einmal nur als notwendiges Durchgangsstadium in der Entwicklung eines Künstlers erscheinen wird, der erst im geklärten und gefestigten Besitz seiner Wahrheiten mit neuer Unschuld sich dem Leben wird hingeben können, um reine Kunstwerke gesteigerter Art zu schaffen. Daß die künstlerische Kraft in Werfel keineswegs erloschen ist, dafür gibt es immerhin auch in dem neuesten Bande viele schöne Beweise. Das Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses, in dem die Stimme im Garten von dem Erlösung suchenden Adam selber Erlösung heischt, ist nicht nur tiefsinnig gedacht, sondern auch künstlerisch groß erfunden. Und Zeilen wie: „Des Todes Flieder hängt wild über die Stirn" oder „mit müden Straßenbäumen bin ich weggeglitten" oder „ein Herz stürzte zusammen zum Lied" findet doch nur ein wirklicher Dichter". Und das „Mondlied eines Mädchens", das so unheimlich und so schön die Seele ins All hinauslöst, ist noch den besten Stücken des früheren Bandes ebenbürtig:

Für alle muß ich mich sorgen,
Mein Schlaf ist gläsern und schwebt ...
Ich horche, wie in den Morgen
Der Atem von allen sich hebt.

Im Fenster wehn Bäume zerrissen,
Viel Himmel sind windig in Ruh.
Ich decke mit meinen Kissen
Die frierenden Welten zu.

Wenn solche Macht des Gesanges sich von dem eiligen Eifer predigender Bewußtheit wieder befreit, dann wird der Dichter Werfel wieder sein, was er war. Franz Werfel, der unserer Kunst schon einmal ein sicherer Besitz schien, ist wieder nur, aber immerhin noch eine große Hoffnung.

Digitized by Google

Jenseits des Blutstroms

Von Isolde Kurz

„Wir Feinde? Nimmermehr! Was auch geschehe,
Nie, nie verlernts die Seele dich zu lieben!"
— O seid gesegnet, die ihr mein geblieben,
Und segnet mich! So lang die Tage rollen,
Soll keiner doch Getrenntes mehr vereinen.
Ein Strom ergießt sich bis zum Rand geschwollen
Von Blut und Schlamm: die Hand reicht nicht hinüber.
Was könnten wir uns je noch sagen wollen?
Wo gäbs ein Wort, in dem nicht Dolche lauern?
Muß nicht die stumme Träne selbst verklagen?
Das schwarze Kleid: „Sieh meine Wunde!" sagen,
„Sie heilt nicht mehr. Das taten mir die deinen."
Ihr Freunde, die ihr jenseits wohnt vom Strome,
Ich trügs nicht, säh' ich euer Leid und Grollen,
Ich segn' und lass' euch alle. Bis auf Einen.

Denn eine Treue gibt es, der auf Erden
Kein Wandel droht. Sie wohnt in solchem Glanze,
Der Haß der Völker kann sie nicht gefährden.
Dort auf hesperischem Grunde, wo mein Leben
In Blüte stand, wo meine Gräber schweigen,
Im Land des Treubruchs wächst die Wunderblume.
Mein Freund, der von des Lebens Stunden keine
Mir je getrübt und tausende vergoldet,
Von andrer, leichtrer Art als deutsche Treue,
Doch immer neu und blühend ist die deine.
In Grazienhände war die Kunst gegeben,
Aus Sonnenstaub und dunklen Schicksalsfäden
Ein Band, ein unzerreißliches, zu weben.
Du halfst in Jahren schwer von Leid und Süße
Ein Flämmchen mir ein sterbendes bewahren,
Den heiligen Schlag des Mutterherzens hüten.
Mir zu vergüten, was ich Leids erfahren,
Wie streutest du mit Blumen mir die Wege.

Digitized by Google

Wo immer sich die Kluft vor mir gespalten,
Da stand der Freund, mich bei der Hand zu halten.

Doch unentrinnbar ist des Dämons Wille.
Krieg heischt er, Krieg! Wohin das Aug sich wende,
Da stiert das Ende, gähnt der Höllenschlund.
Wir müssens schauen, wie im irren Mute
Dein Volk sich stürzt zum grausen Würfelspiele,
Und jede Kugel, die da fliegt zum Ziele,
Sie lechzt nach meinem oder deinem Blute.
Die blaue Meerflut, die wir oft durchschnitten,
In unsrer Ruder gleichen Takt versunken,
Wenn du mein Bruder in der Abendstille
Dein voga, voga! sangst, von Schönheit trunken,
Dort lauern Todesfallen ohn' Erbarmung.
Es tobt um unsre alten Dolomiten,
Auf Gletschern, die von unsrem Jubel schollen,
Der Mordkampf, wo in gräßlicher Umarmung
Die Meinen und die Deinen talwärts rollen.
Kein Fußbreit, wo sich Welsch und Deutsch nicht würge.

Doch unsre Treue dauert als ein Bürge
Für bessere Zeit. Wir wissen nichts vom Hassen.
Dein Ohr ist fern vom Lärm des Zeitenwahns,
Gewohnt dem immer gleichen Sang zu lauschen
Vom Werden und Vergeh'n, der Stimme Pans.
Sohn der Natur, mir ist, ich hör dich sprechen:
Die alte Erde, sprichst du, liegt in Krämpfen,
Messina fiel, das war das erste Zeichen.
Die Kräfte, die sich fassen, grimmig kämpfen,
Das sind nicht Menschen, es sind Feuermassen,
Die unterirdische Wut trieb sie nach oben.
Wenn wir auf den erkalteten Lavadecken
Einst stehen und wie sonst die Hand uns reichen,
Dann wird kein Wort uns und kein Schweigen schrecken,
Das Herz wird sprechen: Sieh, wir sind die Gleichen.
Indessen laß den Urweltgraus vertoben,
Wie du den Deinen treu bist, bleib ichs dir
Und will dein Haus und deine Gräber schirmen. —

Digitized by Google

Mein Haus! Mein Haus am Meer! Auch heute türmen
Die Marmoralpen schimmernde Kastelle
In deinem Rücken auf und draußen breitet
Sich tiefblau, endlos, die Tyrrhenerwelle.
Du träumst den Segeln nach, die ferne streichen,
Und an den Zauberinseln hängt dein Blick,
Die mein Erinnern Tag und Nacht umflügelt.
Es kann der Wunsch, wie glühend er sie male,
Die Schönheit die lebendige nicht erreichen.
Dort über Serravezza flammt im Stein
Durch all das Weiß die offene rote Wunde,
Und Wälder legen kühlend sich hinein.
Doch in der Berge weißen Flanken schläft
Die ungeborene Welt der Kunst und oftmals
Am Abend rötet wie von innerer Glut
Sich das Gestein, als rief' es ungeduldig:
Es sinkt der Tag und wir sind unerlöst!
Glückseliger Strand, Gestade der Entrückten,
Schön wie der Ort, wo frei von irdischer Schwere
Die Helden und die Liebenden sich finden,
Wo fern der Zeit Achill und Helena
Im Schein versäumten Erdenglücks sich sonnen.
Ihr Sommer, deren Stunden leicht wie Träume
Der Himmlischen um unsre Stirn zerronnen!
In immer gleicher Fülle lebten wir
Unalternd, unsre Leiber waren Dinge
Aus Licht und Luft, die Sonne schien hindurch.
O Sonnenglühtrank, den ich heiß geschlürft
In jenen Sommern, die kein Ende hatten,
Du glühst noch jetzt in meinen Adern nach
Wie göttlich unverlöschbares Jugendfeuer.

Mein Haus, mein Garten! Heut auch schaut ihr sinnend
Mir nach und die Cypressen, die ich pflanzte,
Versteh'n es nicht, daß wir jetzt Feinde sind.
Ihr Wachstum segnet meine Hand, ihr stolzes.
Aus ihres Holzes Wunde träuft gerinnend
Das würzige Harz. Dort geht in Balsamdüften
Der Freund und hütet mein verlornes Glück.
Er denkt den Salzhauch jener Morgenfrühen,

Digitized by Google

Wo wir als Erste in verjüngter Schöpfung
Uns fanden, wenn der Sturm der Nacht vergrollte,
— Die weißen Flocken seines Geifers fliegen
Am Strand und von der Flut, die schon entrollte,
Blieb feucht ein tangverbrämter Saum zurück —
Wir wandern zu den Mündungen der Flüsse,
Den stillen hin, dem Spielplatz der Najaden,
Der Meergott drang im Mondschein, wo sie baden,
Gewaltsam ein und weit versandet liegen
Sie nach dem Kampf, mit Muschelwerk bedeckt,
Den Morgengaben ihres wilden Freiers.
Und o die Nächte, jene Sternennächte
Am Strand, Gestalten, die sich nah begegnen,
Erschaudern wie vor plötzlichen Gespenstern,
So ganz in Schwärze sank die Welt, unhörbar
Ist unser Schritt im Sand und alle Stimmen
Verschlang des Meers vieltöniger Nachtgesang.
Der Tino wirft aus regem Wächteraug
Uns Feuerblicke zu und manchmal huscht
Ein Strahlenbündel über Meer und Küste,
Nach Feinden suchend? — Feinde gibt es nicht!
Wer säh' den Weltbrand in der Tiefe glimmen?
Ein Boot nur mit verstohlner Liebesfracht
Steht jäh im Schein und flieht erschreckt ins Dunkel.
Nimm gütige Nacht die Liebenden zurück
In deinen Schutz. Auch wir verstehn zu schweigen.

Dies alles denkt er nun, den goldenen Reigen
Der götterleichten Tage neu beschwörend.
Verstanden wir es ganz des Friedens Glück?
Doch jetzt vor einem Blumenhügel stockt
Sein Fuß: hier wars, wo wir die Scheiter häuften
Und sie beträuften zum geweihten Brande
Mit Oel und seltner Harze Köstlichkeiten.
Die starre Pania, Hochsitz der Gewitter,
Stand geisterhaft in ihres Marmors Glasten,
Es wetterleuchtete in der blauen Nacht
Um ihre Stirn, doch ihre Flanke trug
Zwei stille Feuer, große wache Augen,
Die niedersahen, Allerseelenfeuer.

Digitized by Google

Das Fest der Toten wars. Auch wir entfachten
Die Lohe hell. Und was das Haus verbarg
An Heiligtümern, Hüllen der Verblaßten,
Noch wie belebt von ihres Lebens Spur,
Das gaben wir der heiligen Natur
Zum Opfer, daß die Zeit es nicht versehre.
Zu würziger Zähre schmolzen die Cypressen,
Der Lorbeer flammte prasselnd, hochauf stieg
Der Rauch und wallte breit als schwarze Fahne
Hinaus aufs Meer. Er trug die Düfte hin
Wie Grüße der Geschiednen. Doch die Flamme
Umwandelnd dämmte sie mit seinem Stabe
Der Freund, und wo sie allzu gierig leckte,
Ward sie gelöscht mit Güssen edlen Weins.
Und sieh, ein Anblick nimmer zu vergessen,
Wie plötzlich tief in des Gerüstes Mitte
Ein seltsam feuriges Gebild entstand,
Gleich einem Vogel mit gebreiteter Schwinge.
Es sprach der Freund: Ward nun ihr Herz zum Aar
Des Himmels, daß es auf zum Aether dringe?
— Zum Phönix, sprach ich leis. Nun sank die Glut
Zusammen. Wie ein Korb voll roter Rosen
Lag sie am Grund und glomm die Nacht hindurch.
In erster Früh, wer kam auf leisen Sohlen
Und warf, daß er die Schwester überrasche,
Den Hügel auf und grub mit kundigen Händen
In warmer Asche holde Blumen ein?
Er sprach: Das Mutterherz kann nicht erkalten,
Es glüht und wärmt die Erde tief hinunter,
Es wird der zarten Blumengeister warten
Und fest dich halten bei dem Liebeshügel,
Damit er deinem ruhelosen Leben
Ein Pol und friedeselige Freistatt sei. —
Wo ist die Freistatt nun? Der Dämon tat
Sein Werk, mein Bruder steht allein im Garten.
Doch wird sein Herz nicht traurig sein, der Graus
Berührt ihn nicht, er lebt im eignen Lichte.
Denn leicht nur tritt dein Fuß, beschwingter Geist,
Den Grund, damit du frei von Schmerzen seist,
Ein Helfer und ein Hort in fremdem Harme.

Digitized by Google

Jetzt seh ich dich, das rote Kreuz am Arme
Durchs Haus der Schmerzen wie ein Herrscher schalten.
Die himmlischen Schwestern mit dem Götterlächeln
Sind um dich her und festlich wird der Ort.
Sie folgten über die Schwelle, die sie scheuen,
Dir nach, denn schwerer wärs von dir sich trennen.
Sie helfen die Verbände dir erneuen,
Hier ziehen sie den Pfühl, das Linnen dort
Zurecht. In Augen, die vom Fieber brennen
Erglänzt ein Hoffnungsstrahl und Sang erblüht
Auf Lippen, die noch erst in Qual sich preßten.
O Bruder, wie so sonnig ist um dich
Die Welt, der Tod sogar verliert den Schrecken,
Du birgst sein Antlitz hinter Rosendunst.
Wie du vordem in dumpfen Fieberstunden
Mir Minze, Salbei unters Kissen schobest,
Mit Duft und Schein von Wiesen mich umwobest,
Und ließest mich durch holden Traum gesunden,
So übst du hier auch der Berückung Kunst.
Und wenn du dann im Mund des Sterbenden
Die Sprache hörst, die dir aus unsrem teuer,
Wird doppelt helles Licht, o Freudebringer,
Auf jenen fallen und mit leichtem Finger
Wirst du ums Haupt ihm Fichtennadeln streuen,
Durch seligen Wahn von heimatlichen Wäldern
Und Bilder der Geliebten ihn erfreuen.
„Der Wald! O welch ein Duft! Bin ich zu Hause?
Ist auch die Mutter da?“ — Die Männerrechte,
Die seinen Puls umspannt, verwandelt sich
In zarte Frauenhand, die ihn liebkost.
„Die Mutter, ja, hier ist sie. Sei zufrieden,
Bald wird dir wohler sein.“ — Dem ward schon wohl.
Er lächelt, schließt das Aug und ist verschieden.

Zur Abendzeit, wenn hoch vom Hügelsaume
Der Blumenstadt die Feenkrone funkelt
Und San Miniato dunkelt überm Flusse,
Da wandelt Einer, dem des Tages Brodem
Verklärt wird zum gelebten Dichtertraume
Des Stromes Hauch mit feuchtem Nymphenkusse

Digitized by Google

Kühlt ihm die Stirn und scheucht aus seinem Innern
Das Qualerinnern, den Vernichtungsodem.
Dort überm Arno, wo von der Terrasse
Die Ranken wehn und drob als dunkle Masse
Die Feste ragt, ist eines Lämpchens Schimmer
Noch nicht verlöscht. — „Ob sie wohl sitzt und wacht?
Ob ich ihr spät noch meinen Tag erzähle?" —
Er steht und späht. Da zuckt durch seine Seele
Das Schwert, wie alles anders nun geworden,
Wie man des Gastrechts Heiligkeit verlacht
Und wie am Karst sich unsre Völker morden.

O Freund und Bruder, die du suchst ist ferne.
In Haus und Straßen findest du sie nimmer.
Doch sprich ihr nur, sie hält ihr Licht entfacht,
Sie hört und dankt dir wie von andrem Sterne.

Die letzte Freude

(„Die letzte Freude", Roman von Knut Hamsun, Verlag Albert Langen, München, 1914)

Die allerseltenste Art großer, allerhöchster Kunst liegt jenseits jeder literarischen Form. Der gebräuchliche Konflikt zwischen Innen und Außen wird harmlos; die Konstruktionsmöglichkeiten gesellschaftlicher Gegensätze werden zum lächerlichen Spiele neckischer Talente, denen die Lust am Fabulieren niemals zur Last am Phantasieren wird. Der Geist aber, der sich im Bewußtsein seiner Zeit fühlt und um Kunst zu wissen meint, — der Geist weiß, daß er allen literarischen Süßigkeiten und der Bequemlichkeit leichtfaßlichen Literatentums entsagen muß, wenn er sich — jenseits jeder literarischen Form —, in die gottesnahe Höhe allerseltenster Menschlichkeit zurückziehen darf. In dieser Höhe verändert sich jeder Maßstab kritischer Betrachtung, jedes Lob ist Vermessenheit, jeder Tadel ein Zeichen jenes grauenhaften Unverstehens, das unsere Zeit umfangen hält. Das Erleben dieser Höhe aber fordert Ergriffenheit und weckt die Verantwortung dessen, der sich, — bescheiden und ergriffen vor der Macht des Wortes —, verpflichtet fühlt, zu sagen, daß ihn dieses Wort ergriffen hat. —

„Die letzte Freude", Hamsuns vorletztes Buch, war ein neuer Schritt nach innen. Es ist, als hätte die Lebensform „Mann" aufs Neue die Wunder des Lebens erlebt. Denn dieses Buch spricht wieder das allerletzte Geheimnis des Geistes aus; inniger, als es in Hamsuns innigstem Buche, „Pan", stärker, als es in seinem stärksten Buche, „Hunger", und gewaltiger, als es in seinem gewaltigsten Buche, „Mysterien" ausgesprochen war. Und um so viel einfacher, als es innerlicher geworden ist.

Wiederum ist die Perspektive des Erfassens auf das engste Maß beschränkt. Aber die Enge einer Welt hat Raum genug für alle Gegensätze,

Digitized by Google

die das Leben in ihr tragisch oder heroisch gestalten. Zwar ist es eine Tragik, die sich ihrer Leiden und ein Heroismus, der sich seiner Taten schämt. Aber diese Leiden und diese Taten vereinigen sich immer wieder zum ewigen Spiele des Lebens, zum Bilde einer Welt, die irdisch und göttlich ist, wie keine andere. Und diese Scham — außer Hamsun ist es vielleicht nur noch Peter Altenberg, der von ihr weiß —, diese Hülle des Menschen ist ein Ersatz für alle Psychologie aller zeitgenössischer Romanschreiber. Denn der Roman unserer Zeit ist doktrinär geworden, er nährt sich von Ueberresten aus dem Nachlasse Dostojewskys oder Zolas, wenn er sich nicht pathetisch gebärdend, auf Wilhelm Meister und Kleist zurückzieht. Die Mischung von Epik und Psychologie hat die Kunst verdrängt. es wurde sentimental, ein Gefühl zu haben und die Persönlichkeit flüchtet in einer antiken Toga, stilwidrig und viel zu schwach, um noch die allerletzte Kraft zur Ekstase aufzubringen. Bei Heinrich Mann ist wohl diese künstlerische Kraft immer bereit, ihr Pathos zur Ekstase zu zwingen; er ist einer jener sehr wenigen Dichter, die sich die Epik von der Lyrik diktieren lassen. (Dies würde ich ohne Einschränkung vielleicht nur noch bei Wedekind zu behaupten wagen; auch dort scheint mir die von der Welt verletzte und verhetzte Lyrik einer Dramatik zu gebieten, die nichts weiter zu tun hat, als darzustellen, wie die Welt ihre Lyrik verletzt und verhetzt.)

Bei Knut Hamsun aber ist es das Gegenteil: das epische Geschehen diktiert der Lyrik einer großen Künstlerseele, um damit alles zu verhüllen, was diese hohe Künstlerschaft verraten könnte. Und das mag ja wohl auch das richtige Verhältnis sein, in dem Geschehen und Kunst in diese Welt verteilt sind. Und auch die ergreifende Erscheinung einer Männlichkeit, die sich jeder Lyrischen Bewegung schämt, ist eine Gebärde des Geistes, die sich des Zwiespaltes erwehren will, in den Kultur und Schicksal die Menschenseele getrieben haben. — Vor der großen Tatsache des erlebenden Künstlers werden alle Traditionen, Erfahrungen, Errungenschaften und Kenntnisse, die als Ballast an der Zeit kleben zu nichte. Der Unglauben der Welt daran war noch jedes Mal der innerste Anlaß zum Kunstwerk; bei Hamsun wird dieser Anlaß zum ersten Male bewußt. Zum ersten Male wird der verständige Leser Zeuge einer Verwunderung, die den Künstler von seiner Mitwelt strenge scheidet. In keinem Werke Hamsuns aber war diese ergreifende Verwunderung so groß, so stark, so innig, wie in diesem Romane, „Die letzte Freude". Denn, die letzte Freude ist jenes unerringbare Glück, vor dem selbst das ungläubige Staunen verstummt, das immer noch ein keusches „warum" und „wie" fragen muß, ehe es sich beruhigt. Die letzte Freude ist das harmonische Ausruhen im Schicksal, die endgültige Versöhnung mit allem Unfertigen, das Zu-sich-selbst-kommen der Seele vor Gott und Welt. — Der Weg zur letzten Freude aber führt durch die Welt: und diese allergrößte aller Hindernisse gibt das dürftige und doch unendliche Geschehen dieses dürftigen und unendlich großen Buches. —

Die innerlichste aller Tragik ist die des alterns. Hamsun hat schon mehrmals diese Tragik in den Mittelpunkt seiner Erlebnisse — hemmend und klärend — gestellt. In den „Erzählungen eines Wanderers" sollte sie gleichsam mit aller Herbheit versöhnen, die die Welt den Jungen vorenthielt. Da war der Alte weise und gütig und

Digitized by Google

war ein Wegweiser zur Versöhnung. In den Dramen „An des Reiches Pforte" und „Abendröte" wird aus dieser Tragik der Konflikt im Manne. Die Tat erstarrt; der Mann fühlt, visionär und nicht nur symbolisch wie bei Ibsen, daß eine Jugend an die Tür pocht . . . Aber es ist seine eigene Jugend, die ihn ans Alter mahnt. Er will leben, leben, leben . . . Und die Einordnung in die zweite Reihe ist die Tragik jenes berühmten „das Leben geht weiter"-Ausspruches, der es sich so leicht und seicht macht, und die weitere Verantwortung für die Zurückbleibenden achselzuckend ablehnt. Das Schauspiel „Vom Teufel geholt" stellt die Tragik des Alterns vor Allem in das Weib; damit ist vielleicht die Tragödie des körperlichen Verfalls geschrieben. Denn auch der Mann, der unproduktive Mann, altert am Weibe und sein Tanz um die Erotik wird zur starren Groteske, ein Abgrund, der wie ein Gesellschaftsspiel aussieht und der den „Ernst des Lebens" verschlingt, um ein „Spiel des Lebens" daraus zu machen. —

Der schöpferische Mann aber altert nicht. Sein Geist — Weiningers „Gedächtnis" — ist zeitlos und so wird sein Alter zur Reife der Jugend. Diese Jugend aber beweist sich am Leben: das ist „die letzte Freude". Oder nicht? Auch der Vollkommene hat noch einen Schritt zur Vollkommenheit; den füllt sein Schaffen aus: das Suchen und Erkennen, Lieben und Wollen der letzten Freude; es ist der letzte, fehlende Schritt zur Ruhe, zur Harmonie.

Aber die vorletzte Freude ist die Erkenntnis: nicht gealtert zu sein, sein Ich ohne Schaden durch die Welt getragen zu haben und zu verstehen, was Jugend ist und was Jugend will. Und es ist die Macht der eigenen, ewigen Jugend, die so zu verstehen lehrt. Und das ist vielleicht mehr. Die Freude des Lebenden ist vielleicht höher als die letzte Freude der Ruhe; und am allerhöchsten steht vielleicht der, der sagen kann: „Und mit etwas anderm werde ich niemals fertig: mich zurückzuziehen, einsam in meinen Wäldern zu sitzen und es gut und dunkel um mich haben. Das ist die letzte Freude". Und der dann ein Lied singt und weiter sagt: „Romantik? Ja. Nichts als Sentimentalität und Stimmung und Verse und weiter nichts? — Ja. — Das ist die letzte Freude."

Die Jugend bestätigt es ihm in tiefer Dankbarkeit. Denn er gab ihr so unendlich viel, sein Geschenk war so wunderbar reich, daß sie sich erst der Ergriffenheit erwehren mußte, um ganz zu erfassen. Und nun fühlt sie tiefe Schuld vor der Höhe einer Menschlichkeit, die, gütig und groß, auch ihrer nicht vergessen hat.

Knut Hamsun wird das Wort der Jugend besser verstehen, als es ihr gelang. Denn auch seine allerseltenste Art großer, allerhöchster Kunst liegt jenseits jeder literarischen Form. Und diese innige Verständigung zwischen Kunst und Jugend, zwischen Reife und Werden, auch dieses Zusammenklingen seltenster Art ist eine große, letzte Freude. —

Paul Hatvani

Tabula rasa

Dieses neueste Schauspiel Carl Sternheims (1916. Leipzig bei Kurt Wolff. Auf Subskription) ist das siebente der Dramen „aus dem bürgerlichen Heldenleben." Sternheims Dramen bauen sich auf dem grotesken Gegensatze auf, der in den beiden Worten „bürgerliches Heldenleben" geborgen ist. Der Bürger, an und

Digitized by Google

für sich kein Held, in allem dessen Aufhebung und Widerpart, erlebt bei Sternheim seine Träume, lebt in der Wirklichkeit — seiner Phantasie. Nur durch die Sprache auf dem Boden gehalten, sucht er zu entschweben. Stets aber wird er von ihr herabgezogen, stets erinnert sie, mahnt sie ihn an seine irdische Kleinheit. Toll durcheinandergetrieben, quellen in ihnen Pläne, Ideen. Ausführend fallen sie kurz vorm Ziel vom Stengel. Kraft fehlt ihnen im Moment der Entscheidung, Kraft der Bodenständigkeit. Ihnen fehlt das Mark, symbolisiert bei Sternheim durch die Sprache: sie sind sprachlos, ihre Sprache ohne Individualität; papieren, grammatikalisch gewunden, reichsgesetzmäßig, kurz: bürgerlich.

Hier, in der „Tabula rasa", stellt Sternheim die Sozialdemokratie in den Mittelpunkt. Idealisten stehen gegen Revolutionsfanatiker, schwankend zwischen beiden exzentrische Selbstsüchtige. Auf eigenen Gewinn bedacht, hier und dort zugebend, erfassen sie mit eins Caoutchouk-Praxis sozialistischer Ideen: „Wie es sich nun mit der Sozialdemokratie im Kern auch verhalten mag, man kann jedenfalls in seinen Neigungen weit schweifen, um immer noch ein erstklassiger Genosse zu sein." — Bloß gelegt, nackt, zappeln sie alle, wie Mücken, die man an den Flügeln hält. Wieder — wie stets bei Sternheim — gleichgültige Handlung, problemlos. Probleme allein in den Figuren. Situationskomik, groteske Tragik heraufbeschworen durch *ihre* Kontrastwirkung, *ihr* Aufeinanderplatzen.

Drei Frauen sprechen über sexuelles Erleben: eine, stets Bölsche zur Hand, täuscht sich über die Unreinheit eigenen Empfindens; mit ihr hält eine andere, eingesumpft, aus eigener kleiner Perspektive sexuelles Erleben schauend, jede natürliche Selbstverständlichkeit der dritten, Nettel Flocke, für Frechheit und Verdorbenheit. Diese — mit Sternheim'scher Wucht in wenigen Strichen gezeichnet — ist eine Frau klarster Empfindung: unverschleiert, nur durch seine Verborgenheit schmutzig, liegt ihr bürgerlich Verheimlichtes.

Markige Helden, ständen sie alle auf *eigenem* Boden. So aber, wurzellos, schweben sie, an andere geklammert, in sich ohne Halt. Aber großmächtig stapfend schreiten sie, alle *bürgerliche* Helden, mit tönender Wucht.

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. *Theodor Heuß* in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der *Schell'schen* Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Japan und England

Von Otto Corbach

Im Juni dieses Jahres verbreitete Reuter eine Meldung über einen von der australischen Oeffentlichkeit mit „Begeisterung" begrüßten Besuch der japanischen Flotte in australischen Gewässern. Danach müßte sich die politische Meinung des weißen Mannes in Australien über seine gelben Verbündeten merkwürdig gründlich geändert haben. Es lohnt sich, daran zu erinnern, wie man sich im Jahre 1906 in Australien zu einem in dortigen Gewässern weilenden japanischen Geschwader verhielt. Damals bekam unter andern der Senator Dawson, ein ehemaliger Kriegsminister des Commonwealth, eine Einladung, den japanischen Admiral an Bord des Flaggschiffs zu besuchen. Der australische Staatsmann lehnte ab, er wolle nicht unhöflich sein, erklärte er, aber er traue den Japanern nicht und er könne sich nicht verstellen. Sie seien nicht gekommen, um einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern um zu spionieren. Dawson war, wie die meisten seiner Landsleute, fest davon überzeugt, daß die Japaner einst versuchen würden, Australien zu erobern. Um die selbe Zeit machte der neuseeländische Minister Seddon seinem Aerger wegen eines Meinungsaustausches zwischen dem Londoner Kolonialamt und den australischen Regierungen über deren Einwanderungsgesetzgebung Luft. Man möge sich in London darüber klar werden, daß Australien eifersüchtig über sein gutes Recht wache, die Rasse rein zu erhalten; es könne von dieser Richtlinie nicht zugunsten der englisch-japanischen Freundschaft abweichen.

In Wirklichkeit hat der Weltkrieg kaum etwas an den Empfindungen der Kolonialbriten gegenüber der gelben Großmacht geändert. Die gewiß nicht geringe Erbitterung gegen Deutschland mochte sie vorübergehend zurückdrängen können, sie vermag sie

Digitized by Google

gewiß nicht zu verdrängen. Sie werden vielmehr das politische Leben in den englischen Kolonien völlig beherrschen, sobald man volle Klarheit darüber erlangt hat, daß das Deutschtum vom Angelsachsentum nicht vergewaltigt werden kann, daß man sich vielmehr irgendwie friedlich-schiedlich mit ihm auseinandersetzen muß. Als die Frage der Beteiligung der Kolonien an dem Ausbau der britischen Seestreitkräfte spruchreif geworden war, bestand Australien entgegen allen Wider- und Einsprüchen der Londoner Admiralität darauf, eine eigene kleine Flotte zu bauen, statt dem Mutterlande die Mittel zum Bau neuer Schiffe für die Reichsflotte zur Verfügung zu stellen. Kanada, das sich nach dem Rücktritt Sir Wilfried Lauriers unter des Premierministers Bordens Führung bereit zeigte, die Reichsflotte unmittelbar stärken zu helfen, erhob doch so viele Ansprüche auf Mitbestimmung bei der Führung der Reichsgeschäfte, als Bedingungen seiner Mitwirkung, daß der Krieg ausbrach, bevor eine endgültige Verständigung über die Form erzielt werden konnte. In Australien wie Kanada beseelte die leitenden Staatsmänner ein tiefes Mißtrauen gegen die Londoner Politik; sie fürchteten stets, daß im Foreign Office wichtige Interessen der Selbstverwaltungskolonien der japanischen Freundschaft zuliebe verletzt werden könnten. In der Tat hatte die Londoner Regierung schon seit der Zeit, wo die ersten Verhandlungen über das Bündnis mit Japan eröffnet wurden, immer wieder versucht, die Dominions zu bewegen, japanischen Wünschen nach Handels- und Einwanderungserleichterungen entgegen zu kommen. Gerade in der Einwanderungsfrage ist aber die öffentliche Meinung sowohl in Australien wie in Kanada Japan gegenüber unerbittlich: man will unter allen Umständen Asiaten aller Art das eigene Land so gut wie sperren dürfen. Aus der Neigung der Londoner Staatsmänner, Japan selbst in einer solchen Frage entgegenzukommen, zog man in Australien und Kanada den Schluß, daß man leicht Verrat an sich selbst üben möchte, wenn man unmittelbar und ohne weiteres das Mutterland beim Ausbau seiner

Digitized by Google

Flotte unterstütze, um sich für Fälle eigener Bedrängnis auf diese zu verlassen. Dieser Auffassung, aus der man gar keinen Hehl machte, suchten die Londoner Staatsmänner mit folgenden Einwendungen zu begegnen. Das Reich müsse seine Kräfte zusammen- und da bereithalten, wo es jeweils am ehesten gefährdet sei. Die japanische Gefahr liege, soweit davon überhaupt die Rede sein könne, in weitem Felde, unmittelbar werde das britische Weltreich hingegen von der „deutschen Gefahr" bedroht. Daher müßten dem Mutterlande für die „Wacht in der Nordsee" möglichst sämtliche Seestreitkräfte jederzeit zur Verfügung stehen. Wenn einmal die deutsche Gefahr überwunden sei, dann — das sprach man zwar nicht offen aus, deutete es aber unmißverständlich an — werde man im pazifischen Ozean jederzeit so starke Seestreitkräfte stationieren können, um Australien, Kanada, Hongkong, Indien, die Straits Settlements und andere britische Besitzungen in Asien gegen ein feindseliges Japan in Schutz nehmen zu können. Bis dahin aber hätten die Kolonien jedenfalls nichts von Japan zu befürchten, da es solange von den englischen Finanzen viel zu abhängig bleiben werde, als daß es die Fesseln des Bündnisvertrages mit England abstreifen könne. Im übrigen werde man schon dafür sorgen, daß, wenn dem japanischen Ausdehnungsdrang die Möglichkeiten der Ausbreitung auf dem asiatischen Festlande nicht mehr genügten, nicht britische Besitzungen, sondern die holländischen Kolonien im Südosten Asiens „in der Linie des geringsten Widerstandes" liegen würden. In der kurz vor Ausbruch des Krieges erschienenen Ausgabe der Vierteljahrsschrift „The Round Table" findet man diesen Gedankengang, teils offen, teils verblümt als Antwort auf australische Beschwerden über die Vernachlässigung des Schutzes der Kolonien durch das Mutterland dargelegt.

Man hat in Australien und Kanada trotz aller Beschwichtigungsversuche der Londoner Reichsverwalter nie das Gefühl los werden können, daß in solchen Ueberlegungen ein Rechenfehler enthalten sein müsse. Die Erfahrungen dieses Krieges haben

Digitized by Google

solchem Zweifel nur zu recht gegeben. Japan hat sich während dessen politisch durch einen Bündnisvertrag mit Rußland, wirtschaftlich durch riesige Gewinne als Kriegslieferant von England nahezu unabhängig machen können, und in dem Maße, wie es sich England gegenüber freier fühlte, wußte es seine Macht auf dessen Kosten zu erweitern. Während es die Republik der Mitte immer vollständiger seinem Willen unterwarf, drang es in London unermüdlich darauf, daß seinen Untertanen endlich die britischen Kolonien zu freiem Handel und freier Niederlassung geöffnet würden. Je hartnäckiger man in Downingstreet solchen japanischen Forderungen sein Ohr verschloß, desto unbefangener hielten sich die Japaner dafür in Ostasien durch Verdrängung englischen Einflusses schadlos. Höchstwahrscheinlich hängt das Scheitern aller Verhandlungen wegen einer Entsendung japanischer Regimenter nach dem europäischen Kriegsschauplatz mit der halsstarrigen Weigerung Englands zusammen, die Kolonien zu zwingen, den Wünschen japanischer Kaufleute und Auswanderer nachzukommen. Die Möglichkeit, einen solchen Zwang auszuüben, mußte sich für die Londoner Regierung im übrigen im Verlaufe des Krieges immer mehr verringern. Nicht nur fühlten sich die Selbstverwaltungskolonien durch die Entsendung von Hilfstruppen nach den Kriegsschauplätzen in ihren Ansprüchen auf Mitbestimmung bei der Führung der Geschäfte des Weltkrieges bestärkt, sondern der Umfang ihrer tatsächlich schon errungenen Freiheiten nahm auch schon von selbst unaufhaltsam zu. Auch den Australiern und Kanadiern brachten Kriegsgeschäfte reiche Gewinne, die ihre frühere finanzielle Abhängigkeit vom Mutterlande fast aufhob. Als der Krieg begann, befand sich Kanada z. B. noch mitten in einer schweren Wirtschaftskrise. Ueberraschend schnell erholte es sich, um bald einen ungeahnten Aufschwung zu erleben. Früher überschritten die kanadischen Einfuhrwerte immer die Ausfuhrwerte, in dem am 30. Juni 1913 endenden Rechnungsjahr um 321 Millionen Dollar, im folgenden Jahre um 155 Millionen Dollar. In dem am 30. Juni 1915

Digitized by Google

abschließenden Rechnungsjahr aber war die Handelsbilanz Kanadas zum ersten Mal aktiv geworden und zwar um 21 Millionen Dollar. Seitdem hat man nur von rasch weiter emporschnellenden kanadischen Ausfuhrziffern gehört. Das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie kehrte sich so sehr um, daß die Londoner Regierung Kanada um Kredit bitten mußte, das vor dem Kriege immer sehr stark den Londoner Geldmarkt in Anspruch nahm. Solche Verhältnisse erklären es vollauf, warum die Londoner Regierung vor Beginn der Pariser Wirtschaftskonferenz der kanadischen Regierung die ausdrückliche Zusicherung geben mußte, dort keinerlei die Kolonien berührende Abmachungen zu treffen, ohne sich vorher über deren Zustimmung vergewissert zu haben. Auch die Rolle, die man den australischen Premierminister Hughes während des Krieges in England und auf der Wirtschaftskonferenz in Paris spielen ließ, wird auf diese Weise verständlich.

England hat sich bei der letzten Erneuerung seines Bündnisvertrages mit Japan freie Hand für den Fall eines Krieges zwischen Japan und Amerika vorbehalten. Der geheimgehaltene Teil des neuen japanisch-russischen Bündnisvertrages mag dagegen Bestimmungen enthalten, die Rußland gerade für einen solchen Krieg zu weitestgehender Unterstützung Japans verpflichten. Nicht umsonst sind die Amerikaner durch den Abschluß des Bündnisses so nervös geworden. Andererseits bestehen auch wohl Zusammenhänge zwischen jener Klausel im japanisch-britischen Bündnisvertrage letzter Ausgabe, die England aller Bündnispflichten im Falle eines japanisch-amerikanischen Krieges enthebt, und der wohlwollenden „Neutralität", die Amerika in diesem Kriege dem Vierverbande bewiesen hat. Auch haben sich London und Washington gewiß schon über die Haltung verständigt, die England einnehmen könnte, wenn es einst zwischen Japan und Amerika zum Kriege käme. Daß England ebensowenig wie Amerika daran zweifelt, daß eine Auseinandersetzung mit Japan irgendwann einmal erfolgen müsse, bewies es schon, als es kurz nach dem

Digitized by Google

russisch-japanischen Kriege Singapur stark befestigte. Das hatte nur Sinn, wenn man an Japan als einen möglichen Gegner der Zukunft dachte. Vorerst aber möchte man dem Deutschtum das Rückgrat brechen durch Zertrümmerung des „preußischen Militarismus". Dazu braucht England noch ein verbündetes Japan; denn es muß der Notwendigkeit enthoben sein, seine Seestreitkräfte zum Schutze seiner überseeischen Besitzungen zersplittern zu müssen. Gelingt das nicht, so muß man entweder dem weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Ausdehnungsdrang des Deutschtums freies Spiel gewähren, oder die Auseinandersetzung mit Japan weiter vertagen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der man sich in England in den Gedanken des „Krieges nach dem Kriege" verbissen hat, läßt erwarten, daß man lieber die japanische Gefahr wachsen lassen will, als sich mit einem unüberwundenen Deutschland zu verständigen. Japan kann dann ruhig und kalten Blutes abwarten, bis es sich stark genug fühlt, die unbedingte Herrschaft im Stillen und Indischen Ozean und deren Randländern zu fordern und mit bewaffneter Hand zu behaupten.

Kunstsommer 1916

Gedanken zwischen den Münchener Sezessionen

Von Hermann Gottschalk

Kunst ist Sichtbarmachen. Und zwar das Sichtbarmachen als Selbstzweck. Nehmen wir nur irgend eine kleine Eitelkeit eines Unbedeutenden: eine aparte Frisur, eine Blume im Knopfloch — es ist die Bemühung, mittels der Erscheinung über die Beschränktheit seines Daseinszweckes hinauszuragen. Niedrigste aller Künste . . . Aber selbst die höchste, die religiöse Kunst entspringt dem gleichen Triebe. Die Religion selbst gewiß nicht. Sie ist das erhöhte Selbst-Erleben. Nicht durch bloße Vorstellung erhöht, sondern durch Unterwerfung des materiellen Lebens unter das Leben im Geiste. Sie bedarf gar keiner Kunst. Religiöse Kunst entsteht erst aus dem Drang, dieses Leben im Geiste auch sichtbar zu machen. Vielleicht ist der Mensch auf niedrigerer religiöser

Digitized by Google

Stufe, nämlich wo seine Religion ohne Vorstellungen noch nicht auskommt, zu diesem Sichtbarmachen um eigener Reinheit willen genötigt. In die Welt der Erscheinung hinein läßt es ihn all das Seelische projizieren, das in die Arena der Vorstellung geratend absurd und pervers werden würde.

Ist reinste Religion frei von Vorstellung, so auch reinste Kunst. Deutlicher gesagt: das Reinste der Kunst. Wird die Vorstellung Zweck, so bricht die Willkür ein: die Abgrenzung im Grenzenlosen, die Unterschiebung beliebiger Einzelzwecke, die Verkleinerung, die Genügsamkeit, der Betrug. In der Religion kann die vorstellende Kunst Brücke sein in dem Vorhof des ewigen Lebens. Ganz hinein führt sie nicht, denn die Vorstellung — stellt sich davor. Sie bringt das irdische Lustgepäck, das Begrenztsein zwischen Leben und Tod, mit sich. Sich darüber hinaus erleben heißt: erst abwerfen die Vorstellungsbürde!

Die „Religionen" veralten im ganzen Bereich ihrer Vorstellungen. Was in einem Jahrtausend die Seelen nach oben erhob, kann im nächsten zum Kretinismus herabdrücken — trotz unvergänglichen Ewigkeitgehaltes. Gerade seinethalb und durch seine Gewalt. Er bewahrt sich als übermenschlicher Zwang und macht die Vorstellung zur Zwangsjacke, die der Gesunde, aber religionsbedürftige zuerst zerreißt, um nicht verrückt zu werden. Religiöser Wahnsinn ist angemaßte Herrschaft der Vorstellung über die Religion. Der beste Christ von heute könnte keine echten Memlings hervorbringen. Er müßte die unveränderten Vorstellungsorgane von damals noch besitzen. Er müßte mit unverstellter Inbrunst daran glauben, daß der Himmel *so* aussieht, die Hölle so, die Erde so! Dennoch kann einer so wie Memling *empfinden*. Denn die Empfindungsorgane sind unveränderlich. Und wenn sie sich durch Kunst sichtbar machen, so zeigen sie sich eins durch alle Zeiten. Es kommt dann, um das Phänomen zu wiederholen, nur auf den Empfindungscharakter der Zeit selber an. Wie kommt es, daß *jetzt* Karl Schwalbach lebt?

Die Zeitseele befindet sich jetzt in starker Reaktion gegen die Vergewaltigung des Lebens durch die Vorstellung. Gegen die Errichtung von tausend und abertausend Vorstellungsschranken rings um das Leben herum. Das Leben ist wohl zusammendrückbar, aber doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Dann strebt es, mit gewaltsam gesammelter Dynamik, den Panzer wieder zu sprengen. Die Bewegungshypertrophie war die erste Reaktion. Sie ist noch im Werden. Wir wissen noch nicht, was sie alles zersprengen wird. Ob nur wirtschaftliche Grenzen, oder politische und nationale, oder die Sittengesetze von zehn Jahrtausenden und den ganzen Gesellschaftsbau. Ob sie das Mittel, dessen sie sich zum Austoben bedient — Naturwissenschaft, Technik, Organisation — zuletzt über den Haufen werfen wird, um sich ins Chaos

Digitized by Google

zu stürzen, oder ob in ihr neue Formen des materiellen Lebens entstehen und alles unserem Kulturherkommen feindliche nur das Absterbemoment einer ganzen todesreifen Vorstellungsepoche bezeichnet. Mit der Reaktion gegen die christliche Vorstellungswelt begann es. An dieser war es auch, sich dem, dem Leben im Geiste scheinbar so ungefährlichen, dem Humanitätsgedanken sogar wohltuenden Bewegungszauber am härtesten zu widersetzen. Er aber blieb Sieger. Das christliche Ideal hatte die Materialität des Lebens (die Wirklichkeit des Daseins zwischen Geburt und Tod) zu stark eingeschnürt, um mit seiner Vorstellungswelt noch länger darauf lasten zu können. Seine mystische Kraft war das Leben in einer Idee gewesen, sich aufbäumend gegen das materiell gewordene Leben des antiken Mittelmeerkreises — nun erleidet es die Niederlage unter einen neuen materiellen Lebenswillen. Aber wir können von uns aus nicht übersehen, wohin er uns steuert. Die mystische Kraft wirkt noch in uns und durch uns als Wille zur Freiheit, der in wenigen hundert Jahren nun von Krisis zu Krisis taumelt, Vorstellungswellen aufwirft und wieder verweht wie Schaumkämme. Der uns in einem Geschehenswirbel umtreibt, in dem wir nur Richtungen, aber noch keine Richtung sehen. Geht es wieder einer völligen materiellen Versumpfung zu, wie in der austobenden Antike? Oder ists eine unsrer Vorstellung noch entrückte höhere Idee, in deren Dienste wir treiben? Eine geistigere Form des Lebens? Sicher ist nur, daß uns die Bedeutung des großen Bewegungschaos unfaßbar ist. Und daß nur rückständige oder vorlaute Narren sich quälen, seinen Mythos festzustellen, ihm ein Vorstellbares zu entreißen.

Wer aber atmend darin lebt, gestaltungssüchtig, erscheinungsträchtig — wer berufen ist, daß die Zeitseele in ihm sichtbar wird — wie soll er sie zeigen, sie aus sich herauswerfen in die Vorstellungswelt — — ohne zu lügen? Wenn die Zeitseele von Ungestaltetem kreißt, was ist es dann, was im Lichte zur Form erstarrt. Muß der Gestalter nicht heilig fliehen vor jeder Berührung mit Vorstellbarem, da es doch nur dem Gewesenen gehören kann? Darf er mehr wollen, als die Empfindung des Chaos, des Ueberganges vom Allzufestgewordenen in das Ungewisse? Er rührt nur mit einer Hand an die wurzelnde Formenwelt, die andere streckt er magnetisch ins Künftige aus. Mit jener hält er sich fest am Leben, mit dieser tastet er nach dem Willen des Geistes. Ist es nicht eine Seelenstimmung, die sich der christlichen Jenseitssehnsucht nähert? Nähert, ja, aber auf Bahnen, die sich nirgends schneiden, als eben nur zu flüchtiger Stimmungsberührung. Es fehlt unsrer Sehnsucht das Ziel der Vorstellung, und darum der Glaube, und darum behält sie, wo sie Erscheinung wird, ein Stummelhaftes. Sie ist eingeschlossen in sich selbst, blind, reizsüchtig, aber bewegungsunfähig, träge und höhlenbewohnerhaft. Schwalbachisch.

Digitized by Google

Und doch die Seele von heute. Der Traum eines Künftigen, das in uns sich vorbereitet und nichts höheres von uns verlangt, als mit siebenmal offenen Sinnen in uns hinabzulauschen, in das mystische Werden, und in das Glück, das zu können, ohne den Kram verlebter Vorstellungswelten um uns aufbauen zu müssen. Ein blinder Traum, aber lebenswirklich, für das in der ewigen Ursachenreihe Wirkende aktiv empfänglich, ein Stück der ununterbrochenen Welthandlung. Das ist anders, als einen optischen Einschnitt machen irgendwo, zur Sichtbarmachung des Phänomens. Es gibt keinen Anblick, keinen Ruhepunkt, es will nicht sehen lassen, wie „man" empfindet; es bedarf keiner individualisierenden Vermittlung und erscheint darum eintönig, gewaltsam typisiert, vom landläufigen Kunststandpunkt aus manieriert. Aber das erscheint es, weil wir gewöhnt sind, unsre innere Welt in Einzelfällen sichtbar zu machen; weil erst die bunte Reihe der unerschöpflichen Möglichkeiten an Einzelfällen uns „das Leben" gibt. Schwalbach gibt nur das Vegetieren der Seele, wir Kinder des Vorstellungstheaters von zehn Jahrtausenden aber wollen immer noch Sträuße pflücken aus der bunten Flora, in der sie zu Lichte trat. Gibt Albert von Keller so einen Aufblick aus der Seelendämmerung, so mutet es neben Schwalbach an wie Panoptikum. Nicht nur durch das äußerliche. Er braucht zwar Archäologie, Sinnenreiz, Erzogenheit, Rührung, tadellose Könnerkunst. Es faßt in seiner Gesamtbewältigung den vollen Begriff der Meisterschaft ein, aber wir sprechen hier von etwas anderem. Von der Weite und Tiefe des Seelenkreises, den er sichtbar macht. Sein Aufblick hat etwas begrenztes. Dieses Mädchen erwacht zum Leben zurück, ja, aber doch nur, um später einmal endgültig zu sterben. Seine Magie hat sicherlich auch etwas typisches, aber hier ist das typische nur das immerwiederkehrende, an das Erlebnis Geburt-Tod Gebundene. Und an eine bestimmte Zeitstufe hierin. So erwacht eben ein schönes junges Mädchen, nicht der Mensch; weder der Mann noch die reife Frau. Diese Augen werden im nächsten Aufschlagen auf den Dingen ruhen, sich im Vergänglichen wiedererkennen. Ein Erwachen auf Frist mit der Angst um den letzten Verlust. Unser mystisches Suchen aber ist zu tiefst ein Erwachen zum Nicht-Tod, zum Erleben der Ewigkeit, eine Ueberwindung des Daseinsraumes nicht durch Flucht in eine Jenseitsvorstellung, sondern durch Ueberwindung der Vorstellung überhaupt.

Der Monismus suchte diesem Durchbruch der Seele zur letzten Religion und letzten Kunst mit ärschlicher Plattheit zuvorzukommen. Durch die Möglichkeiten einer absoluten Physik genarrt, wollte er hinterrücks des Ichs in ein absolutes Leben hineinrutschen, aus dem nichts mehr auf irgendwelchem Wege zum Ich zurückkehren darf. Außer der physischen Welt keine Welt mehr; die Individuation eine Selbstäffung! Wessen? Welches Selbstes? Man

Digitized by Google

frage die betreffenden Doktoren, Professoren, geheimen und wirklichen geheimen Räte, wo und wofür sie es gelassen haben. Der Monismus sah, wo die lebendige Ewigkeitsseele in die letzte, höchste Pforte des Lebens einstrebt, ein leeres Loch, durch das die Ichbedingtheit der Welt ins Nichts entflieht. Dieses wüste Zertrümmernwollen hat die Verwirrung — und die Sehnsucht aus ihr heraus beschleunigt. Vielleicht war es ein Teil der allgemeinen angebrochenen Flucht aus der Vorstellung. Wo alles sich in Bewegung setzt, wird auch alles mitgerissen, ob Berg oder Ebene, jedes in seiner Art. Die Eroberung der absoluten Physik kann ja auch nichts anderes sein, als ein Glied der großen Seelenkrisis. Sie hilft für ihren Teil, wenn auch in lächerlicher Zielverkennung durch die Monisten, das Ich von einem riesigen Vorstellungskomplex losreißen, an dem es sich nun seit den Assyrern und Babyloniern (oder wer weiß wie lange vorher) festgeklammert hält. Das Christentum vermochte es nicht, weil es nicht darüber hinaus, sondern aus dem Leben heraus wollte. Nun aber verliert Natur ihre letzte Persönlichkeit. Vorbei ists endlich mit Mutter- und Kindschaft, und nach der kunstgewordenen Götterwelt wandert wiederum ein großes Stück Liebe und Unterwerfung ins Museum. Die Mutter ist tot, nun muß die Seele endlich auf sich selber kommen.

Wer betet im vollen Ernste des Wortes die Natur noch an? Welcher Mensch mit tiefster, ernstester Wahrheitsliebe „hält Zwiesprach" mit ihr? Schon Goethe tat es nicht mehr, er half gegen sein Dichtergewissen die Mutterschaft zerlegen. Er mußte, ob er wollte oder nicht. Das war seine Romantik. Und die Zwiesprach der Romantiker vollends ist eine gewollte Erhitzung an entliehenen Vorstellungen. Ein nochmaliges Schäferspiel. Noch heute gilts für anständig. Nachdem unsere Dichter eine Weile warteten, ob nicht die „neue Zeit", nämlich Sozialismus und Monismus, ihnen „neuen (Vorstellungs-)Stoff" bringen würde — ach, wie schnell verschliß er wieder! — hat sich auch diese Generation in bewährte Formen zurückgezogen. Eine neue — — doch wir wollen, der besseren Sicht halber, bei den Malern bleiben.

Im Impressionismus wird die Revolution gegen die Vorstellung zuerst sichtbar. Wohl wurde er als eine Reinigung der Naturliebe gedeutet. Reinere Natur, reinere Kunst. Ein Irrtum. Lieben ist Sich-aufgeben. Der Impressionist aber macht sich über die Natur her, ihr „reinere" Kunstgesetze aufzuzwingen. Was ist das aber? Wir sahen das Ende: Wissenschaft. Der Impressionismus endet für seinen Teil in Ablösung des persönlichen Empfindungskomplexes durch physische Gesetze. Er ist gar nicht als Kunstentwicklung zu beschreiben (überhaupt Kunstentwicklung! Man macht am Ende des mythologischen Zeitalters schnell noch ein mythisches Geschöpf aus der Kunst, das „sich" entwickelt!), sondern nur als Sichtbarwerdung eines beträchtlichen

Digitized by Google

Gebietes unserer Seelenkrisis. Und so führt er unmittelbar in den Expressionismus über. (Wo wäre in Albert Weisgerber, in Maria Caspar-Filser der Im- vom Expressionismus zu scheiden?) Hier, im Expressionismus, soll zwar programmgemäß ein neues Reich des alten Ichs aufgehen, das sich nur bedingungsloser zu finden weiß, aber wir sehen nur die letzte Phase des Immer-noch-Kunst-wollens; das Stammeln, das Flüchten ins allerdürftigste Fragment dieses Wollens. Hier müßten doch endlich auch dem Professions-Kunstschreiber die Augen aufgehen, wenn er welche hätte: wo ist hier noch eine Kunst, die „sich" entwickelt hat? Edwin Scharff kriecht in Michelangelo zurück . . . Ganz gewiß ist hier etwas sichtbar gemacht: die Unfähigkeit der Kunst, etwas „selbst zu sein". Und das Absterben ihres Unnennbaren, ihres Reinsten — ihres Empfindungszaubers, dort, wo sie nur noch Verkümmerung zu versichtbaren hat. Verkümmerung aber ist in einer Zeitseele, die sich auf der Flucht vor der Vorstellung immer noch aus Gründen irgendwelchen Herkommens an der Kunst festklammert, um sich sichtbar zu machen.

Wohin wird sich die Seele durchringen? Wird die Befreiung von der Vorstellung endgültig sein? Oder eine neue Welt der Vorstellungen entstehen, mit neuem Durst nach Sichtbarkeit? Darüber gibt die Kunst von heute keinen Aufschluß. Deutlicher nur scheidet sie sich in die Zweiheit: Panoptikum und Mystik.

Christian Dietrichs letztes Abenteuer

Von Manfred Georg

Ein später, regnerischer Sonntagnachmittag dämmerte trübe in den Raum des Wirtshauses „zur Stadt Frankfurt". Auf den Tischen hatten die Biergläser ihre schlüpfrig-breiten Ränderspuren zurückgelassen. Rauch zog dick durch die niedrige Stube. Am Boden breiteten sich kleine, schillernde Tümpel verschütteten Weines. Ganz Detmolds Honoratiorenschaft hockte dumpf und gelangweilt auf den fleckigen Schemeln. Man trank sich zu. Die Köpfe erschienen im Dunst größer, unförmiger zu werden. In einer Ecke flüsterten junge Burschen über Politik und hielten zögernd inne, wenn der fürstlich lippesche Archivrat Binder seinen dicken Weißkopf wie horchend zu ihnen durch den Qualm bohrte. Mit sinkender

Digitized by Google

Dunkelheit verrannen aber auch diese Gespräche in Einsilbigkeit. Nur das klippende Zusammenstoßen der Becher und das Klappern des Geschirrs aus der Küche waren die einzigen hellen Laute in diesem Nebelmeer, das immer dichter um die Häupter der Zecher wogte. Die Zinnkannen auf dem Schenktischbord blinkten wie Leuchtturmfeuer darin. Eine rot schwelende, stinkende Erdöllampe kämpfte vergebens mit ihren kurzstrahligen Lichtfingern gegen die wallenden Schwaden.

Plötzlich wurde es am Mitteltisch laut. Eine grobe und eine ängstliche Stimme hoben sich deutlich ab. Dazwischen tönte Gelächter und Zuruf. Etliche sprangen auf, um zu sehen, um was man stritt. Der Archivrat Binder lag über den Tisch gebeugt und zerrte ein schmächtiges, vertrocknetes Männchen am Arm. Es wehrte sich ängstlich und seine runden Knabenaugen, die tief in einem riesigen, von einem dünnblonden Haarbusch überwehten Schädel lagen, lugten hilflos von einem zum anderen. Sein Kinn war unter dem breiten Trinkermund wie weggesackt und der Kopf schien wie eine von Kinderhand verschnittene Kartoffel auf dem dürren Leibe, der in der verschlissenen Uniform eines Bataillonsauditeurs steckte, hin und her zu wippen. „Also los, Grabbe, zieren Sie sich nicht. Lesen Sie uns Ihr neuestes Opus vor. Schließlich will man doch, wenn man so ein Genie in seiner Stadt hat, auch Anteil nehmen an seinem Schaffen und Wirken." Beifällig schmunzelte die Tafelrunde. Man erwartete sich einen Hauptspaß und keiner war dabei, der diesem größenwahnsinnigen, versoffenen Poeten, auf den die ehrsamen, detmoldischen Bürger ohne Stolz, aber mit um so größerer Verachtung blickten, nicht aus vollem Herzen einen demütigenden Denkzettel gegönnt hätte. Grabbe, den der Wein schon nicht mehr klar sehen ließ, der aber instinktiv fühlte, daß man ihn in eine Falle locken wollte, kreuzte die abgezehrten Hände wie schützend über der Brust. Seine Stimme klang weinerlich. „Aber Herr Rat, ich habe doch nichts hier. Ich kann ja auch garnicht vorlesen!" Binders Gesicht warf höhnische

Digitized by Google

Falten. „Ihr nicht vorlesen, der Ihr vor Tieck und dem Intendanten Könneritz spieltet?!" Der Brauer Knust wieherte vor Entzücken. Grabbe, dieser halbblinde, lahmbeinige Held! „Ihr nichts bei Euch haben, der nicht einen Fidibus sieht, ohne ihn zu beschreiben?!" Mit diesen Worten schob der Rat, dessen verkniffene Augen vor Vergnügen funkelten, ein mächtiges Glas Arrak vor den Dichter. Der starke Geruch betäubte schnell die Widerstandskraft. Er stürzte die brennende Flüssigkeit herunter. Dann begann er, in seiner Brusttasche zu wühlen.

„Also lest, Christian Dietrich, wir hören!" Die Ellbogen stemmten sich würdig in Positur, man stieß sich gegenseitig an, kicherte in sich hinein. Endlich zogen Grabbes zitternde Hände zwei Bogen engbekritzelten, schmutzigen und eingerissenen Papiers hervor. Er glättelte sie liebevoll, schob die Flaschen und Krüge beiseite und beugte sich ganz tief über die Blätter; denn er sah sehr schlecht. Seine knollige Nase schien fast auf dem Papier zu liegen. Langsam bewegte er die Zunge; sie saß ihm wie geschwollen im Mund. Die Schriftzeichen verschwammen vor seinen Augen. Er stammelte den Titel: „Die Hermannsschlacht." „Auf den Spuren Klopstocks und Kleists also?" gröhlte Binder. Die übrigen brüllten vor Lachen. Diesen windschiefen Trunkenbold sich in einer Verbindung mit dem gigantischen Germanenringen zu denken, schien ihnen aber auch zu komisch. Grabbe sah Binder verständnislos an. Er begriff diese Lustigkeit nicht. War er nicht der Dichter des „Gotland", des „Napoleon"? Was hatten diese dummkrötigen Gesellen zu lachen, wenn er vorlas? Wut stieg in ihm auf. Aber der Wein ließ ihn nicht zum Verstehen durchdringen. Er feuchtete schmatzend die Lippen, zuckte mit den spitzen Achseln und blinzelte den Archivrat ratlos an. Der fühlte vor diesem flehenden Blick etwas wie Scham. „Laßt Euch nicht stören durch meine Frage. Fangt an!"

Und der Dichter fing an. Stockend, holpernd, wand er sich von Satz zu Satz, von Szene zu Szene. Mitunter irrten seine Gedanken ab. Dann unterbrach er sich und flocht irgend eine

Digitized by Google

Zote hinein. Die Tischgenossen quittierten dankbar mit einem Stampfen der Gläser. Sonst aber zogen sie enttäuschte Mienen. Ueber das Stottern und Rülpsen konnte man sich nicht allzulange ergötzen und was dieses abgemagerte Rauhbein sonst las, schien recht verständlich, vernünftig, sogar auch, was man in Berlin und Düsseldorf „dichterisch" genannt hatte, zu sein. Einige gähnten. Binder stützte leicht den Kopf in die Hand, um nicht zu zeigen, daß er die Augen geschlossen hatte. Allmählich wurde Grabbe sicherer. Seine Trunkenheit verflog vor dem kalten Hauch, der aus seinem Drama stieg. Noch einmal hatte er in dieses letzte Werk, das seine müde Seele sich abgerungen hatte, all sein Wünschen und Hoffen verströmt, seinen Haß gegen die Herrschaft geschäftlicher Nüchternheit, gegen die Kleinheit diplomatischer Windmachereien entkettet. Des Teutoburger Waldes Eichen rauschten über ihm, er zog mit eisenstarrenden Legionen durch das sumpfige Gebirg, litt mit den unter römisches Recht gebeugten Freien, flog an der Spitze der Bructerer zum Kampf an die Werra und küßte Thusnelda auf das goldene Haupt, das wie schwerer Weizen im Mittag glänzte. Grabbes Stimme wurde klar. Nur noch die in scharlach'nem Rot leicht aufgewellten Backen zeugten von seinem Rauschfieber. Er reckte sich. Die gelblich-pergamentene Hand fuhr gebieterisch aus dem blauen Aermelaufschlag. Fast schön leuchteten die Augen, die in unsichtbare Fernen kreisten. Er riß sich den Kragen auf. Auf seine Bartstoppeln trat leichter Schweiß. Rings um ihn saßen nicht Detmolds Bürger. Er war wieder zwanzigjähriger Student und pokulierte mit seinen Kumpanen in Lutter und Wegeners verräucherten Gewölben. Da unten links stand ja der lockige Heine mit seinem traurig spöttischen Lächeln und dem schmalgekrümmten Mund; hinter einem bauchigen Faß lag von Uechtritz's lange Gestalt und hörte schon wieder nichts mehr von dem, was um ihn vorging, während der besonnene Köchy mit heiterer Stirn neben Heine saß und bedeutungsvolle, auf ihn, den Dichter, den neuen Shakespeare, gemünzte Blicke mit Gustorff und dem blaß-

Digitized by Google

wangigen Bruder der göttlichen Rahel, Ludwig Robert, wechselte. Grabbe sprang auf. Er breitete die Arme. Der Pfeifendampf legte sich grau wie ein bestaubter Lorbeerkranz um sein Haupt. Das war nicht mehr der kranke kümmerliche Poet, der grämlich und bissig seine Tage verschlief und seine Nächte verzechte, das war Armin selbst, seinen Reitern vorandonnernd, den sausenden Nordwind in Haarbusch und Brünne.

Da schlug ihm der Qualm eines niedergebrannten Stummels beizend in den Hals. Er schluckte, hustete, mußte sich unterbrechen. Als er seine Stimme nicht mehr hörte, weckte ihn die Stille jäh aus seinem herrlichen Traum. Fassungslos blickte er um sich. Die Tische mit den abgegessenen Tellern, die halbgeleerten Gläser, die umhergestreute Asche brachten ihn zur Besinnung. Nur wenige Gäste waren noch geblieben. Und die lagen, die Köpfe auf den Tischplatten, und schliefen. Die Glatze Knusts, des Brauers, blinkte fahl und wie höhnisch in dem ungewissen Licht. Der Rat Binder lag friedlich in seinen Stuhl zurückgelehnt und schnarchte. Ein schaler, abgestandener Geruch durchsäuerte die Luft. Grabbe wurde bis zum Hals hinunter totenweiß. Seine Finger knifften das Papier messerscharf zusammen. In der stickigen Hitze begann ihn zu frieren. Die Atemzüge der Schlafenden kreuzten sich und verflossen ineinander. Der Dichter sah immer noch mit einem halb verlegenen, halb verdutzten Lächeln um sich. Dann begriff er's. Er hatte vor tauben Ohren gelesen. Das Blut schoß ihm mit solchem Ruck in Stirn und Wangen; daß es durch die Haut zu brechen schien; er wollte schreien, aber nur ein heiseres Winseln kroch aus seiner Kehle. Seiner selbst vor Scham und Wut nicht mehr mächtig, ergriff er ein Seidel und schwang es, um es auf den Kopf des vor ihm liegenden Brauers zu schmettern.

Da blieben seine flatternden Blicke in zwei großen, dunklen, schreckerstarrten Augen hängen, die ihm durch den Dunst entgegenblitzten. Mit einem Ruck stellte Grabbe das Glas hin. Die Augen hinter dem Schenktisch lösten sich aus ihrer Regungslosig-

Digitized by Google

keit und wurden lebendig. Der Dichter stürzte über die umgeworfenen Stühle auf sie zu. Er griff ins Dunkle, faßte einen weichen, sanften Arm und zog ein vierzehnjähriges Mädchen hervor, das sich scheu hin und her wand. „Bitte, bitte, sagt es nicht Vater, daß ich hier war; er prügelt mich sonst braun und blau." „Gehörst Du denn zum Haus, mein Kind?" fragte Grabbe und führte die sich Sträubende in den Lichtkreis der Lampe. „Ja. Mein Vater ist der Wirt von der „Stadt Frankfurt". Ich hörte Euch in meiner Kammer oben lesen und schlich mich herunter. Eure Stimme scholl so gewaltig. Und wie die einen gingen und die anderen einnickten, Ihr es aber nicht merktet und nur ich noch wach war und zuhörte, da bildete ich mir ein, ich sei die Königin und Ihr mein Dichter, der mir seine Lieder vorliest." Grabbe strich über die Stirn des Kindes; unendlich zart glitt seine hartgenarbte Hand darüber. „Ihr die Königin und ich Euer Dichter?" Seine Schultern zuckten hin und her; sein Mund bog sich lautlos, verkrümmt nach unten. „Ja, und meinen ganzen Hofstaat hatten Eure Worte verzaubert. Es war so herrlich. Warum habt Ihr nur aufgehört? Und wie geht es nun weiter, sagt doch; wird der Römer nun getötet?" Bettelnd hatte das Kind seine Backe auf Grabbes Hand gepreßt. Er zog sie unwillkürlich zurück. „Mein liebes Kind —." Das verdammte Würgen in der Kehle! „Ach lest doch weiter, ja?" Das Mädchen streichelte schmeichelnd des Dichters magere Hände. Da ließ er sich am Tisch nieder. Das Kind kauerte sich daneben. Und zwischen dem Schnarchen der Zecher und dem Stöhnen der Träumenden las Grabbe die „Hermannsschlacht" zu Ende. Ueber seine Wangen purzelten die Tränen. Er wischte sie mit der Hand fort und verschmierte sich das Gesicht. Aber er las und las.

Da, als gerade Varus sich in sein Schwert stürzen wollte, polterte jemand ins Zimmer. Es war der Wirt. Als er seine Tochter in dem gelben Dunst zwischen den Säufern an Grabbes Seite knieen und ihre glänzenden Augen sah, die sich an des Dichters Lippen festgesogen hatten, brach er los. Die Beiden

Digitized by Google

fuhren auseinander. „Verdammtes Balg, wirst Du wohl hinauf ins Bett. Na wart'! Morgen sprechen wir weiter über deine nächtlichen Ausflüge!" Er stieß das Mädchen roh zur Tür hinaus; dort drehte es sich noch einmal um. Grabbe nickte ihm mit einem ohnmächtigen Lächeln zu. „Und ihr, mit eurer Firlefanzerei, tätet wohl besser daran, nach Hause zu gehen. Verdreht ihr mit eurem Gewäsch dem Kinde noch einmal den Kopf, so werdet ihr mich kennen lernen." Grabbe schwieg. Er stand auf. Ueber seinem Antlitz lag ein Schimmer, vor dem der Wirt zurückwich. Der Dichter aber grüßte ihn mit einer fast feierlichen Gebärde. Dann schritt er hinaus, so gerade und sicher, wie er lange nicht einhergegangen war.

Als er jedoch draußen war, sank er matt wieder zusammen. So schwankte er schief über die windstille lehmige Straße. Im Mondlicht sah er seinen Schatten hin und her tanzen. „Sie die Königin und ich ihr Dichter!" summte er halblaut vor sich hin. Da sah er in einer hell belichteten Wasserpfütze sein verwüstetes Gesicht und sein zwergichtes, zerstörtes Körperchen. Seine vergeudeten, verfehlten Lebensjahre fielen ihm ein. Und die Erkenntnis kam ihm mit solcher Heftigkeit, daß er gellend vor Schmerz aufschrie und zu Boden stürzte. Er brach in ein wimmerndes Weinen aus, das ihn von Kopf bis zu den Füßen durchschüttelte, und konnte sich nicht erheben. So fanden ihn zwei spät heimkehrende Bürger. „Betrunken!" sagte der eine. „Pfui Teufel, dieser Lump!" der andere. Dann hoben sie den wie ein Kind schluchzenden Dichter auf und trugen ihn nach Hause. Dort verschied er einige Tage später, während seine Frau Lucie in der Dachstube die schmale Erbschaft ausrechnete, in den Armen seiner Mutter am zwölften September achtzehnhundertachtunddreißig. Die Aerzte sagten: an Rückenmarksschwindsucht.

Digitized by Google

Der Kampf um Konstantinopel

Rumäniens Eintritt in den Weltkrieg macht uns nicht eigentlich das rumänische Problem richtig. Zwar geht das Schicksal Siebenbürgens uns nahe genug, um der jahrhundertealten deutschen Kulturarbeit, die auf diesem Außenposten geleistet wurde; aber wir sind voll Zuversicht, daß neben der deutschen Anstrengung hier die ungarische das Höchste leisten wird, um die Gebote der eigenen Staatsgeschichte zu erfüllen. Im großen Zusammenhang bedeutet die rumänische Entschließung, daß der Kampf um Konstantinopel in eine neue Phase eintritt.

Nicht von Rumänien her. Wenn dieses seine Truppen auch gegen Süden aufstellt, so gilt das Bulgarien. Man weiß in Bukarest, wie tief Sofia die Abpressung des Dobrudschastreifens mit Silistria im Jahre 1913 empfindet und der Konflikt der beiden Staaten ist die mehr innere Auseinandersetzung, wer Balkanvormacht sein wird: Rumänien oder Großbulgarien. Diese Frage findet ihre letzte Antwort natürlich auch erst im Gesamtergebnis des Krieges: sie ist hier Haupt-, sonst Nebenvorgang.

Aber daß den Russen jetzt der europäische Landweg gegen Konstantinopel freigegeben ist, darin liegt das schwerste Gewicht. Die „Bestrafung" Bulgariens ist moralische Verkleidung. Die abtrünnige Schöpfung zu züchtigen, Serbien wiederherzustellen — das sind russische Pläne und Reden, die aus dem Kriegsverlauf gewachsen sind. Der Angriff auf Konstantinopel ist aber der Inhalt des russischen Denkens überhaupt. Was bedeuten Kowel, Wladimir Wolinsky, ja selbst Lemberg daneben! Wenn man sieht, wie seit dem Tag, da die russisch-rumänische Militärkonvention abgeschlossen wurde, die Massenstürme an unserer Ostfront abbrachen, die sonst nur kurze Pausen kannten, so mag daran nicht nur der ungeheure Blutverlust der vorangegangenen Wochen schuldig sein, sondern eine grundsätzliche Aenderung des russischen strategischen Ziels. Die um Kiew gesammelten Reserven sollen sich nicht an Kilometererfolgen in Galizien verbluten, sondern für Wichtigeres geschont werden. Die ganze russische Offensive gegen Westen erscheint unter solchem Gesichtspunkt, der vielleicht noch zu konstruiert ist, als eine Flankendeckung für den drohenden Stoß nach Süden.

Vor bald vierzig Jahren machten sich zum letztenmal russische Regimenter auf den Weg südwärts und die Rumänen folgten ihnen, um sie aus bedrohter Lage zu retten. Vor dem Ziel trat den Truppen die englische Drohung entgegen — Konstantinopel blieb türkisch, Rumänien aber blieb um seinen Siegespreis, Bessarabien, betrogen. Der Vorgang wiederholt sich — nur wird Rumänien diesmal die Vergrößerung seiner Westgrenze versprochen und auf dem Marsch zu den Meerengen stellt sich der bulgarische Staat, die Schöpfung jenes Krieges von 77/78, dem erobernden Willen entgegen.

Es ist, um den politischen Voraussetzungen der kommenden Wahrscheinlichkeiten nahe zu sein, wichtig und aufschlußreich, sich die ganze Bedeutung der Meerengenfrage für Rußland klar zu halten. Dann begreift man, daß sie unter den mancherlei „Kriegsgründen" diejenige des stärksten weltgeschichtlichen Pathos ist. Der verdienstvolle Publizist Axel Schmidt hat eben bei Engelhorn in Stuttgart eine kleine Arbeit erscheinen lassen „Das Endziel Rußlands" — sie exemplifiziert fast nie auf Rumänien, und doch ist sie durch nichts so „aktuell" geworden als durch die Wen-

Digitized by Google

dung der letzten Woche. Denn hier wird mit höchster Klarheit, wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und publizistischer Energie dargestellt, wie so, warum, seit wann und in welchen Formen der Zug nach Konstantinopel das Kernstück der russischen Politik und Ideologie ist. Bedeutsam darin erscheint uns vor allem der Nachweis, daß der Gedanke an Zargrad den Träger wechselte — daß das Erbe religiös-panslavistischer Theorien vom „Neuslavismus" mit völlig neuer Wucht übernommen, daß es vor allem die imperialistischen Liberalen, die gewerbliche und kommerzielle Bourgeoisie sind, die dem Zug nach Konstantinopel eine neue Bedeutung beimessen, entsprechend der raschen Zunahme der Ausfuhrmöglichkeiten in den Randgebieten des Schwarzen Meeres. Die verschieden schattierten Theorien von Danilewski und Dostojewski, hinter denen staatliches Machtgefühl und Romantik standen, haben bei den Miljukow, Matlakow, Mitrofanow, in den Statistiken des Handelsamt eine viel realistischere Färbung erhalten. In steigendem Maße ist auch während des Krieges die konstantinopolitanische Frage zum Bewußtsein der russischen Politiker durchgedrungen.

Was wir erleben werden, ist darum ernsthafter als das Fischer-Churchillsche Gallipolexperiment. Die russische Flotte hat sich ja bisher nicht gerade hervorragend geschlagen, sondern konnte fast von der neuen „Goeben" in Schach gehalten werden und hat nie ernsthaft vor dem Bosporus demonstriert. Jetzt hat sie in Konstanza einen Stützpunkt. Vielleicht wird sie sehen, mit dem Landheer zusammenarbeiten zu können. Die außerordentlichen Fragen finden sich aber an der Dobrudschagrenze. Im Augenblick treten sie noch hinter den Siebenbürgener Begegnungen zurück. Für Bulgarien, vor allem aber für die Türkei kommt jetzt die große Kraftprobe, die ihr militärpolitisches Schicksal entscheidet. Wie sehr der weltpolitische Gedanke Deutschlands mit der Antwort verbunden ist, bedarf keiner Darlegungen. Welches Glück und welche festigende Zuversicht, daß in dem Augenblick einer solchen „weltgeschichtlichen Verjüngung" des langgestreckten Schützengrabenkrieges Männer an die Spitze der deutschen Kriegsleitung gestellt wurden, wie Hindenburg und Ludendorff, die eine freie weiträumige Phantasie besitzen und in Massen zu denken vermögen.

Theodor Heuss

Baltische Verse.

Ein schmales Buch, genannt „Die jungen Balten"*) vereint die Verse einiger bisher in Deutschland kaum gekannter Herren und einer Dame, denen an sich nicht mehr gemeinsam ist, als die Herkunft aus den eben jetzt in Wort und Tat so umstrittenen baltischen Landen. Gerade indessen neben dem Gedanken an diesen gleichzeitigen allerwirklichsten Kampf berührt die durchaus unpolemische, rein ästhetisch bestimmte Haltung dieser Sammlung überaus wohltuend.

In der Tat, jene verstimmend anspruchslose Schützenfestlyrik, die gewöhnlich derartige von landschaftlichen Rücksichten beeinflußte Veröffentlichungen entstellt und zur Diskreditierung alles sogenannten „Heimatkunst" das Ihrige getan hat, braucht man hier nie zu fürchten. Keine Zeile des Bandes — diesen nicht geringen Ruhm muß man ihm zunächst zugestehen — sinkt unter die zarte Gefühlslinie des Erträglichen.

*) Erschienen als Band 4 der Sammlung „Ostsee und Ostland" bei Felix Lehmann, Berlin-Charlottenburg 1916.

Digitized by Google

Näher dringende Betrachtung läßt dann diese jungen Dichter zu zwei Gruppen oder Zirkeln sich sondern — (obwohl beide Ausdrücke viel zu brutal für die ganz schwingende, oft kaum spürbare Trennung sein möchten):

Auf der einen Seite sind jene zu gewahren, die — wenn auch vielleicht nicht körperlich — in ihrem von Meer und Wald umhegten Lande blieben, — auf der andern die, denen die heimatliche Diaspora zu enge wurde, — was ebenfalls nicht buchstäblich zu nehmen ist. Der erste Kreis ist stiller und naturhafter, getragener im Rhythmus, seelischer, träumerischer im Ausdruck. Der zweite ist unbekümmerter, kecker, knapper, von hell hämmernder Stimme wie die neudeutsche Großstadt. Der erste beruht auf gepflegtester, artistischer Tradition vergangener Jahrzehnte, könnte fast antiquiert wirken, ist aber viel zu geschmackfest, um je in leeres Pathos zu verfallen. Der zweite ist vom stürmischen Blut jüngsten reichsdeutschen Schrifttums durchströmt, nervös geweckt, aber viel zu selbstsicher und gelassen, um sich je neurasthenisch zu gebärden.

Es verschlägt wohl nichts, wenn man die vom Herausgeber angedeutete Ahnenkurve dieser Dichtung zu zweien spaltet und die erste etwa über C. F. Meyer und Storm, zu Liliencron und Dehmel leitet, die zweite von Nietzsche zu Rilke und über Morgenstern zu Werfel und Blaß.

Was diese beiden Aeste dann wieder zusammenführt, ist vor allem ein sehr ausgesprochener Sinn für den Reiz strenge geknüpfter Form, insbesondere eine Vorliebe für die aristokratische Geste des Sonetts. Trotzdem blieb alle Steifheit fern. Es sind vielmehr in diesen Versen Dinge zu finden von einer schlechthin letzten Soigniertheit und Ausgeglichenheit des Vortrages, die doch in ihrer jugendlich verwegenen Unmittelbarkeit so tief in innerste Seelenschächte reichen, daß man unter ihrer Berührung die Augen schließen muß.

Eins endlich zeichnet dann noch dieses Buch aus und ist so unzweifelhaft deutschen Geblütes, daß es vielleicht an überzeugendsten für den innigen Zusammenhang der baltischen Seele mit der deutschen spricht: ein zwar leiser, aber selten ganz unhörbarer Unterton von weltmüder, ewig friedlos über das Gegebene hinausspähender Sehnsucht. Sie ist ja doch — trotz aller heute von der Notwendigkeit entfachten weltpolitischen Aktivität — vornehmstes Erbgut des Deutschen von jeher; wenn sie ihn auch mehr belastet als zufriedenere, glücklichere Völker, ist sie es doch zuerst, die ihm seine Ehrenkränze im sternennahen Reich der Geister sichert.

Werner Richter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Rumänien

Von Frhr. von Stetten

Das Rumänien von heute, das im Kriegszustand mit den Zentralmächten steht, an die es seit langem politische, kulturelle und wirtschaftliche Anlehnung gesucht hatte, mit der Türkei gar auf Seite Rußlands, obwohl es die Russifizierung des Balkans und insbesondere des Bosporus als Nagel am rumänischen Sarg einschätzte und auch kaum die Folgen des russischen Durchmarsches vom Jahre 1877 vergessen durfte — steht scheinbar im Widerspruch zu dem Rumänien König Karols, dessen Politik dahin ging, aus Rumänien keinen vom Wechsel zwischen Größenwahn und blinder Abhängigkeit von einer Mächtegruppe hin- und hergeworfenen Balkanstaat werden zu lassen, sondern als Klasse für sich, einen Donaustaat zu schaffen, der durch politische Reife eine Vorherrschaft im Orient behaupten und sich als Bollwerk gegen die hergebrachte, russische Balkanpolitik einen hohen Wert sichern müsse.

Scheinbar — denn es zeigt sich, daß der Einschlag, den der kluge, besonnene Karol in das politische, soziale und wirtschaftliche Leben des Rumänentums zu geben wußte, um der nationalen Selbstüberschätzung, dem typischen Leichtsinn und der Neigung zu allen Lastern und Fehlern der Romanen (ohne deren gute Eigenschaften) beim Bojarentum entgegenzuwirken und die klaffende Spaltung zwischen der der Korruption zusinkenden Intelligenz und der stumpfsinnig-indolanten Bauernschaft Rumäniens zu überbrücken, ein ganz unzureichender war. Wohl genügte, um die Geldgier und Habsucht der höheren Klassen, die durch wachsende Gewinne der entstehenden Industrie, vergleichs-

Digitized by Google

weise zur früheren ungemischten Agrarwirtschaft, noch weiter zu wecken und zu reizen, nicht aber zur Herstellung eines guten moralischen Haltes.

Und an diesem Punkt hat die Entente das Rumänien von heute angefaßt und nur zum Schein die nationalen Gelüste der Rumänen stimuliert, im Grund Rumäniens Politik gekauft.

Jeder tiefer in das Getriebe in Bukarest eingedrungene Politiker mußte seit Langem wissen, daß die Neutralität Rumäniens ein bezahltes Werk der Entente geworden war und konnte sich das Pendeln Rumäniens aus ganz anderen Gründen erklären, als etwa aus der Unschlüssigkeit, ob Rumänien auf dieser oder jener Seite eingreifen werde. Insolange die Sache unserer Gegner nicht anderwärts schief stand, noch nicht überall zu stocken begann, stand der Druck der Entente, die aktive Mitwirkung Rumäniens für das investierte Geld zu verlangen, nicht im Zeichen übermäßiger Dringlichkeit. Man begnügte sich, etwaiger Gegenarbeit entgegenzutreten. Rumänien war ja doch schon einmal gekauft und ein Ausspringen durch Zurückhalten des zwar bereitstehenden Heeresbedarfes jenseits der Grenze gesichert. Daß Rumänien selbst das Eingreifen möglichst lange hinausschob, ist erklärlich. Vielleicht dachte es, leichtere Arbeit zu finden, weniger Blut zu opfern, wenn der Gegner schon anderwärts entscheidend geschlagen sein würde, und es nur zur Geltendmachung seiner Ansprüche bei der großen Friedensliquidation, noch den bekannten Eselstritt zu verabreichen brauchte. Darin haben sich der Schwachkopf auf dem rumänischen Thron und auch der gerissene Spekulant Bratianu jedoch gründlich verrechnet. Sie hätten wahrscheinlich gerne auch ihren Käufer um einen Teil des Kaufpreises betrogen. Die Tatsächlichkeiten des Krieges haben das verhindert. Die Entente verlangte das Erscheinen auf der Kriegsbühne zu einem Zeitpunkt, da noch wilde, große Kämpfe bevorstehen. Es heißt also jetzt auch für Rumänien schwere Blutopfer zu bringen.

Digitized by Google

Nachdem die rumänische Beteiligung ja doch nur Aussichten auf Erfolg bietet, wenn sie zureichend *starke, russische Hilfe* findet, hängt für Rumänien *alles* — Existenz, Zukunft, selbst die Bewahrung des empfangenen Kaufpreises, von den Gebietszusagen ganz abgesehen, *nur von Rußland ab*. Und hier liegt der Has im Pfeffer. Denn er eröffnet auch im Siegesfall — und vornehmlich in diesem — die Zukunftsabhängigkeit von Rußland für Rumänien mit zweifelloser Gewißheit.

Daß die rumänische Politik mit zunehmender staatlicher Bedeutung stets ein begehrliches Auge auf Siebenbürgen, Bukowina und auf alle ungarischen Gebiete mit rumänischer Bevölkerung gerichtet hatte, daß sie keine Mühe und keinen Aufwand scheute, dort ein irredentistisches Feuer zu unterhalten, daß Rumänien aus mehrfachen wichtigen Gründen seine Umfangsvermehrung lieber auf österreichisch-ungarische Kosten vornehmen wollte, als auf russische, um etwa Bessarabien wieder zu erlangen, ist aus rumänischem Gesichtswinkel leicht zu begreifen. Eine Ausdehnung nach Westen entspricht sogar dem Ideal des verstorbenen Karols besser, Großrumänien nicht in den Osten zu verlegen, sondern als rein-europäischen Staat in die Weltkarte einzufügen. Weiter hat es Rumänien nicht daran fehlen lassen, lebhafte Propaganda in der ganzen Außenwelt dafür zu machen, daß die magyarische Herrschaft das Rumänentum schwer bedrücke und schädige. Endlich galt in Bukarest die Voraussetzung, daß von Oesterreich-Ungarn nach einem etwaigen Gebietsverlust keine so nachhaltige Feindschaft zu erwarten und zu befürchten sei, als von einem Rußland, dem Bessarabien etwa hinterrücks weggenommen worden wäre. Rußland würde — so nahm man wohl in Rumänien an — gar bald wieder nach beendetem Krieg zu seiner alten Orientpolitik, die nach dem Bosporus und den Dardanellen zielt, zurückgreifen und Rumänien, und zumal ein feindlich gewesenes, überrennen.

Es ist erwiesen, daß Rumänien vor Eintritt in den Krieg die Entente beschwor, alles zu versuchen, Bulgarien zur Neutralität

Digitized by Google

gegen Rumänien zu verleiten. Weitgehende Gebietszusicherungen an Bulgarien, darunter auch solche auf rumänische Kosten in der Dobrudscha, wurden ausgespielt. Da dieser Plan mißlang, mußte sich einerseits Rußland verpflichten, eine bedeutend höhere Hilfsziffer für die rumänische Sache auszusetzen, und andererseits die Entente, die äußerste Gewalt gegen Griechenland anzuwenden, damit dieses der zernierten Armee Sarrail die Aufgabe erleichtere, Bulgarien zu binden.

Inwieweit diese Spekulation gelingen kann, ist derzeit nicht zu ermessen, wenn es auch hochwahrscheinlich ist, daß das politisch unverläßliche und überdies zerwühlte und in den Daumschrauben der Entente steckende Griechenland in der allernächsten Zeit seinen Widerstand aufgeben und Sklavendienste für die Alliierten tun werde. Damit rechnet man längst bei den Mittelmächten.

Ein geradezu widersinniges Gepräge erhält auch das rumänisch-türkische Verhältnis. Rumänien hatte längst keinen Anlaß mehr, gegen die Türkei aufzutreten, wohl aber tausend Gründe, für die Erhaltung der europäischen Türkei einzutreten.

Der slavische Ring, der sich um die rumänische Enklave legen wird, ist insolange nicht geschlossen, als es ein türkisches Konstantinopel gibt.

Diese politische Fundamentalerkenntnis läßt sich weder durch Aussichten auf siebenbürgische Gebietsgewinne noch durch Ententezusicherungen über freie Meeresengen, wenn Rußland durchbrechen würde, wegfaseln.

Rumänien ist an den Glücksspieltisch getreten und muß nun — gar nicht freudig und gar nicht erfolgsgewiß, sein Alles auf eine Karte setzen. Va banque.

Digitized by Google

Neuorientierungen

Von Heinrich Rustige

Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland, herausgegeben von Dr. A. Bozi und Dr. H. Heinemann, bei Ferdin. Enke, Stuttgart.

Als im Jahre 1915 die Kriegsbegeisterung des Herbstes 1914 sich in einen entschlossenen Ernst wandelte, begann auch das Nachdenken über die Gestaltung der Dinge im Innern des Reiches und der Einzelstaaten nach dem Krieg. Den vielfach etwas allgemeinen Sprüchen in den Tagesblättern folgten dort selber und in den führenden Zeitschriften ernstere, tiefer gehende Aufsätze, bis dann einen einzelnen aber in sich geschlossenen Abschnitt der politisch zweifellos der wichtigste war, herausgreifend das Buch Thimme-Legiens erschien: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland", der erste Schritt auf der Bahn wissenschaftlich-zusammenfassender Behandlung dieser Dinge.

Das Buch gehörte zu unserer Feldbücherei, aber leider konnte ich es nur wenige Tage und damit nur einige kurze Stunden genießen, da uns ein Abmarschbefehl überraschte. Einzelne Arbeiten daraus haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und so hat mich das Werk Bozi-Heinemanns, das mir liebe Freundschaft auf das Bett des Lazaretts legte, um so mehr interessiert, als es in einzelnen Teilen wiederum die Stellung der Arbeiterschaft und ihrer Verbände im Neuen Deutschland zum Gegenstand hat, sich aber, wie schon der Titel ausweist, noch andere Arbeitsgebiete gewählt und damit einen Schritt weiter auf dem Wege der „Nachkriegswissenschaft" gemacht hat.

Das Buch enthält 25 Aufsätze, wovon man zu dem Gebiet der Rechtspflege 9, der Verwaltung 3, des Arbeitsverhältnisses 4, den Rest zu der inneren und äußeren Politik in ihren verschiedenen Ausstrahlungen zählen darf. Eine Einführung wird ersetzt durch den packend geschriebenen Aufsatz Heinemanns: „Die soziale Kraft der Koalition." Nachdem Heinemann in großen Zügen dargestellt hat, wie sich im deutschen Vaterlande eine gewaltige Umwertung der Stellung und Bedeutung unserer Arbeiterschaft auf der einen Seite, des Militarismus — das Wort hat ja jetzt einen guten Klang! — auf der andern Seite vollzogen hat und wie bei Ausbruch des Kriegs das gemeinschaftliche Interesse an Deutscher Kultur und Deutschem Wirtschaftsleben sich als starke und tragfähige Brücke eröffnet hat, auf der sich die sozialen und durch das Arbeitsverhältnis begründeten Gegensätze treffen und ausgleichen konnten und mußten — zeichnet er mit großen aber scharfen Strichen

Digitized by Google

den mächtigen und so wertvollen Einfluß, den die großen Verbände und Genossenschaften der Arbeitnehmer, aber auch der Arbeitgeber auf den günstigen Verlauf des gewaltigen militärischen und wirtschaftlichen Kampfes in allen seinen Beziehungen von der ersten Stunde bis jetzt ausgeübt hat. Aus diesem „Triumph des Koalitionsgedankens im Weltkrieg" zieht Heinemann die Folgerung, daß nach dem Krieg die deutsche Arbeiterschaft „zum Anschluß an das Staatsganze, zur organisierten nationalen Zusammenarbeit auf dem ethischen Boden der Selbstverantwortung" zugelassen werden müsse: er fordert die volle Koalitionsfreiheit!

Dieser Gedanke bleibt der rote Faden in denjenigen Arbeiten der anderen Mitarbeiter, in denen das Verhältnis der Arbeiterschaft zum Staat oder zum Arbeitgeber irgendwie berührt wird. Und überall wird die Forderung Heinemanns freudig bejaht mit einer Ausnahme: Der Geschäftsführer der Landwirtschaftskammer Posen Dr. Hoffmeister bekämpft meinem Empfinden nach mit unzureichenden Gründen in seinem Beitrag „Zur Landarbeiterfrage" das Koalitionsrecht der Landarbeiter. Er mutet ihnen zu, sich mit einer rein berufstechnischen Vereinsmeierei und mit der Interessenvertretung der Landwirtschaftskammer zu begnügen, obwohl ihnen für diese weder das aktive noch das passive Wahlrecht zusteht. Beachtenswerter und gerade durch die Gegenwart ins hellste Licht gerückt ist der Vorschlag, das Streikrecht der Landarbeiter insbesondere in der Erntezeit auszuschalten.

Wie Heinemann und die anderen für die Arbeiterschaft, so fordern Preuß und Lindemann für die Organe der Selbstverwaltung, insbesondere für die Städte vollste Freiheit der Betätigung und auch sie begründen es damit, daß gerade der Krieg ihre Leistungsfähigkeit auf das Höchste angespannt, aber auch auf das Beste bewiesen habe und daß deshalb das allgemeine Interesse des Vaterlandes die Beseitigung aller staatlichen, gesetzlichen oder verwaltungstechnischen Hemmnisse gebiete.

Von den Beiträgen zur Justiz — die in seinem Vorwort angegebenen Gründe haben leider Bozi selbst von einem Beitrag abgehalten — halte ich einen für besonders beachtungswürdig, weil er sich im Gegensatz zu den übrigen von mehr allgemeinen Gedanken und Vorschlägen loslöst und ein eng begrenztes Gebiet behandelt: Bambergers „Aufgaben des Friedensrichters". Die Forderung, endlich einmal die kleinen und kleinsten Privatrechtsstreitigkeiten im Werte bis etwa 100 Mark der ordentlichen Gerichtsbarkeit mit ihren formellen Voraussetzungen und Regeln und ihrem Instanzenzug zu entziehen und sie einem so frei als praktisch möglich wollenden Friedensrichter zu vergleichsweiser und nötigenfalls sofort endgültig entscheidender Erledigung zu übertragen, ist trotz mancher unbesprochen gebliebener Schwierigkeiten so ausgezeichnet begründet, daß sie voller Zustimmung der Richter, Anwälte und

Digitized by Google

Parteien sicher sein darf. Würde doch damit der Prozeßkrämerei ein starker Riegel vorgeschoben und der vernünftige altrömische Grundsatz: minima non curat praetor zur Geltung gelangen. Die Behauptung, der Friedensrichter dürfe aus jedem Beruf, nur nicht aus den Juristen gewählt werden, entbehrt dagegen der Begründung; diese wird nämlich darin gegeben, daß die Auslegung des bestehenden Gesetzesrechts sich oft mit dem gesunden Menschenverstand nicht vereinbaren lasse. Nein! Herr Justizrat! Allerdings stimmt leider die Auslegung des Rechts durch manche Gerichte — auch schon durch das Reichsgericht — nicht immer mit dem Ergebnis natürlicher Ueberlegung überein. Das liegt aber dann an juristischen Künsteleien und vor allem an unserem Präjudizienkult, den ein vernünftiger Jurist, selbst wenn er ihn im Berufe anwenden muß, verachtet und um den sich der Friedensrichter nicht kümmern wird.

Von allen weiteren Beiträgen sei schließlich noch derjenige des Prof. G. Bernhard hervorgehoben, der sich zweifellos das aktuellste Thema gewählt hat: „Finanzwirtschaft im Deutschen Reich." Also „im" nicht „das"! Denn Bernhard geht mit Recht davon aus, daß bei der uns bevorstehenden finanzwirtschaftlichen Umwälzung — der Ausdruck Reform ist hier zu schwach — eine Regelung der Finanzgesetzgebung nicht nur für das Reich, sondern auch für die Einzelstaaten, ja sogar für die Kommunalverbände notwendig wird. Bernhard geht an die Lösung dieser Aufgabe wirklich großzügig heran; er verzichtet auf Halbheiten und bekämpft Rückständigkeiten, wie die auch in unserer Kriegssteuergesetzgebung wieder eingeschlichene Steigerung der Verkehrsbelastungen mit schärfster Sachlichkeit. — Ob Helfferich nicht doch mehr Bankier als Finanzpolitiker war? — Man muß gerade die Arbeit Bernhard's selbst zur Hand nehmen, Einzelheiten würden gerade auf diesem Gebiet eher einen falschen Eindruck geben. Hat man doch schon bei nachdenklichem Lesen einen fast fragmentarischen Eindruck, als ob der Verfasser sich zu sehr beschränkt habe, infolge des begrenzten Raumes nur Umrisse seines Finanzplanes geben konnte. In Einzelheiten wird man anderer Ansicht sein, ja den Verfasser lebhaft bekämpfen dürfen. Aber man erkennt ein gründliches Eingehen auf unsere Wirtschaftsverhältnisse und -bedürfnisse und spürt ein starkes Wollen zur Neuschöpfung unserer gesamtdeutschen Geldwirtschaft und das tut uns gerade auf diesem Gebiet dringend not.

Hat man das ganze Werk durchgearbeitet — durchlesen kann man nicht wohl sagen — und überdenkt man die Arbeit noch einmal im Gesamten, so staunt man über die Fülle von Aufgaben, die sich dem Deutschen Volk aufdrängen, wenn es einst nach diesem Krieg zur Friedensarbeit zurückkehren und an seiner inneren und äußeren Wiederbelebung arbeiten will. Wie oft hat man uns während des Krieges erzählt, wie ausgezeichnet unsere wirt-

Digitized by Google

schaftlichen, sozialen, kulturellen 2c. Zustände und Einrichtungen seien und nun stoßen wir hier auf eine überreiche Kritik und eine ebensolche Menge ganz neuer erst durch den Krieg erkennbar gewordener oder hervorgerufener Probleme. Zweifel drängen sich auf, ob wir nach den Anstrengungen des Krieges diese Arbeit noch leisten können. Sie schwinden aber und an ihre Stelle tritt stolze Freude, wenn man gleichzeitig sieht, daß und mit welchem Eifer, welch klarer Zielbewußtheit an der Lösung all dieser Aufgaben jetzt schon gearbeitet wird zum Wohle des ganzen deutschen Volkes.

Noch eines aber hat das Werk gemeinsam mit dem Buche von Thimme-Legiens: es ist der Versuch sachlicher, gemeinschaftlicher Arbeit von Männern der verschiedensten politischen und wirtschaftlichen Anschauungen und das wieder ist es, was solche wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit der Vertreter der verschiedenen politischen Parteien so wertvoll macht: Der innere Burgfriede, der hiedurch geschaffen wird, wird uns einst, wenn der rein äußerliche Burgfrieden, den die Parteien bis jetzt gewahrt haben, wieder den notwendigen Kämpfen um die richtige Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Kulturpolitik Platz gemacht hat, trefflich zu statten kommen, zum gegenseitigen Verstehen und damit zu sachlicher Führung und segensreichen Ergebnissen dieser Kämpfe für „Unser Neues Deutschland"!

Gedichte

Von Ernst Lissauer

Sommer

Sanfte Sommertagstunden
Golden von Schweigen durchwärmt,
Kummer hat mich gehärmt,
Wochen wie Wolken geschwunden.

Wiesen duften gelind,
Lüfte atmen verhalten.
Meine Seele gefalten,
Saugt wie ein Schmetterling.

Stille

Verschollen Hast und Trubel;
Ganz von Schweigen durchflößt,

Digitized by Google

In ruhendem Andachtjubel
Schwebt meine Seele gelöst.

Gleich einem Sommerfaden
Segl' ich im Sonnenschein;
Mein Blut ist voller Gnaden,
Weitum bin ich allein.

Sehnsucht

Unruhig raunt in mir fragende Klage,
Halb bin ich fern, halb bin ich hier.
Etwas irrt und sucht unter Tage
Tief in mir, unter mir.

Die Donau fließt zwischen Wald und Wein
Ueber dem langsam langen Rollen,
Von der uralten Stille tief gestillt,
Steht eines Heiligen verwitternd Bild,
Vom dumpfen Ruf des Stroms umschollen.

Verzaubert bin ich in den Stein.
Ich sitz' am Tisch im öden Großstadthause,
Unträumend, wach das Auge, wach das Ohr,
Und lausche wieder ins Gebrause,
Und aus der Tiefe rollt und strömts empor.

Das Erntefest

Von Viktor v. Mehoffer

in junger Reserveleutnant, der kurz nach dem Kriegsausbruche als Einjährig-Freiwilliger eingerückt war und bald darauf in den Karpathen-Kämpfen in russische Gefangenschaft geriet, aus der er erst im Winter 1915 entwich, um über Rumänien zu unseren Truppen zu gelangen, erzählte mir:

Es war Ende Juli, als aus unserem Gefangenenlager Arbeitsabteilungen für die Ernte ausgehoben wurden. Da ich dem öden Leben in den Lagern

Digitized by Google

entrinnen wollte, meldete ich mich hiezu. Ich hatte vor dem Kriegsausbruche eine landwirtschaftliche Hochschule besucht, und da ich aus Nordungarn stamme und die slowakische Sprache beherrsche, erlernte ich in den zehn Monaten meiner Kriegsgefangenschaft so weit russisch, daß ich mich ganz gut verständigen konnte; man nahm mich daher gerne als so eine Art Aufseher und Dolmetsch für unsere meist aus Deutschen und Ungarn bestehende Mannschaft mit.

Unsere rund 500 Mann starke Arbeitsabteilung kam in ein kleines Landstädtchen in Podolien, wo wir in einer düsteren Kaserne, deren kahle Gänge nach dumpfer Kellerluft rochen, untergebracht wurden. Von hier aus wurden wir in kleineren oder größeren Partien auf mehrere Tage zu den Erntearbeiten auf die großen Güter der Umgebung kommandiert.

Die Bewachungsmannschaft bildeten gutmütige, aber stumpfsinnige Leute der älteren Aufgebote Rußlands; die Aufsicht hatte ein alter Unteroffizier, der schon oft in den ersten Vormittagsstunden völlig betrunken war und sich dann darin gefiel, die Kriegsgefangenen roh zu behandeln und auf alle mögliche Weise zu martern. Auch Schläge gab es manchmal; es bedurfte oft meines ganzen Einflusses und meiner ganzen Ueberredungskraft, um unsere Leute zu beschwichtigen und durch die ewige Vertröstung — an die ich aber selbst nicht mehr glaubte —, daß dieser unwürdige Zustand bald durch den bevorstehenden Friedensschluß enden werde, zu beruhigen.

Das Kommando über die ganze Abteilung führte ein Oberleutnant, ein intelligenter Mann in mittleren Jahren, der in seinem Zivilberufe Ingenieur eines größeren industriellen Unternehmens in Kiew war. In den Gefechten der ersten Przemysler Belagerung zerschmetterte ihm ein Schrapnellstück den rechten Fuß; er wurde ausgeheilt, doch blieb der Fuß steif und „zur Erholung" versetzte man ihn auf diesen Posten. Mit mir hatte er sich ziemlich angefreundet und lud mich öfters — besonders an regnerischen Tagen, an welchen die Feldarbeit unterbrochen werden mußte — zu sich ein, um sich die Langeweile zu vertreiben. In seiner mehr als bescheidenen Wohnung, die er in der gleichen Kaserne hatte, tranken wir Tee, den er, fortwährend Zigaretten rauchend, in unglaublichen Mengen zu sich nahm, und sprachen bis spät in die Nacht über russische und deutsche Literatur, die er aus einigen Uebersetzungen ziemlich gut kannte, und über Politik, wobei er eine Art von mit sozialen Ideen durchtränkten Kosmopolitismus entwickelte.

Ferner befand sich im Städtchen noch ein russischer Major, der ebenfalls wegen Kränklichkeit aus den Kampftruppen ausgeschieden wurde und nun hier das Kommando als Etappenoffizier führte. Wir bekamen ihn nie zu Gesichte, doch hatten alle unsere Wächter eine heillose Angst vor ihm. Bei unseren Teeabenden schimpfte mein Gastgeber über ihn mit dem ganzen Temperament der russischen Sprache und bezeichnete ihn als einen ehrlosen Streber,

Digitized by Google

der mit kriecherischem Wesen den in der Umgebung begüterten Adelsfamilien liebedienert, nur um vorwärts zu kommen.

Es war in jenen Tagen, als die Kunde von dem Falle Warschaus bis hinter die dicken Mauern unserer Kaserne durchgesickert war, obwohl auch die Bevölkerung des Städtchens nicht viel über den wahren Stand des Krieges erfuhr. Die Petersburger Zeitungen, die mit großen Verspätungen hierher gelangten, erläuterten in spaltenlangen Artikeln die strategische Notwendigkeit des Rückzuges, um die Deutschen in die Sümpfe hineinzulocken, aus denen sie nicht mehr heil herauskommen sollten; es sollte eine Wiederholung des Jahres 1812 werden. Daneben klagte man über Mangel an Arbeitskräften für die Kriegsindustrie und Landwirtschaft und befürwortete eine stramme Organisation. Das kleine Provinzblatt des Städtchens, das jeden Mittwoch und Samstag erschien, veröffentlichte flammende Aufrufe zur Bergung der Ernte; die Zahl der dem Bezirke zugewiesenen Kriegsgefangenen sei viel zu klein, es müsse die Bevölkerung mit allen Kräften mithelfen. Es bildeten sich zahlreiche Komitees, die Sitzungen und Versammlungen abhielten, in welchen viel gesprochen, aber wenig getan wurde.

An einem prächtigen Sonntagvormittag gingen wir 150 Mann stark nach einem 6 Marschstunden entfernten Gute des Grafen Schtscherbowitsch ab. Als wir durch die Gassen des Städtchens marschierten, gaffte uns eine große Menschenmenge, die eben aus der Kirche hinausströmte, nach. Hie und da viel eine Verwünschung auf die „verfluchten Deutschen", denn in Rußland macht man zwischen Oesterreichern und Reichsdeutschen keinen Unterschied. Nach einem anstrengenden Marsche in der größten Sonnenglut kamen wir gegen 6 Uhr abends ganz erschöpft auf dem Gute an, wo für uns in einem großen Saale eines ebenerdigen Nebengebäudes, das sonst wohl als Magazin gedient haben mochte, frisches Stroh zum Nachtlager aufgeschüttet war. Während wir das aus Heidegrütze bestehende Abendmahl verzehrten, liefen Knechte und Mägde herbei und sahen uns neugierig zu; die Männer machten derbe Witze, die Dirnen kicherten. Wir mochten auch verschwitzt, wie wir waren, in unseren geflickten und staubigen Uniformen, von denen man alle Chargeabzeichen herabgerissen hatte, keinen besonders günstigen Eindruck gemacht haben.

Plötzlich stob die ganze Schar auseinander: Die Herrschaft komme, hieß es. In dem weitgeöffneten Tore erschien lachend und laut schwatzend eine Gesellschaft feiner Herren und Damen. „Also wagen wir uns in die Höhle des Löwen," rief spöttisch ein junger Gardeoffizier, der den anderen voranschritt. Der Hausherr, Graf Schtscherbowitsch, ein ausgemergelter Mann, mit einem Gesichte, auf dem wohl alle Laster ihre Spuren hinterlassen haben, tat sehr herablassend und freundlich. Er fragte, ob von uns jemand russisch verstehe, und als ich mich meldete, erkundigte er sich, ob uns das Essen ge-

Digitized by Google

schmeckt habe, was ich natürlich mit einem Dankesworte bestätigte. Wir mögen uns nur gut aufführen und keine Ungelegenheiten machen, dann sollen wir hier nicht zu klagen haben.

„Sie sehen so furchtbar roh und verwegen aus", sagte auf französisch die Hausfrau, eine junge, hübsche Blondine, mit großen, verschüchterten Kinderaugen. „Wenn nur keine Revolte unter ihnen ausbricht! Es sind so wenige Soldaten zur Bewachung da — wir wären alle verloren!" — „Madame", erwiderte ich französisch, „beruhigen Sie sich. Oesterreichisch-ungarische Soldaten sind keine Räuber. Sie brauchen keine Angst vor uns zu haben. Wir haben für unser Vaterland gekämpft, wie es unsere Ehre und unser Gewissen geboten, aber nun wir das Unglück hatten, in Kriegsgefangenschaft zu geraten, werden wir auch hier unsere Pflicht in Zucht und Ordnung erfüllen. Sie sollen mit uns zufrieden sein." Der Graf wendete sich überrascht um: „Woher kennen Sie französisch?" — „Aus der Schule, Herr Graf." — „Was für Schulen haben Sie besucht? Was sind Sie?" — Ich berichtete kurz über meinen Studiengang. — „Warum sind Sie kein Offizier?" — Ich erklärte ihm, daß bei uns die Einjährigen den Offiziersrang erst nach einiger Dienstzeit erhalten. Er schüttelte verwundert den Kopf: „Mon Dieu, ein Mensch aus guter Familie, mit akademischer Bildung — und kein Offizier!?" Und er bot mir eine Zigarette an.

Eine überaus schlanke und stark geschminkte Dame — wie ich später erfuhr, eine reiche Witwe nach einem Staatsrat — trippelte mit hoch aufgerafftem Seidenrocke zwischen unseren „Bakas"*) umher und musterte sie durch ein goldenes Lorgnon. Vor einem jungen Honvedhusaren blieb sie stehen. „Geben Sie acht, Wera Moscharowna", näselte der Gardeoffizier, „das ist einer der berüchtigten „roten Teufeln." Alles umringte unseren Farkas und begaffte ihn wie ein wildes Tier. Der stand verlegen schmunzelnd da und zwirbelte an seinem Schnurrbart. „Oh, ein roter Teufel", lächelte die magere Dame. „Beißt er? Nun, mir wird er nichts tun. Nicht wahr?" Und sie fuhr ihm streichelnd mit dem Lorgnon über die Wange.

Dann war noch ein dickes Frauenzimmer im derben Lodengewande da, das alle „Durchlaucht" anredeten. Sie sprach ganz gut deutsch, wenn auch mit starkem slavischen Akzente und redete vertraut und gutmütig mit den Kriegsgefangenen, während sie, fortwährend Zigaretten rauchend, burschikos mit der Reitpeitsche auf ihre Schaftstiefel klopfte: „Ihr armen Teufel, habt Ihr wohl was zum rauchen? Da habt Ihr, raucht" — sie teilte rechts und links Zigaretten aus — „und seid nicht traurig; dieser dumme Krieg wird bald aus sein, dann kommt Ihr zu Weib und Kind. Raucht nur . . . !"

*) „Baka", eine Bezeichnung für ungarische Infanteristen.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen rückten wir beim Sonnenaufgang mit Sense und Rechen aufs Feld aus, um das schier endlose Kornmeer, das in prächtiger Reife im Morgenwinde wogte, umzulegen. Mit wahrer Freude gingen unsere Leute an die ihnen gewohnte Arbeit. Gegen 8 Uhr, als schon die Sonne hoch am Himmel stand, kam eine Reihe von Leiterwagen angefahren. Es war die Gutsherrschaft mit den Gästen, dann aus der Stadt eine Schar junger Burschen — Schüler des dortigen Lyceums — und Bürgermädchen, die uns bei der Schnittarbeit helfen sollten. Auch der russische Major war mitgekommen, dem der Unteroffizier stramm die Meldung erstattete.

Mit viel Geschrei und Umständlichkeit stürzte sich der ganze Schwarm an die Arbeit, wobei sie uns aber wenig halfen, eher überall im Wege standen und alles durcheinander wirbelten. Wir waren froh, als schon nach der ersten Stunde der Feuereifer unserer Helfer erlahmte. Einige Zeit balgten sie sich noch auf den Kornschobern herum, dann drückte sich einer nach dem anderen nach dem schattigen Rande eines nahen Buchengehölzes.

Wera Moscharowna, die in einem echten, kurzgeschürzten Bauerngewande erschienen war, kokettierte mit ihren nackten, weißen Füßchen, auf denen sie zierlich wie eine Bachstelze zwischen allen herumhüpfte. Als sie aber merkte, daß der Schweiß über ihre geschminkten Wangen in weißen Striemen floß und ihre künstlich gewellten Haare in feuchten Strähnen herabhingen, verschwand sie ebenfalls in die Gebüsche des Waldes, aus denen sie erst nach einer halben Stunde frisch hergerichtet herauskam.

Nur die dicke Durchlaucht hielt tapfer auf dem in Sonnenglut gleißenden Felde aus. Sie ließ sich von einem oberösterreichischen Landsturmmanne alle Handgriffe mit der Sense vormachen: „Zeigen Sie mir, bitte fährr, das noch einmal. Aber genau, bitte fährr; ich möchte das wirklich erlernen." Und als sie es halbwegs heraus hatte, schritt sie breitspurig mit der Reihe der Schnitter einher, schwitzend und pfauchend zwar, aber sie mähte im großen, weiten Schwunge unverdrossen weiter. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um sich den Schweiß fluchend abzuwischen und ihre geleistete Arbeit zu überblicken. „Sehen Sie", sagte sie ganz stolz zu mir, „es geht ja, es geht schon. Nicht so, wie die andern dort" — sie wies nach dem Waldrande hin — „die sind faul, furchtbar faul. Wir Russen sind gutes Volk, aber faul."

Um die Mittagszeit wurde Rast gemacht und im Schatten der mächtigen Buchen das einfache Schnittermahl eingenommen. Etwas abseits von uns hatte sich die Herrschaft zu einem Picknick gelagert, wobei in Eis gekühlte Sektflaschen fleißig Runde machten. Wera Moscharowna trug, auf einen Rechen malerisch gestützt, Gedichte von Puschkin vor. Unsere Leute begannen leise Heimatslieder zu singen. Plötzlich ertönte eine volle Baritonstimme, die weithin in langgezogenen weichen Tönen durch den Wald hallte; es war

Digitized by Google

Farkas, der seine schwermütigen Ungarlieder sang. Alles strömte hinzu und lauschte; als er geendet, klatschten die Herrschaften Beifall. Wera Moscharowna rief begeistert: „Ein prächtiger Kerl, ich muß ihm einen Kuß geben!" Und ihn übermütig umhalsend streifte sie mit ihren Lippen flüchtig seine Wange. Dem jungen Burschen stieg eine heiße Blutwelle über das Gesicht und färbte seine sonnverbrannten Züge dunkelrot. Mit funkelnden Augen packte er die schmiegsame Gestalt und preßte sie an sich. Sie kreischte laut auf und entfloh. Alles lachte. „Der Kerl hat Kraft wie ein Bär; hätte mir bald alle Rippen zerbrochen," lachte das Weib. Der russische Major mischte sich hinein: „Nun können die Leute wieder an die Arbeit gehen." — „Faschol!", schrie uns der Unteroffizier an. Langsam und widerwillig erhob sich unsere Mannschaft. Man brummte: „der Farkas mit seinen blöden Sachen; wir hätten noch gut eine halbe Stunde liegen können; nun müssen wir wieder robotten."

Als die Sonne sich gegen den Horizont neigte und die Hitze etwas nachgelassen hatte, kam die Jugend wieder aufs Feld und half uns Garben binden. Am nächsten Tage kamen nur wenige mehr zur Arbeit hinaus und vom vierten Tage an blieben sie ganz aus.

Nach beiläufig zehn Tagen waren wir, begünstigt durch ein andauernd schönes Wetter, mit unserer Arbeit fertig und endlose Stoppelfelder dehnten sich hinter unseren Schnitterreihen aus. Am letzten Tage kam wieder die ganze Gesellschaft heraus, um am Abend in geschmückten Wagen, russische Erntelieder singend, in einem etwas komödiantenhaften Zuge heimzuziehen nach dem Gute, wo ein Erntefest veranstaltet werden sollte. Für uns waren im Gutshofe aus Brettern zusammengezimmerte Tische aufgestellt, an denen wir Bigos — ein Gericht aus Kraut und kleinwürfelig geschnittenen Fleisch- und Wurststücken — verzehrten, das uns nach der eintönigen Kost trefflich mundete. „Fehlt nur Paprika," meinte Farkas, „dann wäre es fast so gut wie Szekely-Guljasch." Auch mehrere Fäßchen Bier wurden zur Feier des Tages angezapft. Oben im hellerleuchteten Herrschaftshause ging es ebenfalls hoch her. Die Herrschaft unterhielt sich. Gegen 10 Uhr nachts brachte ein Diener die Botschaft, Farkas und ich mögen hinaufkommen. Farkas striegelte noch umständlich an seiner hergenommenen Uniform herum, dann gingen wir hinauf. Oben empfing uns der Graf sehr kordial und erklärte, die Frauen wünschen Farkas singen zu hören; ob ich ihn auf dem Klavier begleiten könnte. Als ich dies bejahte, führte er uns in den großen Saal, in welchem die ganze Gesellschaft versammelt war. Farkas sang; dann verlangte man, er solle Tschardasch tanzen. Wera Moscharowna bot sich als Tänzerin an; sie hätte einst im Petersburger Institute diesen Tanz gelernt. Was sie tanzte war eher alles andere als der ungarische Nationaltanz, aber da sie einige Schritte kannte und Farkas sie gut zu dirigieren verstand, ging es ganz

Digitized by Google

prächtig. Den Schluß tanzten sie im rasenden Zeitmaß, die Körper eng aneinander gepreßt und ihre Blicke bohrten sich glühend ineinander. Man applaudierte stürmisch die seltene Augenweide.

Auch mir sagte die Hausfrau über mein Klavierspiel artige Schmeicheleien; ich möge noch etwas zum besten geben. Ich spielte Chopin und Czajkowsky Als ich mich vom Flügel erhob, sah ich mich vergeblich nach Farkas um; auch Wera Moscharowna war aus dem Saale verschwunden. „Sie spielen Czajkowsky, als ob Sie ein Russe wären. Sie verstehen die russische Volksseele," meinte die Hausfrau. „Und doch versteht Ihr Deutsche das russische Volk nicht und führt diesen grausamen Krieg gegen uns!" ergänzte der Hausherr. — „Wir führen den Krieg gegen die russische Regierung, Herr Graf, nicht aber gegen das russische Volk," entgegnete ich ausweichend. Unterdessen war Wera Moscharowna, von der Terrasse kommend, im Saale erschienen und kurz darauf zeigte sich auch Farkas in der offenen Terrassentüre. „Wo warst Du?" frug ich ihn leise. Er gab keine Antwort.

Farkas mußte noch ein Lied singen; aber seine Stimme klang diesmal heiser und gepreßt. Dann bat ich den Grafen, uns gütigst entlassen zu wollen, da wir morgen zeitlich wegmarschieren müßten. Er griff nach der Brusttasche; offenbar wollte er uns Geld geben, wußte aber nicht, wie dies anzustellen. Er fürchtete, daß ich ein Geldgeschenk ablehnen würde, wurde verlegen, schließlich reichte er mir die Hand und dankte für die Musik. „Ich wünsche, daß es Ihnen gut ergehe und daß Sie bald wohlbehalten in Ihre Heimat kommen mögen," fügte er hinzu.

Ich konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen und wälzte mich unruhig auf meinem Strohlager umher. Gedanken über all die Menschen, die ich hier gesehen, zogen wild durch mein Gehirn: der Graf, die Gräfin, die dicke Durchlaucht, Wera Moscharowna . . . Plötzlich schreckte mich aus meinem Halbschlummer ein Geräusch auf. In demselben Augenblicke ging das große ins Freie führende Tor auf, und vom Mondlicht scharf beleuchtet, sah ich die schleichende Gestalt Farkas. Ich rief ihn an, doch er hörte nichts und verschwand. „Wie unvorsichtig von dem Burschen," dachte ich, „wie leicht kann ihn der vor dem Gebäude stehende russische Posten anschießen." Ich sprang auf und tastete mich in dem dunklen Raume nach dem Ausgang hin. Draußen herrschte eine fast beängstigende Stille; nur der untergehende Mond spann seine geheimnisvollen Silberfäden und die Bäume und Büsche warfen langgestreckte phantastische Schatten. Unter einem solchen Busche lag der Posten, das Gewehr neben sich, und schlief. Vom Farkas keine Spur. Als ich gegen das Herrschaftshaus hinblickte, sah ich auf einem Balkon des ersten Stockwerkes eine weibliche Gestalt im Nachtgewande — Wera Moscharowna. Was konnte ich da tun; ich ging zurück und legte mich nieder.

Digitized by Google

Als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel. Von draußen drang ein dumpfes Stimmengewirr. Vor dem Tore stand unsere Mannschaft und schien erregt etwas zu besprechen. Ich zog mich rasch an und ging hinaus: „Was gibts?" — „Farkas." — „Was ist mit ihm?" — „Vor dem Herrschaftshause liegt er." — Ich eilte fort. Auf dem steingepflasterten, aber von Gras überwucherten Hofe lag Farkas mit zerschmettertem Kopfe. Um ihn herum standen der Major, der Unteroffizier, mehrere Soldaten und Knechte.

„Melde gehorsamst, Herr Major, dort ist er heraufgestiegen und abgestürzt," leierte mit überlauter Stimme der Unteroffizier und wies auf eine Stelle unter dem Balkone, wo ein Stück des Gesimses abgebröckelt war: „Einbrechen wollte er, stehlen!" bestätigte der Major. Als er mich erblickte, sagte er wegwerfend: „Dieses Diebsgesindel! Das ist der Dank, wenn man mit diesem Deutschen Gesindel freundlich ist." Dann schrie er: „Marsch, alles ins Quartier!" Und zum Unteroffizier gewendet: „Ich lasse Euch alle krummschließen, wenn sich einer von diesem Gesindel noch draußen blicken läßt. Zusammenpacken! In einer Stunde abmarschieren!"

Niedergeschlagen packten wir unsere Rucksäcke und marschierten ab. Hinter dem Zuge fuhr ein Bauernwagen mit der Leiche des armen Farkas; der Pope des Gutes wollte nicht gestatten, daß er auf dem Friedhofe des Dorfes begraben werde. Von der Herrschaft des Schlosses sahen wir niemanden mehr; nur die Knechte und die Mägde standen beim Wirtschaftsgebäude; darunter eine schwarze Magd, die bitterlich weinte. Ich habe sie oft mit Farkas schäkern gesehen. „Was weinst denn so?" frug ein alter Pferdeknecht. „Es ist doch nur ein „verfluchter Deutscher!"

Die nächsten Wochen in der städtischen Kaserne waren für uns eine harte Zeit. Auf Befehl des Majors: strenge Behandlung, alle Erleichterungen eingestellt, verschärfte Bewachung, viel Arbeit, schlechtes Essen. Auch der Oberleutnant wollte mich nicht mehr kennen und wandte den Kopf ab, wenn er mich zufällig begegnete.

In dem Wochenblättchen las ich aber eines Tages einen Artikel über die Ernte auf dem Schtscherbowitsch'schen Gute: „. . . Rußland erwacht! Eine neue Zeit bricht an. Der hohe Adel, die Regierungsorgane, der Bürger und Bauer reichen sich die Hand zur gemeinsamen Arbeit, um den Segen Gottes aus eigener Kraft von den Fluren unter das schützende Dach zu bringen. Ist das nicht eine Vorbedeutung? Das russische Volk braucht keine fremdländische Unterstützung mehr, aus eigener, geeinter Kraft wird es sich erheben zu seiner wahren Größe! Das große herrliche Rußland muß und wird siegen! . . ."

Zornig ballte ich den Papierfetzen zusammen und warf ihn fort. Dann mußte ich aber lachen, herzlich lachen!

Digitized by Google

Jüdisches Volksleben

Wie selbst das kleinste Staatsgebilde heute die Weltpolitik als Lebensnotwendigkeit empfindet, sollte keine nationale Strömung, wo auch immer, den großen Staatslenkern zu gering sein, um sich mit ihr zu beschäftigen und sichtbar Stellung zu ihr zu nehmen. Nicht vom Zionismus möchte ich reden, der ja doch nur einen Bruchteil der Juden umfaßt, aber von dem erwachenden Selbstgefühl und Volksbewußtsein, das durchaus nicht mit Zionismus identisch sein muß, der Herzenserkenntnis der Zusammengehörigkeit, die überall fühlbar in raschem Wachstum begriffen ist. In Rumänien wurde in den Munitionsfabriken und verschiedenen anderen wichtigen Betrieben in den Tagen, die der Kriegserklärung vorausgingen, zugleich mit den deutschen, österreichischen und bulgarischen Staatsangehörigen alle jüdischen Arbeiter und Beamten entlassen oder pensioniert. Durch ein eigenes Dekret wurde den Juden verboten, vor den in Rumänien einmarschierenden Russen „den Wohnort zu wechseln!" Lauter und unzweideutiger braucht wohl nicht bewiesen zu werden, auf wessen Seite trotz Englands Liebeswerben die Juden im neutralen Auslande mit ihren tätigen Sympathien stehen und daß ganz gewiß auch anderswo, z. B. in Amerika, wo es naturgemäß nicht so greifbar hervortreten kann, die Millionen Juden, namentlich die Hunderttausende russischer Emigranten, für uns, wo es nur irgend geht, mit allen Kräften arbeiten.

Wie seit jeher jedes Unheil im Leben der großen Völker, unter denen sie verstreut sind, trifft auch der Weltkrieg am schwersten die Juden. Wie sehr sind schon die Polen und die Teile der mohammedanischen Völker zu bedauern, die lange nicht auf allen Fronten und in allen Heeren wie die Juden wider einander kämpfen, wie sehr die Iren und die mazedonischen Bulgaren, die für ihre Peiniger bei weitem nicht in dem Maß wie die Juden für die Russen zu hunderttausenden verbluten. Das Schlimmste aber ist, daß der Krieg im Osten überall (in Lithauen, Polen, Wolhynien, Galizien, in Bessarabien und in der Bukowina) gerade in dem Gebiet wüstet, wo sie noch in großen proletarischen Massen, in Millionen seit vielen hundert Jahren dicht beisammen wohnen und unter den wechselnden Formen der Unterdrückung ihr eigenes Volksleben führen. Ihr eigenes Volksleben? — Hier im Westen, wo sich die Juden so sehr bemühen, sich möglichst in nichts von ihrer Umgebung zu unterscheiden, wird man das kaum glauben oder doch jedenfalls für eine Rückständigkeit, Trägheit, ein Zeichen zu überwindender Unfreiheit und Kulturabneigung ansehen. Aber wenn wir den hungernden irrenden Flüchtlingen mit ihren zahlreichen Familien in unsern Straßen begegneten, in ihrer derben lebhaften Naivität, in ihrer vielfach gewohnten Armut und Not, ihrer seltsamen Kleidung und ihrem urwüchsigen gutturalen Dialekt, — wer hätte da nicht gefühlt, daß das eine fremde, in sich geschlossene Welt ist? Menschen, die wirklich nicht nur das Religionsbekenntnis von den sie umgebenden Volkselementen unterscheidet, die eine ganze Reihe äußerer und innerer Besonderheiten mit eingeborener Selbstverständlichkeit an einander bindet: Eine Volksgemeinschaft.

In einem vortrefflichen Buch von sehr bunter Reichhaltigkeit „Das Buch von den polnischen Juden" herausgegeben von S. J. Agnon und Aron Eliasberg, Jüdischer Verlag,

Digitized by Google

Berlin, ist dieses eigene, ureigene Volksleben mit eindringlicher kraftvoller Anschaulichkeit vor uns hingestellt in seinen eigenen ungeschminkten Farben; alle tief in ihm liegenden natürlichen Werte und manche Schwächen, die eigenartigen gesellschaftlichen und familiären Zustände, Tragik und Komik im Alltag und Sabbath dieser Seele. In der Einfachheit der Sprache und Darstellung, rein von allem künstlichen Beiwerk und überflüssigen Schmuck liegt die eindrucksvolle Echtheit des Buches, das weit mehr ist als ein unterhaltsames Lehrbuch für die Jugend, das es sein will.

Es beginnt mit den Legenden, die sich an die jüdische Einwanderung in Polen knüpfen und bringt dann in loser historischer Folge eine Reihe von äußerst merkwürdigen und charakteristischen geschichtlichen oder sagenhaften Begebenheiten und Persönlichkeiten aus mittelalterlicher und aus jüngster Vergangenheit. Sofern sie sich verpflichteten, Regen für die Ernte des Landes von ihrem Gott herabzubeten, gewährte ihnen der König zu Gnesen Ansiedlung und Freiheit des Glaubens, der Bewegung und Betätigung im ganzen Reiche. Einmal wurde ein weiser Jude, Rabbi Schaul, Hausminister des Fürsten Radziwill, später regierender Präsident des polnischen Reichstags und für eine Nacht sogar wirklicher gewählter König, dem man huldigte und durch dessen Protektion dann König Sigismund auf den Thron kam. Ein junger Graf Potocki wurde durch das Studium der Thora zum jüdischen Glauben bekehrt, reiste nach Amsterdam, wo der Uebertritt erlaubt war, verzichtete auf das Leben eines Ritters und Großen des Reiches und lebte in einem lithauischen Dorf als versteckter kleiner Talmudgelehrter Abraham nur dem Studium der Lehre und heiligte, als er entdeckt wurde, standhaft den Namen des Gottes, den er als den wahren erkannt hatte, unter fürchterlichsten Folterqualen auf dem Scheiterhaufen. Noch vieles andere wird erzählt: Aus der Zeit der Kosakenaufstände, von einer verhängnisvollen Wallfahrt, von Wundern und Taten heiliger Männer. Ein Häuflein lustiger Geschichten und Schnurren schließt sich daran, die in ihrer Originalität und urwüchsigen Komik, — ins Jüdische transponierte Schildbürger-, Till Eulenspiegel- und Münchhausenstückchen, — Zeugnis ablegen von gesundem natürlichem Volkswitz und gerade gewachsener derber Volksphantasie, die man ja eben den Juden so gern absprechen möchte. Auch glücklich gewählte literarische Leckerbissen gibt es: von Perez köstliche Charakterstudien aus den untern und mittlern Schichten jüdischer Landbevölkerung, von Schalom Asch eine farbenfrische lebendige Idylle: Die Schilderung eines Sabbaths bei einem frommen Dorfnotablen und von unserem Martin Buber in seiner edlen reinen Vortragsweise Legenden von dem großen letzten Propheten Bal Schem, dem sagenumwobenen Gründer der Sekte der Chassiden.

Oskar Baum

Theaterkultur-Dilettanten

In Hildesheim wurde in den letzten Augusttagen ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" auf einem zweitägigen Kongreß gegründet, nachdem schon im Mai Flugblätter und Aufrufe für das neue Unternehmen geworben haben. Wie zu erwarten war, handelt es sich um eine Vereinigung, die sich aus moralischen, konfessionellen und falschen nationalen Gründen mit dem Theater der Gegenwart nicht zufrieden gibt. Zahlreiche katholische Verbände haben

Digitized by Google

die Gründungstagung besucht und auch einige Dichter fehlten nicht, deren Verhältnis zum Theater durch eine besondere Erfolglosigkeit charakterisiert wird. Die sittliche Hebung des deutschen Theaters ist gewiß eine ernste Aufgabe und viele Männer des deutschen Volkes haben sich um dieses wichtige aber so ungeheuer schwere Problem bemüht. Am meisten hat seit Jahren die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger dafür getan. Sie hat Erfolg gehabt, wirkt weiter in ihrem wohltätigen Sinn und wird hoffentlich über kurz oder lang eines ihrer wünschenswertesten Ziele, das Städtebundtheater, erreichen. Dieses Ziel ist deswegen von hohem Wert, weil die materielle Gesundung der Verhältnisse an den Provinztheatern eine künstlerische zur Folge haben wird. Armut und Schund hängen ja leider eng zusammen. Ohne Zweifel haben die Bedingungen, unter denen ein Theater arbeitet, mit den sittlichen Wirkungen der Bühne zu tun Aber mehr als jetzt geschieht, kann im Augenblick nicht geschehen: nämlich eine beträchtliche Anzahl deutscher Bühnen versucht ihre Leistungen mit künstlerischen Arbeiten zu rechtfertigen und die genossenschaftliche Vereinigung der Arbeitnehmer reinigt die sozialen Verhältnisse des Berufs unermüdlich und zielbewußt. In diese Arbeit pfuscht nun der neue Verband hinein, als ob nicht die Mißstände des Theaters vom Zugstückſystem bis zur Nachtkritik ununterbrochen bekämpft und angegriffen wurden. Mit neuen Phrasen ist aber nichts getan, sondern nur mit neuen Waffen. Daß der Verband über solche verfügt, habe ich nicht bemerkt und die Zusammensetzung seines Ausschusses gibt auch die sichere Gewähr, daß er keine neuen Gebote erfinden, nicht einmal die alten gebrauchen wird. Er will nämlich gar nicht eine sittliche und künstlerische Reinigung der Bühne im Sinne der Genossenschaft, sondern im Sinne jener, die die Uebersetzung der „Immer feste druff" — Poesie in Schillersche Jamben fordern und die ihnen widerwärtige, ja verhaßte Moderne in allen Formen aus unserem Leben verdrängen möchten. Natürlich ist das nicht auf dem Kongreß gesagt worden, wo das Konfessionelle und Nationale liberal vertuscht wurde, aber man begeht wohl kein Unrecht, wenn man die Ansichten des in den Hauptausschuß gewählten Dr. Dinter mit denen der Gründer des Verbands für mindestens wohlverwandt hält. Ueber diese Ansichten unterrichtet uns Dinters Broschüre „Weltkrieg und Schaubühne" (München 1916, J. F. Lehmann), eine der krassesten antisemitischen Schriften, die während des Weltkriegs erschienen sind. Aus diesem Grunde ist es schon zu bedauern, daß sich Männer wie Paul Ernst, Eugen Diederichs, Nickelt, Ernst Leopold Stahl und offizielle Persönlichkeiten von den Phrasen der Verbandsgründer haben fangen lassen. Aber sehen wir davon ab, daß der Verband Theaterkultur mit chauvinistischer Kultur identifiziert, welcher trostlose vereinsmeierische Dilettantismus ist das, der nach den großen Enttäuschungen in der Vergangenheit, nach der Resignation von Lessing und Wagner, alle Deutschen mutig zur Schöpfung eines Nationaltheaters zusammenruft. Das Theater ist immer ein Rhodus, zu dem nichts gehört als eine Persönlichkeit, die Schauspielkunst und Dichtung lebendig verbindet. Welche Arbeit, welche Mittel, welches große Talent, wie viel Zeit gehört dazu, eine Bühne zu schaffen und zur Vermittlung auch nur eines Drittels des klassischen und modernen Repertoires fähig zu machen. Das Burgtheater war einmal so weit und

Digitized by Google

Reinhardt wird einmal, wenn er sich nicht verliert, soweit kommen. Und das wollen nun die Herren in Hildesheim so nebenbei machen. Geld und Papier hat heute anderen Wert und wenn der Verband seinen Tatendrang nicht hemmen kann, soll er Lienhard, Bartels und König in Berlin herausbringen und durch unermüdliches Serienspiel durchzusetzen suchen. Aber das wird er nicht tun, denn das wäre eine Tat, nach deren Mißlingen er sich auflösen könnte und er muß bestehen, um Geld und Phrasen zu verschwenden und Eitelkeiten zu befriedigen. In ernsten Kreisen, die statt zu reden arbeiten, wird über ihn nicht einmal gelacht.

Felix Stössinger

Herr Heckfisch

Alexander Solomonica hat unter dem Titel „Herr Heckfisch" bei S. Fischer, Verlag, Berlin, eine Novelle erscheinen lassen. Sie ist ein Seelenbericht von hartnäckiger Konsequenz, eine Analyse der Empfindungen eines Einzelnen, ein Manometer der Gedanken, ein Seismograph jener Triebe, denen wir unbewußt untertan sind. Es ergibt sich von selbst, daß man beim Lesen an die Seelenschilderungen Dostojewskis denken muß. Solomonica läßt den Obersteuersekretär Heckfisch erzählen, wie er an einem dienstfreien Nachmittag ausgeht und dann durch Zufall mit einigen früheren Schulfreunden zusammentrifft. Heckfisch fühlt sich diesen Menschen gegenüber unsicher, glaubt sich nicht genügend beachtet und sucht nun auf allerlei Art ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er versuchts durch Reden und Mittel, die eigentlich lächerlich sind und die ihn von seinem Ziele immer mehr entfernen müssen. Unbefriedigt, zornig und erfüllt mit Haß verläßt er schließlich die Bekannten und geht spät am Abend ins Café, um seine Selbstachtung wiederherzustellen. Er findet einen einfachen Arbeiter, mit dem er Billard spielt. Heckfisch verliert die Partie und den Geldeinsatz. Er gibt sich Rechenschaft darüber, daß er heute merkwürdig schlecht spielt, aber die Erklärungen, die er findet, gewähren keinen Trost und entlasten ihn nicht von dem demütigenden Gefühl der Unterlegenheit. Er bekämpft seine nervösen Störungen, sucht sich zu konzentrieren und verliert dennoch immer mehr jede Sicherheit. Und so enden auch die weiteren Spiele für ihn mit Niederlagen. Er versuchts zum Schluß durch einen Betrug, Spiel und Geld zu retten. Aber auch dies mißlingt. Die Feindseligkeit der Unwelt entpört ihn aufs Aeußerste und weckt seine Rachsucht. Die Gefühlsspannung, unter der er leidet, treibt ihn zu irgend einer Gewalttat, und er begeht in der Vorstadt, ehe der Morgen kommt, ein Verbrechen, das er sich gegenüber rechtfertigt als eine Tat der seelischen Notwehr gegen die Einengung seines Lebensgefühls.

Diese Novelle ist eine Seelenstudie, die jede Schwingung notiert und die eine Auflösung jener Regungen bietet, die unbewußt in uns aufkeimen, um Gedanke und Tat zu werden. Hier ist ein Spiegel, der uns das Bild eines Gegenwartsmenschen zeigt. Man betrachtet dieses Bild und findet Bestätigungen und Erkenntnisse.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie im zweiten Kriegsjahr

Von Ludwig Quessel, M. d. R.

Auf den unpolitischen Sinn der deutschen Geschichtsschreibung wird man es zurückführen müssen, daß selbst den Gebildeten der Nation das Verständnis für die historische Bedeutung der deutschen Parteien zumeist abgeht. Die Abneigung der deutschen Historiker, die Wirksamkeit der Parteien im Rahmen der deutschen Geschichte darzustellen, ihren Anteil an den Geschehnissen unseres Staats- und Volkslebens zu bestimmen und ihren Einfluß auf die Entschließungen unserer Staatsmänner nachzuweisen, läßt sich wohl damit erklären, daß sie, die zahlreichen Fraktionen des Reichstags und der Landesparlamente überhaupt für ebenso viel Parteien haltend, vermeinen, eine historische Einwirkung dieser sich ewig streitenden Vielheit auf den Gang unserer Geschichte gar nicht feststellen zu können. Dieser Auffassung muß zugestanden werden, daß von dem toten Buchstaben der Programme der Fraktionen und den Parlamentsreden ihrer Abgeordneten selten bleibende Einwirkungen auf den Gang unserer Geschichte ausgegangen sind. Ein ganz anderes Bild erhält man aber, wenn man von dem geräuschvollen Treiben der Fraktionen, dessen Ergebnis zumeist recht gering ist, absieht, und seine Aufmerksamkeit den großen politischen Strömungen zuwendet, die als treibende Kraft des politischen Geschehens der Tätigkeit der Fraktionen erst ihren Inhalt geben, wobei man sich durch deren große Zahl nicht darüber täuschen lassen darf, daß wir in Deutschland, wenn wir von den fremdsprachigen Nationalisten (Polen, Franzosen, Dänen) und einigen Partikularisten (Welfen) absehen, immer nur drei Parteien (Konservativismus, Liberalismus und Sozialismus) gehabt haben, die, obwohl in verschiedene Fraktionen gespalten, doch vermöge einer nur ihnen eigentümlichen Staats- und Sozialtheorie im historischen Sinne stets eine Einheit bildeten.

Aus Ritterschaft und Geistlichkeit im Kampf gegen die Staats- und Sozialtheorie des Liberalismus hervorgegangen, verlor der Konservativismus schon wenige Jahre nach seiner Entstehung die fraktionelle Einheit, indem sich von ihm der katholische Flügel absonderte, der als Fraktion aber erst in den siebziger Jahren größere Bedeutung erlangte. Die deutsche Politik Bismarcks sprengte denn auch 1866 den evangelischen Flügel auseinander. Von den

Digitized by Google

partikularistisch gesinnten Konservativen, die von der „Fabrizierung" Deutschlands die „Ruinierung" Preußens befürchteten, sonderten sich die Freikonservativen ab, die nicht zu Bismarck in Opposition treten wollten. Gegenwärtig ist der Konservativismus die an Fraktionen und Gruppen reichste Partei Deutschlands. Nichts ist jedoch irreführender als die politische Fabel, nach der hinter ihm nur die wenig zahlreiche Gruppe der preußischeu Großgrundbesitzer und ihres bureaukratischen Anhangs steckt. Diese Anschauung hätte einen berechtigten Kern, wenn der deutsche Konservativismus nur aus den beiden Fraktionen der Deutsch- und Freikonservativen bestände. In Wahrheit muß aber auch die katholisch-konservative Fraktion des Zentrums dem Konservativismus zugezählt werden. Als Wirbelströmungen im Konservativismus wird man ferner den Antisemitismus und den Bund der Landwirte bezeichnen müssen, deren politische und soziale Grundanschauungen eine weitgehende Uebereinstimmung mit den anderen konservativen Richtungen aufweisen. So betrachtet, kann der Konservativismus, wenn seine Fraktionen und Gruppen bei den Reichstagswahlen auch nicht ganz die Stimmenzahl des Sozialismus erreichen, doch als die mächtigste Partei bezeichnet werden. In seiner evangelischen und katholischen Färbung beherrscht er das politische Leben der beiden größten Bundesstaaten fast vollkommen und übt auch im Reichsparlament mit seinen 162 Mandaten noch immer bestimmenden Einfluß aus.

Im Sturm und Wetter des revolutionären Kampfs gegen den alten Ständestaat, gegen Ritterschaft, Geistlichkeit und Bureaukratie geboren, vermochte der Liberalismus trotz heftiger innerer Reibungen seine Einheit bis zum Jahre des deutschen Kriegs sich zu erhalten. Dann verfiel jedoch auch er dem Schicksal der Spaltung. Der rechte Liberalismus, der sich vor fünfzig Jahren vom linken trennte, vollzog eine Neuorientierung gegenüber dem durch den Krieg von 1866 geschaffenen neuen Zustand und ward Regierungspartei, während der linke Liberalismus in der Opposition verharrte. Im Gegensatz zum Konservativismus waren im Liberalismus die Ursachen der Spaltung niemals konfessioneller, sondern immer politisch-sozialer Natur. Dem rechten Liberalismus der nationalliberalen Fraktion standen bis 1910 drei linksliberale Fraktionen (Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und deutsche Volkspartei) gegenüber, zu denen sich bis 1903 als eigenartige Unterströmung der Naumannsche Freundeskreis der Nationalsozialen gesellte, die mit unverkennbarem Erfolg an der Erneuerung des linken Liberalismus und der Vertiefung seiner sozialen und politischen Anschauungen arbeiteten.

Anders wie der Liberalismus und Konservativismus, die als Einheit in die politische Arena traten und erst später durch Spaltungen vielfältige Gestalt annahmen, begann der Sozialismus seine Laufbahn in zwei auseinanderstrebenden Richtungen, die sich nach jahrelangen, erbitterten Kämpfen erst

Digitized by Google

1875 zusammenfanden. Volle vier Jahrzehnte hat er sich, trotz innerer Kämpfe von unerhörter Heftigkeit, die Einheit erhalten können. Möglich wurde dies allerdings nur durch den Mangel jedes auswärtigen Konflikts, der den deutschen Sozialismus von 1875—1914 davor bewahrte, praktisch zur Frage der Landesverteidigung Stellung nehmen zu müssen. Daß gerade hierüber in seinen Reihen unversönliche Meinungsverschiedenheiten bestanden, ist bekannt. Da war die kleine Gruppe der Sozialrevolutionäre, geführt von Pannekock, Luxemburg und Radek, die sich in düsteren Weissagungen über den drohenden Weltkrieg erging, der „eine ökonomische Krise von ungeheurer Wucht, eine Katastrophe . . . die die Quellen des Lebens verschüttet," hervorrufen müsse. Aber aus dem blutigen Chaos des Weltkriegs werde, so prophezeite man, die proletarische Weltrevolution wie eine feurige Rachegöttin hervorwachsen; vor ihrem gewaltigen Hauch würden die imperialistischen Gespenster, die die Menschheit solange ängstigten und quälten, ins Wesenlose zerrinnen, sodaß der tiefste Fall der Menschheit nnmittelbar zu ihrer höchsten Erhebung führen müßte. Dieser parteiprophetischen Ankündigung der Weltrevolution lag natürlich bei den sozialrevolutionären Sozialisten der Glaube zu Grunde, daß der Beginn des Krieges vom Sozialismus mit einem Massenstreik beantwortet werden müsse. Davon wollte jedoch die stärkste Richtung im Sozialismus, der theoretisch von Kautsky geführte Radikalismus entschieden nichts wissen. Wenn einzelne hindern wollten, so argumentierte K. Kautsky gegen seine sozialrevolutionären Parteifreunde, daß „das Militär zur Grenze eilt und aufs reichlichste mit Kriegsmaterial versehen wird, so brauchte die Regierung keine Finger zu rühren, sie unschädlich zu machen. Die wütende Menge würde sie selbst erschlagen." Der offizielle Radikalismus plädierte also für vollständige Passivität des Sozialismus im Kriege und dachte nur insoweit eine aktive Rolle zu spielen, als er durch Ablehnung der Kriegskredite die Landesverteidigung unpopulär glaubte machen zu können. Im scharfen Gegensatz zu den Sozialrevolutionären und Radikalen standen nun aber die Reformisten, die sich in dieser Frage in der Tat mit gutem Recht auf Bebel stützen konnten, der sich wiederholt im Reichstage in kritischen Momenten unserer auswärtigen Politik unumwunden zu der Pflicht der Landesverteidigung bekannt hatte. Als z. B. 1888 nach der dreimaligen Wiederwahl des Generals Boulanger der Racheschrei der Boulanger von einem Ende der Republik zum anderen hallte, erklärte er feierlich, daß, wenn Frankreich angreife, „der letzte Sozialdemokrat verpflichtet und bereit sei, gegen den Angreifer zu marschieren." Sechzehn Jahre später, als während der Ministerschaft Delcassés der unheimliche Brandgeruch des Krieges von Paris aus wieder den Kontinent überzog, erneuerte Bebel das Gelöbnis von 1888 mit den Worten, daß im Fall eines Angriffskriegs gegen Deutschland auch der älteste Sozialdemokrat bereit sei,

Digitized by Google

„die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unsern deutschen Boden zu verteidigen." Und noch am Vorabend seines Todes, als die Regierung den Parteiführern in einer geheimen Sitzung von den ungeheuerlichen Rüstungen Rußlands Mitteilung machte, bekannte sich Bebel frei und rückhaltlos zur Pflicht der Landesverteidigung.

Wer diesen tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten im Sozialismus Rechnung trägt, wird es nicht so unsinnig finden, daß die Kriegspartei Frankreichs die sozialrevolutionäre und radikale Richtung als einen Aktivposten in ihre Rechnung stellte, während sie gleichzeitig die Reformisten als „kaiserliche Imperialisten" brandmarkte. Als Jean Jaurès ein Jahr vor Kriegsausbruch diesen Spekulationen auf die Hilfe der „roten Armee" Deutschlands bei einem Revanchekrieg im Parlament entgegentrat, fand er nur wenig Glauben. Wie fest das feindliche Ausland an die ihr zu Hilfe eilende „rote Armee" des deutschen sozialistischen Radikalismus glaubte, zeigten die feindlichen Telegraphenagenturen, die überallhin die Nachricht verbreiteten, Liebknecht und „seine Braut Rosa Luxemburg" seien erschossen und überall fänden Massenexekutionen radikaler Sozialisten statt. Kein Wunder, daß, als später der glänzende Sieg des Reformismus bekannt wurde, ein wilder Schrei der Entrüstung über den perfiden Verrat der „roten Armee" durch die Ententepresse gellte. Im gewissen Sinne war die Politik des Sozialismus am 4. August aber doch ein Kompromiß zwischen Radikalismus und Sozialismus. Wer die Erklärung der Reichstagsfraktion prüft, entdeckt leicht, daß darin der Radikalismus das Wort führt. Die Tat gehörte an diesem denkwürdigen Tage aber dem Reformismus. Indem der Sozialismus geschlossen die Kriegskredite bewilligte, hatte er, zum erstenmal in seiner Geschichte, sich wirklich unzweideutig auf den Boden der Landesverteidigung gestellt. So war am 4. August eine Grenzscheide gezogen worden, die die Mächte der Vergangenheit in ihm nicht mehr verwischen konnten. Zu neuen Ufern lockte ein neuer Tag.

Es muß heute fast wie ein Wunder erscheinen, daß der Sozialismus nach dem 4. August noch ein volles Jahr seine Einheit aufrecht erhalten konnte. Denn schon im Herbst hatte sich der Radikalismus von seiner Niederlage erholt, daß er mit der leichtfertigen Begründung, der Verteidigungskrieg sei zu einem Eroberungskrieg geworden, kategorisch die Ablehnung aller weiteren Kredite forderte. Die Wirkung war, daß im ersten Kriegsjahr die Opposition mit jeder Kreditbewilligung stärker wurde. Außerdem kehrten die beiden Sozialrevolutionäre Liebknecht und Rühle der Fraktion den Rücken. Zu Beginn des zweiten Kriegsjahrs war die Entfremdung zwischen den beiden Richtungen schon so weit gediehen, daß die Spaltung nur eine Frage der Zeit sein konnte. Noch hatte aber der Radikalismus die Hoffnung, seine frühere

Digitized by Google

Herrschaft in der Fraktion zurückzugewinnen, nicht aufgegeben. Die erste Kreditbewilligung im zweiten Kriegsjahr sollte die entscheidende Machtprobe werden. Sie endete mit seiner Niederlage. Von jetzt ab steuerte er bewußt auf die Fraktionsspaltung zu. Anfang November veröffentlichte Kautsky in der „Neuen Zeit" die Aufforderung zu einer parlamentarischen Sonderaktion des Radikalismus. Diese kam zur Ausführung bei der fünften Kreditbewilligung im Dezember, bei der 20 Abgeordnete gegen die Kredite stimmten. Innerhalb der Organisationen entfaltete nun der Radikalismus eine wilde Hetze gegen die Kreditbewilliger. In geheimen Flugschriften, den sogenannten „Spartacusbriefen", predigte er gegen die „verräterischen Parteiinstanzen den Kampf aufs Messer" und forderte die Massen auf, „sie schimpflich aus ihren Aemtern und Mandaten zu verjagen." Als „Machtkampf, nicht als Formelprozeß, muß dieser Entscheidungskampf durchgeführt werden: Speer gegen Speer", so heißt es in einem Spartacusbrief, in dem die Kreditbewilliger als „Tempelschänder" und „Kammerdiener der herrschenden Klassen" gebrandmarkt werden, die ehrlos „in den Vorzimmern des Generalstabs und der Ministerien herumscharwenzeln." Auf dem so vorbereiteten Boden schritt der Radikalismus am 24. März 1916 zu seiner zweiten Sonderaktion im Reichstag, die ruhmlos in der allgemeinen Empörung unterging. In einer darauf folgenden Fraktionssitzung zerschnitt die Mehrheit in fast feierlicher Ruhe und Sachlichkeit das Tischtuch zwischen sich und der Opposition, worauf diese sich als besondere Fraktion konstituierte. Wie vor 1875 besitzt der Sozialismus jetzt wieder zwei Fraktionen, die in bitterer Feindschaft einander gegenüberstehen.

Im Reichstag offenbart sich die Spaltung in der verschiedenen Taktik der beiden sozialistischen Fraktionen, die sich keineswegs in der besonderen Haltung zu den Kriegskrediten erschöpft. Jedes Wort, das die Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft im Reichstag sprechen, dient dem Zweck, den Krieg unpopulär zu machen. Bei den Abstimmungen hält die neue sozialistische Fraktion streng die Richtung ein, alle Forderungen für die Landesverteidigung abzulehnen. „Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft," so heißt es in dem soeben herausgegebenen Bericht der alten Fraktion, „stimmt gegen alle Steuergesetze, auch gegen die Kriegssteuer, weil auch diese, wie sie erklärte, letzten Endes dem imperialistischen Krieg diene ... Im übrigen mögen sich die Arbeiter einmal das folgende Rechenexempel vor Augen halten: wirft die Sozialdemokratie ihre 110 Stimmen für Besitzsteuern in die Wagschale, so sind von den 397 Stimmen des Reichstags 199 bürgerliche Stimmen erforderlich, um eine Besitzsteuer zu Fall zu bringen. Lehnt die Sozialdemokratie (wie es der Radikalismus verlangt) die Besitzsteuern um ihres Zweckes (der Landesverteidigung) willen ab, so genügen schon 89 bürgerliche

Digitized by Google

Stimmen, um dasselbe Ergebnis zu erzielen. Dieses Mal haben die Konservativen ... die Gunst der Stunde, die ihnen durch die Arbeitsgemeinschaft geboten wurde, noch nicht richtig ausgenutzt. ... Aber es kann noch anders kommen. Dann mögen sich die Arbeiter bei Haase und Genossen bedanken, wenn sie mit neuen, drückenden Steuern belegt werden."

Man wird in der Tat nicht in Abrede stellen können, daß die Bildung der neuen sozialistischen Fraktion in diesem Reichstag praktisch auf eine neue Machtstärkung des Konservativismus hinausläuft. Wie die Dinge im nächsten Reichstag liegen werden, läßt sich schwer voraussagen. Folgt der Spaltung der Fraktion eine solche der Organisation, was nahezu gewiß ist, wenn der Radikalismus auf dem nächsten Parteitag in der Minderheit bleibt, so werden bei den Reichstagswahlen nach dem Kriege für Linksliberalismus und Rechtssozialismus Verhältnisse entstehen, die, richtig gemeistert, der freiheitlichen Entwickelung Deutschlands zum gewaltigen Vorteil gereichen können, auch wenn der Radikalismus alle Minen springen läßt, um das Zustandekommen einer wahrhaft aktionsfähigen Linken zu vereiteln.

Hinter der Front

Von Gustav Sack

Es ist der erste Januar, und die Tage, Wochen, Monate vorher waren nichts als ein Waten in schlammigem Wasser und knietiefem Schlamm; jetzt wird es gleich Morgen sein. Vor einer Stunde verließ ich die Stellung, ging noch einmal die Gräben durch, die Sappen ab und watete, turnte und rutschte dann durch einen zerfetzten Wald in die Mulde hinunter, die der morgentliche, mittagliche und abendliche Sammelplatz der feindlichen Brandgranaten war, die hier in Ermangelung besserer Ziele dreimal täglich unsere Essen und Material tragenden Mannschaften suchten; torkelte ein paarmal in die charakteristischen flachen Löcher, die sie aufzureißen pflegen, werfe mich einige Male platt auf den Bauch vor einem der heransingenden Stänker — denn sie verbreiten bei ihrer Detonation einen widrigen phosphorweißen und phosphorartig riechenden Rauch — wate durch Schlammbäche, zu denen die Wege der auf und nieder steigenden Kolonnen geworden sind, mühsam,

Digitized by Google

mühsam weiter, durchschreite ein in groteske Trümmer zerblasenes Dorf und bin nun außerhalb des gewöhnlichen Feuerbereichs — auf einer breiten, prächtigen, mit hohen Ulmen bestandenen Landstraße gehe ich fürbaß. Aber ich habe noch Zeit, ich setze mich an den Straßengraben, in hohes fauliges Gras, den Rücken müde an einen Ulmenstamm gelehnt. Und die Hände auf den Stock und den Kopf auf die Hände gestützt, schaue ich in die Nacht. Dort vor mir der dunkle, sich schwach gegen den mit drei schweren Wolkendraperien verhangenen Himmel abhebende Strich ist die Höhe, in der ich nun gerade ein Vierteljahr meines Lebens verbrachte, und die für wie viele von uns, die wir an einem schwülen Oktobertage unter dem hohlen Paukenkonzert des französischen Durchbruchsfeuers zum ersten Male hier anrückten, das Grab geworden ist. Leuchtgranaten fauchen unhörbar hoch, in einer wunderbaren, dunkelrot glühenden paraboliſchen Bahn, platzen in einem kleinen Feuerregen, der langsam in die Nacht vertropft, und lassen nun ihre stechend weiße Kugel in zierlichen Spiralen sich zu Boden schrauben — minutenlang stehen sie oft über dem ruppigen Wald wie ein strahlender Stern. Fernher, weit hinter dem Höhenrand leuchtet feindliches Mündungsfeuer hoch, blitzartig, dunkelrot, ein, zwei, drei, vier Mal — und weit rechts leuchtet es bald wieder kurz und blutrot auf, ein, zwei, drei Mal, der vierte ist ein Versager und bohrt sich patschend in den Grund; und langsam schlafe ich ein. Und sitze in einem Flugzeug, die Propeller werden angeschlagen, langsam wippt und — wippt der Apparat, es scheint, er kann nicht hoch — jetzt geht es hoch und langsam, schnell, schneller, rasend schnell fall ich in die Tiefe und bin in einem unterirdischen dunklen Gang, an dessen Wände stehen Säcke mit irgend welchem Metall, und von der Decke fallen ab und zu leise Tropfen, die sind seltsam warm und klebrig, wenn sie Hand und Nacken treffen — und von ganz fern her leuchtet ein ganz schwaches gelbes Licht. Und ich gehe weiter, immer geradezu, jetzt muß ich mitten unter den beiden Stellungen sein, mitten unter den Drahtverhauen

Digitized by Google

und Toten; wenn mein Fuß an einen der Säcke stößt, klingt es metallen — wie Gold. Und es tröpfelt weiter, immer weiter, immer stärker, da sehe ich: auf meiner Hand ist Blut! Aber wie ich schaudernd hoch blicke, stehe ich plötzlich vor dem gelben Licht und um mich, auf roh gezimmerten Schemeln sitzen vier Gestalten und zählen Geld, aus einer Truhe in die andere zählen sie lautlos goldenes Geld. Lange stehe ich und sehe ihnen zu — sie sehen mich nicht, sie zählen — und in meinen Augen beginnt die Gier zu flackern, da durchstößt mich ein stechender Blick, grün und eisig, wie der einer Schlange, geht an mir herunter, durchbohrend, von Kopf bis zu den Zehen, dann bleibt er lange an meinen Stiefeln haften und seine Brauen verfinstern sich; dann wandert er weiter und bleibt an meinen Hosen, meinem Koppel, an meiner Pistolentasche kleben wie Pech. — Jetzt steht er auf, und meine Kleidung erstarrt zu Eis; er legt den Kopf auf die Seite, ein Tropfen Blut platzt von oben auf seine Wange und rinnt langsam in einem langen Streifen herab, er faßt den Zipfel meines Rockes, wendet ihn, reibt prüfend das Futter mit seiner blutbesudelten hageren Hand — und setzt sich wieder hin, streift noch mit seinem Schlangenblick mir flüchtig Mütze und Gesicht, und sein Mund verzerrt sich zu einem höhnischen Grinsen. Langsam taut meine Kleidung wieder auf, und ich blicke mich um. Es ist, als wäre ich nicht mehr da, ihre Blicke sind starr auf ihre Hand gerichtet und zählen das goldene Geld; bleich sind diese Gesichter, bleich wie Wachs, die haben kein Alter, und ihr kurzes Stoppelhaar verrät mir nichts; und nichts verrät mir ihre Stirn, die ist flach wie die eines Frosches, und ihr blutloser lippenloser Mund, der ist breit wie der einer Kröte; ihre Brust ist hohl, ihre Glieder verdorrt und ohne Kraft, aber in ihren Backenknochen sitzt die Kraft und in ihren Kiefern liegt die leibhaftige Brutalität, und ich glaube für einen Augenblick Gesichter wiederzuerkennen, die ich einmal in Zeitschriften gesehen — aber ich sehe nur das Blut, Stirn, Kopf, Wange, Nase, Mund, Hand und Gewand ist über und über besudelt mit Blut — von der

Digitized by Google

Decke, aus der nackten Erde tropft es nieder, ohne Ende, ohne Ende und zwischen den sickernden Tropfen quetscht sich aus der schwarzen Erde das rote Gold und fällt langsam, klack! klack! klack! in ihre geöffnete Hand, ohne Ende, ohne Ende fällt das Gold; und rollt eins unversehens zur Erde, so fahren vier Köpfe wie der Blitz ihm nach, die hageren Hände rascheln, klappern und fahren wie Krallen und wütende Schlangen durcheinander, mit giftigem Zischen fauchen ihre Gesichter sich an, und weiter klackt das Gold und weiter tropft das Blut. Aber rasselnd wie eine Kette von Donnern reißen nebenan ungeheure Winden Geschütze und riesige Körbe hoch, rauschend stürzen neben ihnen unendliche Ströme gelben Getreides und brüllende schreiende Käfige Viehs in den Grund, während in trägen Pausen eine Liliputwinde magere Säcke hebt und ein Liliputkran ein quäkendes, ängstlich brüllendes Rind in die Höhe zerrt — und reichlicher klackert das Gold und reichlicher sickert das Blut. Und die Gestalten zählen, zählen, unberührt, wachsbleich und blutbefleckt. Und langsam, langsam, mit schielendem Blick nähert sich meine Hand dem lockenden Gelb — da zischt es, als zische die Brut der Hölle mich an, acht Geierkrallen schlagen sich in meine Brust und reißen und zerren in teuflischem Gezänk — jetzt halten sie mein Herz, jetzt pressen, pressen sie es in ihren Krallen bis auf den letzten Tropfen langsam, langsam aus — jetzt werfen sie es wie einen leeren, braunen Beutel fort — ich erwache, ich bin hingesunken und mein Kopf liegt in dem nassen Gras. Müde blicke ich mich um, Gewehrschüsse platzen hie und da, dumpf in das Nichts; fern, ganz fern rumort ein Gefecht — aber es wird hell, eine fahle Helle liegt im Osten, ohne Morgenröte kommt der Tag, und ich gehe meinen Weg.

Digitized by Google

Kriegsbotanik

Von Dr. E. Scheiberer

Die Gewähr für einen erfolgreichen Ausgang eines Feldzuges liegt nicht zum wenigsten auch in der wirtschaftlichen Stärke des Volkes, das ihn zu bestehen hat, in der wirksamen Zusammenarbeit geistiger wie physischer und materieller Kräfte, verbunden mit bestmöglichster Anpassung an die durch die veränderte Sachlage geschaffenen Zustände.

Für eine ganze Anzahl von Produkten, die durch die Stockung des Handelsverkehres nicht in genügender Menge oder überhaupt nicht mehr erhältlich, jedoch unbedingt notwendig sind, sei es für den Bedarf an den Fronten, oder im Innern des Landes, müssen Mittel und Wege gefunden werden, sie trotzdem zu schaffen, wenn anders nicht tiefgreifende Neuerungen im Wirtschaftsleben entstehen sollen.

Um die Lösung dieser Aufgaben haben besonders auch die Naturwissenschaften ein hohes Verdienst. Alle ihre Zweige sind daran beteiligt, wie die Chemie, Geologie und Botanik.

Wertvolle Dienste erwies die Botanik dem Volkskörper in der Aufdeckung zahlreicher Pflanzen als neuer Nahrungsmittel, in Vorschlägen für deren rationellen Anbau, wertvollere jedoch in der Heranziehung einheimischer technisch wertbarer Arten, wovon hier vorzüglich die Rede sein soll. Schon eine bloße Nennung der zu erreichenden Ziele erhärtet die Wichtigkeit dieser Aufgabe: Nutzbarmachung einheimischer Pflanzen zum Ersatz für Jute und Baumwolle, überhaupt von technisch verwertbaren Faserpflanzen, Ersatz für die tropischen Lieferanten des Kautschuks, Ersatz von Seidenraupen — Futterpflanzen, Aufdeckung neuer Pflanzen als Lieferanten von Fetten und Oelen, neuer Kraftfuttermittel in der Landwirtschaft, um nur einiges zu nennen. Was insonderheit die in Frage kommenden Gespinst- und Faserpflanzen betrifft, so sollen es Formen sein, welche ein mindestens ebenbürtiges Ersatzprodukt liefern, dessen Herstellung technisch keine allzugroßen Schwierigkeiten bietet, dessen Verarbeitung durch schon bestehende technische Anlagen möglich ist und welches daher zu billigem Preise in den Handel gelangen kann; dann aber sollen es auch Formen sein, welche keine allzugroßen Ansprüche an ihren Anbau stellen und auf jedem Boden fortkommen, ihre Pflanzungen daher nch wichtigere Kulturpflanzen, wie beispielsweise Getreide- und Gemüsepflanzen, nicht des oft schon an und für sich knappen Raumes berauben.

Digitized by Google

Eine solche Form ist in hervorragender Weise die Brennessel, welche allen diesen Bedingungen nachkommt, aus deren Stengelfasern bereits ein ausgezeichnetes Garn hergestellt wird. Die Idee freilich, die Nesselfasern in der Textilindustrie zu verwerten, ist nicht neu; denn schon Albertus Magnus (Albert von Bollstedt), der einst weitberühmte Scholastiker (1193—1280), erwähnt die Brennessel als Gespinstpflanze. Sie wurde demnach wie noch so manche andere Form früher bereits dazu nutzbar gemacht und geriet erst in Vergessenheit, als die Baumwolle ein weit billigeres und besseres Produkt lieferte, als es die Nessel bei den damaligen unvollkommenen Methoden bringen konnte. So bestanden noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Leipzig Nesselzwirnfabriken und 1876 wurde in Berlin die sogenannte Nesselkommission gegründet und ein Preis von 1000 Mark ausgesetzt für die Schaffung eines geeigneten Verwertungsverfahrens, der jedoch niemals erworben wurde. — Erst der Krieg und die dadurch stark unterbundene Zufuhr ließ sich ihrer wieder erinnern.

Besonders in Oesterreich fand sie allgemeine Beachtung, ließ doch das Kriegsministerium im Sommer vorigen Jahres in allen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie durch Soldaten und Kriegsgefangene die Brennesseln aufsammeln, wodurch ein Quantum von wenigstens 20000 Meterzentnern geerntet wurde, die voraussichtlich eine Faserausbeute von 20000 kg geliefert haben werden. Nach einem sowohl im deutschen Reiche als in Oesterreich bereits patentierten Verfahren von Prof. Dr. O. Richter in Wien wird die Faser in einer größeren Anzahl von Fabriken verarbeitet. Zunächst wurden die Fasern mit konzentriertem Ammoniak von dem anhaftenden Gewebe getrennt, welche Methode sich aber als zu teuer erwies und daher als unpraktisch verworfen wurde. Jetzt findet ein viel einfacheres Verfahren Anwendung. Die Nesseln werden eine bis anderthalb Stunden in Wasser gelegt, worauf sie gebrochen und gehechelt werden. Durch Kochen in einem Seifenbade von 0,5—2% wird die Faser von allen etwa noch vorhandenen Gewebeteilen befreit, wodurch eine ganz außerordentlich feine Faser erhalten wird, welche zu den feinsten Garnnummern versponnen werden kann.

Endlich können die bestehenden, auf Verarbeitung von Baumwolle eingerichteten Maschinenanlagen in den Spinnereien und Webereien mit nur geringfügigen Aenderungen zur Bearbeitung von Nesselfasern eingerichtet werden. Es werden verschiedene Stoffe gewebt, wie solche für Plachen, Säcke und Drillichhosen. Handelt es sich jedoch um Herstellung feiner Nesselgarnnummern, so ist ein geringer Zusatz von Seidenabfällen notwendig, damit ein sicheres Laufen der Maschinen gewährleistet wird.

Ueberall kommt die äußerst genügsame Brennessel fort, jeder Schuttplatz, jedes auch noch so öde Feld bietet ihr reiche Existenzbedingungen und wenn

Digitized by Google

nur die Belichtung nicht zu stark ist, so braucht sie bis zu zehn Jahren niemals gedüngt zu werden, da sie im Stande ist, selbst die geringsten Stickstoffmengen dem Boden zu entziehen.

Man sieht leicht ein, daß die Nessel in erster Linie den sogenannten Bedingungen, wie der Leichtigkeit und Anspruchslosigkeit des Anbaues, der Billigkeit ihrer Verarbeitung und der Vollkommenheit ihres Produktes nachkommt und daher voll zu den wichtigsten einheimischen Textilpflanzen gerechnet werden darf, da sie im Stande ist, in wirksamer Weise mit der tropischen Baumwolle bezüglich der Herstellung von Garnen zu konkurrieren und zwar nicht sowohl während, als vielmehr auch nach dem Kriege. Denn es ist doch von Wichtigkeit zu unterscheiden, ob ein Produkt bloß während der jetzigen gestörten oder schwierigen Zufuhrverhältnisse als gelegentliches Ersatzprodukt oder aber auch nach Wiederherstellung der gewohnten Verkehrsverhältnisse als Dauerprodukt für ständig sich zu behaupten im Stande ist. So glaubt der Erfinder des Ersatzverfahrens Dr. O. Richter, daß die Zentralmächte dadurch nicht nur in der Lage wären, die Baumwollvorräte zu strecken, sondern auch später von der Baumwolleinfuhr aus Amerika unabhängig sein würden.

Noch eine Menge von Pflanzen wurden genannt bezüglich der Frage nach Ersatz ausländischer Gespinnstpflanzen durch einheimische Arten. So der Hopfen, von dem noch die Rede sein wird, der allbekannte Oleander, der weiße Honigklee (Melilotus albus) und der auf sandigen Hügeln, an sonnigen trockenen Abhängen so häufige Besenginster (Sarothamnus scoparius), endlich auch die Schwalbenwurz (Vincetoxium officinale), die Malve (Malva officinalis) und das mit der Nessel verwandte Glaskraut (Parictaria). Einige davon wurden schon früher als Gespinstpflanzen angebaut, so die Malve, welche nach dem Zeugnisse von Papias-Isidor schon im siebenten Jahrhundert von dem Bischof zu Sevilla zur Herstellung von Kleidern verwendet wurde. Ihre Blüte geben eine weinrote Farbe. Wenn daher der um 800 n. Chr. lebende Franke Angilbert von der Tochter Karls des Großen, Gisella, berichtet, sie hätte in einem malvenen Kleide geprangt, so kann sowohl der Stoff als auch die Farbe damit gemeint sein.

Schon im 18. Jahrhundert wurde aus den Stengeln des Hopfens eine grobe Faser gewonnen, und von den Schweden wird um ca. 1750 berichtet, daß sie ein höchst eigentümliches Verfahren der Fasergewinnung kannten. Sie brachten die Stengel in die feuchtwarmen Dünste oberhalb der Viehställe, wo diese nach kurzer Zeit „reif" wurden, um getrocknet sich wie Flachs schwingen und hecheln zu lassen. In neuerer Zeit (1877) nahm sodann J. D. Nördlinger ein Patent auf eine viel kurzfristigere Behandlung der

Digitized by Google

Hopfenfaser. Darnach werden die Fasern in Wasser mit Seife und Sodazusatz gekocht und entfasert, hierauf nochmals in Wasser mit Essigzusatz gekocht und ausgewaschen. In wenigen Stunden erhält man so ein zum Hecheln fertiges Material.

Auch der Besenginster war früher bekannt zur Herstellung von Schnüren, Sack- und gröberen Kleiderstoffen. Noch vor etwa 150 Jahren wurde seine Verarbeitung in Frankreich und noch letztes Jahrhundert in Italien als Hausindustrie betrieben. Die in Garben gebundenen Stengel wurden getrocknet und geklopft, so daß sie aufsprangen, hierauf in feuchter Erde und unter Luftabschluß gegoren, sodann gewaschen und geschlagen, bis die Rinde sich löste und nach erneutem Waschen und Trocknen entfasert, welcher ganze Vorgang etwa drei bis vier Wochen erforderte.

Neben dieser Gruppe von Pflanzen, welche als Ersatz in Betracht kommen, da, wie die angeführten Notizen lehren, praktische Erfahrungen vorliegen, scheiden andere wohl völlig aus, wie der Oleander und der Schwalbenwurz nebst dem Glaskraut. Der erstere aus klimatischen Rücksichten, die eine Zucht im großen nicht wohl zulassen und die andern, weil sie erst im Süden häufiger auftreten, das Glaskraut sogar erst im Süden der Alpen.

Etwas anderes ist es mit dem Hopfen und dem Besenginster, beide werden heute in der Textilindustrie verwendet, beide sind leicht zu verarbeiten; zudem nimmt der Besenginster überall selbst mit dem trockensten und unfruchtbarsten Boden vorlieb, welcher also durch Ginsterpflanzungen nutzbar gemacht werden könnte, währenddem der Hopfen bekanntermaßen, namentlich in Süddeutschland und Böhmen schon längst in Kultur genommen ist: über 40000 Hektar sind allein im deutschen Reich damit bedeckt und von der ganzen Ernte dieser großen Bezirke wußte man bis unlängst mit den langen Stengeln nichts anderes anzufangen, als sie beiseite zu werfen. Jetzt aber ist besonders in Oesterreich reges Interesse für sie vorhanden, wurden doch auch die Hopfenstengel vom Staate beschlagnahmt.

Hopfen wie Ginster spielen bereits eine wichtige Rolle als Juteersatzpflanzen. Jutefasern liefern bekanntlich die zu den Lindengewächsen gehörenden tropischen Corchorusarten. Wie alt der Gebrauch dieser Pflanzen ist, beweist, daß die Bezeichnung „Jute" herrührt von der schon im Sanskrit als „Djuta" erwähnten indischen Djut-Faser. Spät erst wurde sie in Europa bekannt. Als erster sandte der Engländer Dr. Roxburgh als Direktor der ostindischen Handelsgesellschaft 1795 einen Ballen solchen Fasernstoffes nach England. Aber erst im zweiten Viertel des folgenden Jahrhunderts fand dort dieser Faserstoff Beachtung. Die Rohfaser wird mittels hydraulicher Pressen in Ballen von 180 kg gepreßt, von denen Bengalen jährlich über 5,6 Millionen ausführt. 1890 kamen beispielsweise

Digitized by Google

1500 Millionen kg im Werte von 160 Millionen Mark nach England, um speziell in Dundee verarbeitet zu werden. — Eine andere Frage ist nun aber, ob diese einheimischen „Jutepflanzen", wie Hopfen und Ginster und vielleicht auch das Weidenröschen (Epilobium) im Stande sind, der ausländischen Jutefaser die Spitze zu bieten, mit anderen Worten, ob sie als Dauerprodukt sich zu behaupten im Stande sind, und etwa wie die Nessel bei rationellem Anbau und ausgiebigster Verwertung den Bedarf der Zentralmächte auch nach dem Kriege vom englischen Markt unabhängig machen können, oder ob sie nur Ersatz-Notbehelf bleiben. Die Vorteile wurden bereits erwähnt: der bestehende Anbau des Hopfens und die Bedürfnislosigkeit des Ginsters bezüglich seiner Bodenansprüche. Auch das Weidenröschen (Epilobium augustifolium) mag hier angeführt werden, es verhält sich wie der Ginster, lichte Waldstellen und Holzschläge sind seine Standorts, an denen es besonders im Süden in großer Menge sich findet; die Stengel könnten durch Schulkinder eingesammelt werden, was den Vorteil der Billigkeit böte. Indessen liegen praktische Erfahrungen erst für den Hopfen vor, für die andern fehlen sie, oder sie fielen, wie bei der Verwertung des Weidenröschens, bisher zu ungünstig aus.

Ein anderer wichtiger Punkt mag hier noch Erwähnung finden. Während die Fasern der Nessel, des Hopfens, wie auch des Weidenröschens, Hanfes und Flachses Stengelfasern sind, oder, wie der Botaniker sie mit einem Fachausdrucke bezeichnet, Bastfasern, welche als Festigungsmittel dem Stengelgewebe eingelagert sind, woraus sich auch ihre praktische Verwendbarkeit erklärt, sind diejenigen Fasern, welche von noch andern Pflanzen in Betracht gezogen wurden, Fruchtfasern, d. h. solche, die als wollige Anhängsel der Früchte auftreten, zu deren Verbreitung durch den Wind sie dienen. Solche Fruchtfasern besitzen das in Sauerwiesen häufige Wollgras, der in Mooren und Sümpfen häufige Rohrkolben und die allbekannte Pappel. Alle diese Fruchtfasern erwiesen sich jedoch als zu kurz, um als technisch wertbar Verwendung zu finden.

Kehren wir zu unserm Gegenstande zurück. Um beispielsweise allein mit Hopfenfasern auf dem Jutemarkte erfolgreich konkurrieren zu können, wäre die Produktion großer Mengen erforderlich; der Anbau müßte vermehrt werden und große Flächen würden dadurch dem Anban anderer wichtigerer Kulturpflanzen entzogen. Neu auch wäre für die Spinnereien die Gewinnung des Rohmateriales, da sie bisher immer die schon fertige Rohfaser bezogen. Auch ist noch keineswegs ersichtlich, ob die so gewonnene einheimische Jute einen vollwertigen Ersatz böte. So ließen denn auch bereits sich Stimmen hören, welche der geplanten einheimischen Juteproduktion keine große Zukunft ansagen. Ist doch der Bringer einer neuen Sache zum Vorneherein davon

Digitized by Google

eingenommen und jeder Erfinder ein Optimist. Auch ist noch nicht gesagt, daß die so günstigen Erfahrungen mit der Brennessel sich auf andere Formen ohne weiteres übertragen ließen, und vor allem fehlt es an praktischer Erfahrung. So dürfte denn nach der Wiederherstellung geordneter Verkehrsverhältnisse die ausländische Jute wohl nach wie vor verwendet werden und die einheimische ein bloßes Ersatzprodukt bleiben, wenn freilich damit nicht gesagt sein soll, daß eine einheimische Jutefabrikation in bescheidenem Maße sich erhalten könnte und für gewisse Produkte ständige Abnehmer fände, ohne je freilich das tropische Erzeugnis aus dem Felde schlagen zu können.

Viel bedeutender sind die Untersuchungsresultate auf dem Gebiete des Suchens nach einheimischen Kautschuk liefernden Pflanzen, welche große und ganz außerordentliche Ueberraschungen brachten. — Seit jeher kommt der Kautschuk aus dem tropischen Amerika und Westafrika; die Hauptlieferanten sind für Amerika Hevea brasiliensis und guianensis, zu den Wolfsmilchgewächsen gehörend und für Westafrika Kickria elastica. Unter welchen Bedingungen in diesen Gebieten der Kautschuk beschafft wurde, belegen in deutlicher Weise die Kongogreuel und die Grausamkeiten im südlichen Amerika.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen machten nun schon 1909 Graefe und W. Linsbauer, welche den Gehalt einer in Oesterreich weit verbreiteten Pflanze an Kautschuk untersuchten und fanden, daß ihr Gehalt an Reinkautschuk 0,49%, ihr Gehalt an Reinkautschuk der Trockensubstanz 19,06% und der Gehalt der extraktilen Substanz gar 73,21% betrug, ungeheure Zahlen, wenn man bedenkt, daß die genannten und bisher wichtigsten tropischen Kautschukpflanzen nur 0,3% Kautschuk ihrer Trockensubstanz enthalten, also mehr als 63 mal weniger als unsere bisher so vergessene einheimische Pflanze. Dieses wahrhafte Wundergewächs ist der Rutenlattich (sactuca viminea), der von Oesterreich aus weit nach Süddeutschland hinein vorspringt, das Donautal als Eingangspforte benützend und nach Norden längs der Elbe bis Dresden reicht. Er besitzt zahlreiche rutenförmige Aeste, die eine Höhe von an die 2 m erreichen. In allen Oberteilen, wie auch in seiner dicken Pfahlwurzel besitzt er viele Milchröhren mit einem weißen Milchsaft. Tritt dieser bei Verletzungen aus, so ist er erst gelb und klebrig, wird dann kastanienbraun und fadenziehend und zuletzt schwach plastisch.

Weitere kautschukliefernde einheimische Pflanzen sind die zypressenähnliche Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias), welche zwar nicht eine so enorme Menge Reinkautschuk enthält wie der Rutenlattich, jedoch immer noch neunmal mehr als ihre tropischen Verwandten, nämlich 0,27% ihrer Trockensubstanz; sodann die sogenannte Saudistel (Sonchus olera-

Digitized by Google

ceus), die, an sumpfigen Orten sehr gemein, noch 0,16% an Reinkautschuk enthält. — Alle indes übertrifft der Rutenlattich. Leider fehlen noch Resultate über Versuche seiner Anbaufähigkeit und in Betreff der Wertigkeit seines Produktes. Trotzdem dürfte dieser Pflanze gleich der Nessel eine große Zukunft beschieden sein.

So erreichte die Botanik beachtenswerte Resultate, von denen hier leider lange nicht alle erwähnt werden konnten. Ueber Nacht wurde durch ihre Bemühungen das bisher verachtete Unkraut zum begehrten Gewächs, das unbeachtete Kraut zur wichtigen Kulturpflanze. Wenn wie ausgeführt auch manches nach dem Kriege sich nicht halten dürfte, so wird doch immer noch ein erkleckliches übrig bleiben als herrliche Frucht langwieriger Bemühungen in herber Zeit, und stolz darf die Naturwissenschaft und mit ihr die Botanik darauf zurückblicken, erneut dem Volkskörper neue Gebiete eröffnet, neue ergiebige Wertquellen erschlossen zu haben.

Bienenorgel

Von Robert Walter

Der Linden Honigblüte hängt
tropfsonnig in das Laub gespannt
und hell vom Winde angeglüht.

Tieftönig summt und harfend schwenkt
um Wipfelspiel und grüne Wand
der Honigsucherinnen Lied.

Gesang, vom Flügelflug gelenkt,
Musik auf blauer Schwinge Rand
in sommerliches Land verschäumt.

Hier ist ein Baum in sich versenkt,
— und rings die Welt um ihn gebannt —
des Paradieses Urlied träumt.

Digitized by Google

Mozarteum und Weltkrieg

Gibt es scheinbar unversöhnlichere Gegensätze als das ruhelose Weltkriegstoben an den Grenzen unseres Vaterlandes und die geläuterte, gesammelte Musikpflege in der Mozartstadt Salzburg? Daß eine solche Gegensätzlichkeit zwischen tiefster Kunstbegeisterung und höchstem vaterländischem Pflichtenthusiasmus in Wahrheit bei uns Deutschen nicht besteht, ist eine der Grundlehren, die wir aus den Schrecknissen und Irrungen unserer tiefst aufgewühlten Zeit mit in den Frieden hinübernehmen müssen. Gräßlich war der Riß in unserer Musikseele damals knapp vor Ausbruch des Weltkrieges im August 1914, als es Sein oder Nichtsein des schönen Mozartfestes galt, als man lange zweifelte, ob man das Fest, ob man die zehntägige Mozart-Jubelfeier anläßlich der Eröffnung des neuen Mozarthauses in Salzburg absagen sollte oder nicht und als dann das Fest doch abgesetzt wurde! Unser aller Gefühlsleben war ja damals noch — wozu es leugnen? — zu tief in dem weltfernen, unpolitischen Kunsteifer verankert, um die ganze tragische Weltenumwälzung sofort zu erfassen, die sich in jenen kreißenden Erhebungstagen des August 1914 entlud. Dann aber zerstoben wir Mozartpilger in alle deutschen Lande, nur von dem einen einzigen Gedanken Vaterland erfüllt, und der Begriff der „trauernd ihr Haupt verhüllenden Muse" erstarrte in unsrer Brust zu etwas tragisch Selbstverständlichem! — — Wir lasen dann monatelang nur von Schlachten und von Siegen, bis der Krieg sich zu verbreiten begann, bis die Kunst ganz allmählich, zagend sich uns wieder näherte . . . Zagend? Auch das eine irrtümliche Auffassung von Kunst und Kunstpflege aus Friedenszeiten! Verschwistert sich nicht gerade die Wohlfahrtsfürsorge aufs schönste mit Musikkultur? Und ist es nicht gerade die heitere Kammermusik, die klassisch verklärte, die in die Gemüter Verwundeter, sowohl der körperlich siech aus dem Felde heimkehrenden Helden, wie der seelisch siechen Angehörigen im Hinterlande, Trost träufelt? — So machte die momentane Verlegenheitsstimmung schon nach Monatsfrist in Salzburg einer frohen musikalischen Volkserhebung Platz, die sich auch in der still und häuslich zurückgezogen, drum aber nicht minder feierlich vor sich gehenden Eröffnungsfeier des Salzburger Mozarteum-Neubaues Ende September 1914 zeigte. Ohne Mühe war ein zeitgemäß ernst-heiteres Konzertprogramm gefunden, in dem unsere alten deutschen und österreichischen Meister Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert und Wagner die tief strömende Größe und erhabene Gewalt über Menschengemüter bewährten. Es muß hier die Persönlichkeit einer tapferen deutschen Frau verehrungsvoll als geistige Urheberin dieser schönen musikalischen Mobilmachung erwähnt werden: Lilli Lehmann, die viel Gefeierte und doch auch oft schon, wenn auch ganz im geheimen wegen ihrer „Singewut" ein wenig Bespöttelte, ist es gewesen, deren Unternehmungseifer nicht bloß das Eröffnenkönnen des neuen Berndl'schen Mozarteum-Neubaus in Salzburg, sondern auch das Durchhalten der Mozartgemeinden und des Mozarthauses in diesen eisernen zwei Kriegsjahren vornehmlich zuzuschreiben ist. Hier umschwebt einmal ausnahmsweise zu Recht etwas von Unsterblichkeit schon bei Lebzeiten eine nachschaffende Künstlerin. In der Leitung, das heißt in der äußeren repräsentativen Direktion des Mozarteums haben sich seit Eröffnung schon bedenklich oft Wandlungen und Wechsel vollzogen, die

Digitized by Google

beweisen, daß der etwas engherzig bureaukratische Zopfgeist Alt-Salzburgs, von dem ja der arme Wolfgang Mozart sein traurigstes Liedlein singen konnte, noch immer nicht ganz aus den Mauern der Mönchs- und Kapuziner-Bergstadt gewichen ist. Aber in Lilli Lehmann ist dieser alten Salzburger Stiftung zum Glück eine stolze, energische und unbeirrbare Wächterin erstanden, die immer wieder dafür sorgt, daß in Mozarts Stadt und Gedenkstätte der heitere Mozartflügelschlag nicht verwehe und daß auch gerade während des Weltkrieges das Salzburger Mozarteum als Hochburg deutscher und österreichischer Klassik bestehen bleibe. Darum mußte endlich einmal wieder in Salzburg ein Musikfest stattfinden. Keines zwar mit den vorsintflutlichen Festspielpreisen und Festspielgästen auf und vor der Bühne, diesen Gästen aus Snobs Landen, diesen verlogenen Premierenhalbmenschen, die von Monte Carlos Spielhöllen über Salzburgs Mozartspiele mit direkten Fahrkarten zu den Rennen in Baden-Baden fuhren! Sondern ein Kammermusikfest im stillen Feiergewande, eine im schönsten Heimatsinne des Wortes kleinstädtisch treue, weltscheue Huldigung von den lieben Hausgeistern deutscher und österreichischer Musikklassik: von Mozart, von Schubert, von Haydn, von Bruckner und auch von dem verwöhnten Brahms der Klarinettenquintette! Das Wiener Streichquartett Fitzner hatte die Führung dieser vier Salzburger Kammermusikabende im August des Weltenkriegsjahres 1916, und viele tüchtige deutsche Musiker gesellten sich als Solisten; Lilli Lehmann aber erlebte die Alkestearie Glucks so gewaltig nach, pries mit der unversieglichen Macht ihrer Wunderstimme so herrlich laut die Segnungen der unsterblichen Altmeistermusik hinaus in die Welt, daß es wie ein Rauschen der Ewigkeit selbst durch den heiteren Festsaal des Mozarthauses ging.

Arthur Neisser

Einakter-Theater

Der Plan ist, für eine Zeitgenossenschaft, die von Bierbaum gerade noch den Namen kennt (und, ohne jede Leidenschaft, selten genug, nennt), eigentlich hinlänglich uralt, um schon wieder „neu" zu sein. Und der Krieg, der den Willen zu gelegentlicher Abseitigkeit in graziöse Novelletten und alte, holzschnitthafte Kalendergeschichten abgelenkt hat, bringt ihn, am Eingang eines neuen Bühnenjahrs, in ein Gedächtnis zurück, das ihn nie völlig verlieren konnte.

Man mag ja nicht immer vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle geschleift werden, wenn man im Theater sitzt; mag — zumindest — es nicht stets fünf oder vier oder drei lange Akte lang, mag nicht „abendfüllend" erschüttert werden, mag kaum „abendfüllend" sein Zwerchfell massieren oder massakrieren lassen. Paul Scheerbart, der, in den letzten 10 Jahren seines Lebens, das Rampenlicht gemieden hat, fand, zur Begründung dieser Tatsache, einmal Worte von prallster, transparentester Allgemeingültigkeit: man kennt sie so wenig, wie man seine „Revolutionäre Theaterbibliothek" jemals recht würdigen wollte, die er, in seines Daseins mühelosesten Verschwenderstunden, aus dem linken Handgelenk schüttelte, indes das rechte bereits sein rotestes Herzblut in „Machtspässe" ernstester Art verströmen ließ und Rübezahls riesigen Leib speiste . . . . .

Versuche sind, mehrfach, angebahnt worden; sind gescheitert. Aber auch alle Bemühungen um eine deutsche

Digitized by Google

„National"- und „Monumental"-Bühnenkunst teilen, seit anderthalb Jahrhunderten, dieses traurige Geschick, und werden, wie nicht nur die Dummen, sondern auch die Klugen, nicht alle. Die Sehnsucht nach der Einakter-Bühne besteht, und es sind nicht die schlechtesten, nicht die einflußlosesten und — ganz gewiß — nicht die oberflächlichsten Theaterfanatiker dieser Tage, die ihr Geburtshilfe leisten, die ihren Bestand sichern möchten. Und noch weniger sind es die geringsten Künstler, die, fürs Erste, den Spielplan des neuesten Großstadttheaters bestreiten würden. Scheerbart: der Versuch, mindestens, sein „Donnerwetter", seinen Direktor", seinen „Schornsteinfeger" wirbeln zu lassen, dürfte gemacht werden. Ich bin überzeugt, daß er gelänge; und der „Zweite Mond" bekäme, endlich, die Möglichkeit geboten, auch günstig Voreingenommenen zu strahlen. Viele andere Dichter könnten, nicht ganz unwürdig, diese tollen Capriccios eines kindhaften Riesen nehmen.

Daß, ganz von selbst, manche Vorbedingungen erfüllt sind, beweisen Vorkommnisse und Verheißungen der jüngsten Zeit. In Frankfurt am Main hat ein Wagemutiger, mitten im Krieg gegen Frankreich und England, Shaw und Courteline, in Einaktern über (zunächst gegen) England und Frankreich sprechen lassen; kein Skandal hat diesen Bühnenleiter, dem Dank und Erinnerung gebührt, ins Unrecht gesetzt. Mag ein Nebenzweck die Mittel (des geheiligten Endzwecks) entführen: Shaws „Schlachtenlenker" hat Werte, die über den Alltag reichen. Und Courtelines beste „Alltagskomödien" wiederleuchten echteste Feuertägigkeit; sie höhnen, am Bilde Frankreichs, Europa; mag, dank dieser künstlerischen Zufälligkeit, Deutschland Europäisches lieben lernen!

All-Deutschlands Einakter bringt der bundesfreundliche Zweck „Oesterreichischer Abende" auf die Szene. Schnitzler hat, in der kürzesten dramatischen Form, manches seiner dichtesten Werke gedichtet. Saltens absichtvoller Esprit leuchtet, aus Einaktern, heller, als Auernheimers dreiaktigste Geschwätzigkeiten sein plauderndes Wien restlos diskreditieren könnten. Und dann: „Talmas Tod", Polgars und Friedmanns kleines Meisterstück: sucht es nicht das Kammerspielhaus der Kleinmeisterschaft? Das Transleithanische würde, in ihm, sich von selbst verstehen; aber selbst westlich der Elbe fände sein Leiter, zu Wedekinds „Kammersänger", manche Gefährtenschaft. Adolf Grabowsky hat kleine, konzise Dramen geschrieben, in denen es mozartisch jubiliert; „Bunte Reise" heißt ihr schönstes — und ist unaufgeführt. Hanns von Gumppenberg könnte, mit oder ohne Willy Rath, seine alte Sehnsucht nach der Bühne auch Anderen, als urberechtigt, einhämmern. Der unverwelkte Bahr . . . . .

Franz Graetzer (München)

Pfefferles Kriegszeichnungen

Es ist fast auffallend, wie überwiegend die Mappenkunst, die den Krieg begleitet, sich der einfachen Steinzeichnung bedient, deshalb ungewöhnlich, weil vorher nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Künstlern bei uns sich dieser Technik zu illustrativen Zwecken bediente. In der künstlerischen Publizistik, in die sie noch von Goya eingeführt war, spielte sie bei den Franzosen, etwa Gavarni, Daumier, Léandre, eine weit größere Rolle als bei uns; in Deutschland schuf sich dann Slevogt, vor allem auch in seinen außerordentlichen Homerillustrationen,

Digitized by Google

seine Form. Nun verdanken dem Krieg nicht nur zahlreiche Künstlermappen, sondern auch einige Zeitschriften ihr Entstehen und unter diesen hat Cassirers junger „Bildermann" geradezu eine Mission, die schwarzweiße Steinkunst als ein Mittel der Publizistik volkstümlich zu machen, so, wie sie es vor fünfzig Jahren in Paris gewesen.

Zu den Mappen von Geiger, Beeh, Thum, Pellegrini und wie sie alle heißen, sind in diesen Wochen acht Blätter des Karlsruher Malers Erwin Pfefferle gekommen, die unter dem Titel „Aus schwerer Zeit" in der Druckerei des Karlsruher Künstlerbundes erschienen. Sie tragen eine Widmung an das badische Reserveregiment 109; in dessen Reihen hat der Künstler einen Teil des Feldzuges miterlebt. Miterlebt, denn seine Blätter geben keine geistreichen oder symbolisierenden Paraphrasen über das Thema „Krieg", sondern Eindrücke, knappe Ausschnitte der Wirklichkeit. Sie sind freilich auch nicht „nach der Natur" gezeichnet, denn während eines Sturmanlaufs am steilen Hang oder im Straßenkampf der Dorfhäuser zieht man so wenig das Skizzenbuch heraus wie man einen Kameraden, der verwundet in seinen Schmerzen liegt, als „Modell" ansieht. Es sind offenbar Gesichtswahrnehmungen im erregten Augenblick, die von einer scharfen Beobachtung der Erinnerung gegeben und nachher im wesentlichen skizzenhaft festgehalten wurden, später kamen sie, in künstlerischer Disziplin gestrafft, auf den Stein. Was ihnen als das Besondere blieb, ist eine bewegte Frische, eine dramatische Kraft, die schier absichtslos wirkt — es fehlt die heroische Geste sowohl wie die sentimentale Schwäche. Der Titel der Mappe ist fast zu pathetisch; denn das Kriegserlebnis hat fast nirgends Deklamatorisches und nur an der Stelle, wo es in dem Bewegungsmotiv eines sich wild aufbäumenden Pferdes zeigt, ist es — verzeichnet. Sonst etwa in dem Blatt „Sturm", „Verwundet" oder in den köstlich frischen, einfachen „Meldereitern" ist eine wohltuende sachliche Schlichtheit.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Fürst Bülow's Buch und Politik

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Bernhard von Bülow, der zwölf Jahre die Geschäfte geführt hat und als Fürst von Bülow 1909 in das Privatleben zurückgetreten ist, hat im Mai 1916 ein Buch erscheinen lassen, das studiert zu werden verdient. Um deswillen was in ihm steht und was nicht in ihm steht.

Vorweg, es steht vieles noch nicht in dem Buch und es ist einer vermehrten Auflage fähig. Zwei starke Gründe rechtfertigen die noch fehlenden Kapitel und Auseinandersetzungen. Einmal: Das Buch erscheint im Weltkrieg und ist laut Vorwort zuerst „im Ausland" erschienen. Es will also auch den Nichtdeutschen die deutsche Politik der zwei letzten Jahrzehnte im Zusammenhang vorführen, verständlich und sympathisch machen. Dies ist verdienstlich und diese hochpolitische Rücksicht verbietet nicht die Kritik, aber den Kritizismus.

Zum zweiten: Das Buch ist die Ueberarbeitung der schon vor drei Jahren von Bülow verfaßten, politischen Einleitung des Sammelwerks: „Deutschland unter Wilhelm II." Dies war eine Jubiläumsschrift zur Illumination der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers, dem Bülow gedient hat. Er reklamierte in jener politischen Festarbeit seinen Anteil an der Geschichte Deutschlands in der bescheidenen Form des Geschichtsschreibers.

In einer Festschrift durfte alles auf den Glanz poliert sein. Freilich tut dies der geschichtswissenschaftlichen Wirkung Eintrag. Es ist von dieser Färbung mehr in die neue Ueberarbeitung übergeflossen, als der Beleuchtung des Weltkriegs entspricht. Aber noch einmal, es ist verdienstlich, wenn Staatsmänner ihre Geschichte schreiben. Sie fordern damit die Zustimmung und den

Digitized by Google

Widerspruch heraus. Sie haben dabei das Recht, einseitig zu sein und die Dinge in das Licht zu rücken, das ihr eigenes Lebenswerk belichtet. So handelte Bismarck in seinen ausgezeichneten und oft auch ausgezeichnet einseitigen „Gedanken und Erinnerungen." Wie er, geht Fürst von Bülow auf Einzelheiten wenig ein und arbeitet mehr unter dem Widerschein der Gesamterinnerung, als an Hand der Akten. Dies macht ein Buch flüssig und lesbar für weite Kreise und in der politischen Ernährung der unpolitischen Köpfe liegt ein besonderes Verdienst und Vorhaben dieser Bücher.

Manches dürfte politisch und literarisch schärfer und manche Wiederholung vermieden sein. Aber es ist schon eine große geistige Leistung, im Weltkrieg ein solches Buch zu schreiben, das an keiner Stelle Greisenhaftigkeit verrät und im Stil so rosig und gepflegt erscheint, wie Fürst Bülow auch heute im persönlichen Verkehr ist, und so elastisch und beredt, wie wir es von seinen Reichstagsreden noch in lebendiger Erinnerung haben.

Der Stoff ist unter sechs Ueberschriften gegliedert: „Auswärtige Politik", „Wehrkraft und Militär", „innere Politik", „Parteipolitik", „Ostmarkenpolitik" und „Wirtschaftspolitik", die von einem Vorwort und Schlußwort umrahmt sind.

Den größten Raum nimmt mit Recht die auswärtige Politik in Anspruch. Die übrigen Kapitel treten im Weltkrieg zurück und darum auch in der Besprechung des Buchs. Sie enthalten manche politische feine Bemerkung. Manches wird mehr gestreift als ergründet. Aber man wird bei späteren Untersuchungen gern an diese Ausführungen anknüpfen. Die Block-Gedanken und das Urteil über deutsche Eigenschaften sind ein Gemisch, oft tiefgründig, manchmal auch nicht. Der unerhört schweren Aufgabe, die dem Freisinn und der Demokratie von der Bismarck'schen und nachbismarck'schen Zeit gestellt waren — einer Zeit plötzlicher Spaltung der Bevölkerung durch konfessionelle, agrarische und soziale Gegensätze, die den politischen Geist verwirrten und beschatteten — wird Fürst Bülow fast so wenig

Digitized by Google

gerecht, als Fürst Bismarck; beide sind in ihren Büchern in diesem Punkt nahezu oberflächlich. Man konnte über diese innerpolitische Aufgabe einer Richtung, die den Untertanenstaat zum Bürgerstaat umzubilden als ein Staatsinteresse rechtzeitig erkannt hatte, mit der nachlässigen Handbewegung des „Realpolitikers" hinweggehen in der Zeit vor dem Weltkrieg. Heute ist es ein Mangel. Denn man erkennt, wenn man politischen Instinkt hat, die versäumte politische Entwicklung und ihre Rückwirkung auch auf die Beziehungen zum Ausland und zu den Neutralen. Ein demokratischeres Deutschland hätte einen geringeren Knäuel von Antipathie zwischen Skandinavien und Amerika gefunden und auf dem Friedenkongreß im Haag und bei andern Gelegenheiten der politischen Diskreditierung und Verleumdung weniger in die Hand gearbeitet. Natürlich unterdrückt Fürst Bülow die Einsichten und Lichtblicke, die er auch nach dieser Richtung hat, nicht vollständig. So zum Beispiel wenn er sagt: „Die schwere, wenngleich edle Aufgabe der Selbsterziehung, die unsern Parteien gestellt ist, wird in Staaten, in denen das parlamentarische System herrscht, den Parteien abgenommen. In solchen Ländern folgt dem parteipolitischen Fehler der Mißerfolg und damit die empfindliche Belehrung Zug um Zug."

Doch kaum ist ihm das Wort entfahren, fährt der vorsichtige Vater des konservativ-liberalen Blocks fort: „Damit will ich nicht dem Parlamentarismus im westeuropäischen Sinn das Wort reden." Den osteuropäischen Parlamentarismus, der die schwere, edle Aufgabe der Selbsterziehung lösen könnte, hat Fürst Bülow zu zeichnen klüglich unterlassen. Aber es wäre verdienstlich gewesen, wenn er ein offenes Wort im Interesse seiner Entwicklung gesprochen hätte, deren Bedürfnis er mehr als mancher andere erfahren hat.

Damit kommen wir vor Eingehen auf das auswärtige Kapitel noch zu einer Bemerkung, die sich bei der Lektüre immer wieder aufdrängt. Ein leitender Staatsmann in Deutschland ist groß, wenn er ein Erzieher des Volkes zum politischen Geist und

Digitized by Google

Charakter ist, aber auch, wenn er ein Wegzeiger des Monarchen auf solchen Bahnen ist. Ob dies in ein und demselben Buch geschehen kann, ist freilich fraglich. Der von Bülow viel gewürdigte Goethe hat im „Herbst" seinen Ministerkollegen das tiefe Distichon gewidmet:

Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

Die Geschichte wird fragen, ob Fürst Bülow, solange er glänzende Gelegenheit dazu hatte, diese Pflicht geübt hat. Ich kenne alle Einwände, die er geltend machen kann. Wir wissen alle auch, daß der verantworliche Staatsmann in Deutschland der verantwortliche weder immer ist, noch sein darf, und alle Nachfolger Bismarcks werden für manche Unterlassung mildernde Umstände in Anspruch nehmen können. Gegengewichte, die Bismarcks Wucht nicht nötig hatte, hat Bismarck für seine weniger wuchtigen Nachfolger zu schaffen versäumt und keiner von ihnen hat es nachgeholt. Alle sollten aber in einer historischen Publikation diesem anerkannten Bedürfnis mutig das Wort reden schon wegen der Verantwortung, die sie, wie man heute spürt, in der Geschichte tragen.

Bülows Abhandlung über die auswärtige Politik besprechen, heißt seine auswärtige Politik als Handlung nachprüfen. Das ist, wie die folgenden Ausführungen dartun werden und wie auch ein interessanter Aufsatz von Professor Martin Spahn im „Hochland" zeigt, zugleich rückblickend und aktuell.

Digitized by Google

Ist die Aufhebung der Kapitulationen rechtsgültig?

Von Dr. Erich Schairer

Am 9. September 1914 hat die Türkei mit Wirkung auf 1. Oktober gleichen Jahres die Kapitulationen für abgeschafft erklärt. Durch die Kapitulationen waren bisher die in der Türkei lebenden Angehörigen der fremden Staaten der türkischen Gebietshoheit in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung ganz oder teilweise entzogen. Sie unterstanden ihrer eigenen Konsulargerichtsbarkeit, bestimmte Fälle ausgenommen, bei denen aber auch nur in Anwesenheit eines Konsulatsvertreters als offiziellen Beistands vom türkischen Gericht über sie verhandelt werden konnte; sie waren von allen direkten Steuern und Abgaben befreit, außer von den Grundsteuern; ferner war die Festsetzung der Zölle auf fremdes Einfuhrgut der Vereinbarung mit den ausländischen Mächten vorbehalten — einige der wichtigsten Punkte dieser „Exterritorialität", wie sie durch die Kapitulationen gegeben war.

Man sieht sofort, daß derartige Bestimmungen, die sich mit den Anschauungen des heutigen Völkerrechts nicht vereinbaren lassen, einer Zeit entstammen müssen, wo dieses noch in den Kinderschuhen steckte: wo in ihm noch nicht der Grundsatz der Territorialität maßgebend war, der alle in einem Staatsgebiet befindlichen Personen der „Souveränität" dieses Staates unterwirft, sondern der Grundsatz der Personalität, nach dem der Ausländer auch im fremden Staat unter dem Recht seines Heimatstaats lebte. Die erste Kapitulation stammt aus dem Jahre 1535, wo Sultan Suleiman II. mit König Franz I. von Frankreich einen Bündnisvertrag abschloß. Auf diese gehen alle späteren zurück; sie selber aber beruht ihrerseits auf den Privilegien, die Mohamed der Eroberer im Jahre 1453 der griechischen Gemeinde von Konstantinopel zuerkannte, und diese wieder hängen geschichtlich zusammen mit den Sonderrechten, die den genuesischen und venezianischen Faktoreien in der Levante schon von den Byzantinern und nachher ohne weiteres auch von den türkischen Eroberern zugestanden worden waren; übrigens auch mit der Freiheit der Selbstverwaltung, die den einheimischen christlichen und jüdischen „Millets" (Nationen) vom alten türkischen Staat von jeher zugebilligt war. Solche Toleranz hatte gerade in einem islamischen Staat ihre beson-

Digitized by Google

dere Bedeutung; denn das mohammedanische Scheriatrecht, auf dem er aufgebaut ist, kann sich naturgemäß nur auf Mohammedaner erstrecken. Alle Christen — also alle Ausländer — mußten im Reiche des alten Stambul rechtlos sein, solange nicht ein besonderes Recht für sie geschaffen war. Das waren eben die Kapitulationen, und man wird nicht daran zweifeln können, daß sie ehemals eine ebenso folgerichtige Erscheinung der herrschenden Zustände und Begriffe als eine für beide Teile heilsame Einrichtung dargestellt haben.

Ebenso klar ist aber, daß aus der Wohltat eine Plage und ein schweres Hemmnis werden mußte, sobald die Türkei begann, ihr Staatswesen zu entkirchlichen und zu modernisieren. Ja eine durchgreifende Reform nach abendländischem Muster, wie sie jetzt in Angriff genommen ist, hat nicht bloß die Ueberflüssigkeit der Kapitulationen zur Folge, sondern vielmehr ihre Abschaffung zur unerläßlichen Voraussetznng. Besonders auf dem Gebiet der Polizeiverwaltung springt dieses Verhältnis in die Augen und läßt sich mit drastischen Beispielen belegen. „Der Bürgermeister von Konstantinopel will kranke Dirnen kontrollieren, erläßt ein sanitätspolizeiliches Gesetz und läßt die Französinnen usw. verhaften, die sich nicht melden. Sofort interveniert die französische Botschaft: die kranken Dirnen dürfen von der türkischen Sanitätspolizei nicht angefaßt werden — und der türkische Bürgermeister kann die Gesundheit seiner Hauptstadt nicht schützen." So erzählt Jäckh einmal; oder lassen wir Krause in seinem kürzlich erschienenen trefflichen Büchlein über die Türkei (Teubner, Leipzig) berichten: „Ich habe es selbst mit angesehen, wie in Galata, einem Schlupfwinkel internationaler Spitzbuben, die türkische Polizei von der Verfolgung eines in ein griechisches Haus geflüchteten Diebes Abstand nehmen mußte, bis das griechische Konsulat verständigt und die Erlaubnis zum Betreten des Hauses unter Aufsicht eines griechischen Kawassen erteilt war. Ueber der Erfüllung dieser Formalitäten war so viel Zeit vergangen, daß der gesuchte Dieb längst Zeit gehabt hatte, durch Hintertüren oder über die Dächer eine gesicherte Zufluchtstätte aufzusuchen." Weniger auffallend, aber in ihren Folgen weit verhängnisvoller ist die wirtschaftliche Privilegierung der Fremden durch Zollbindung und Steuerfreiheit, durch die, so wie die Dinge heute liegen, ein eigenes wirtschaftliches Erstarken, namentlich die Entfaltung einer türkischen Industrie, künstlich unterbunden war, außerdem aber dem Staat namhafte Summen verloren gingen. Man darf nicht vergessen, daß zu den wirklichen Ausländern die ungeheuer zahlreichen „Schutzgenossen" der Mächte hinzuzurechnen sind, auf die sich die Kapitulationen ebenfalls erstreckten. Meist waren dies reiche Levantiner, die sich der großen wirtschaftlichen Vorteile wegen unter den Schutz fremder Gesandtschaften gestellt hatten, obwohl sie vielleicht schon Generationen im Lande saßen. Mit den Schutzbriefen (berat) soll zum Teil ein schamloser

Digitized by Google

Handel getrieben worden sein, so daß z. B. Rußland 1774 in der Türkei sieben Millionen und Griechenland im Jahre 1858 allein in Konstantinopel 21 000 solcher Schutzgenossen hatte. Nach Jäckh hat ein türkischer Finanzminister berechnet, daß bei Aufhebung der Kapitulationen eine mäßige Gewerbe- und Einkommensteuer samt der Beseitigung des fremden Postrechts genüge, um das türkische Budgetdefizit auszugleichen.

Es mögen also wesentlich finanzpolitische und volkswirtschaftliche Gesichtspunkte gewesen sein, unter denen die türkische Regierung die Abschaffung der Kapitulationen neuerdings betrieben und nach Kriegsausbruch kurzerhand von sich aus verfügt hat. An sich aber erscheint sie keiner besonderen Motivierung bedürftig, sondern lediglich als Konsequenz des modernen Staatsbegriffs, wie ihn die neue Türkei in vollem Umfang auf sich anzuwenden und zu verwirklichen entschlossen ist. Die Aufhebung der Kapitulationen bildet gewissermaßen den stark verspäteten Nachsatz zu dem Vordersatz, den am 30. März 1856 der Pariser Friede in Artikel 7 ausgesprochen hat: „S. M. l'Empereur des Français, S. M. l'Empereur d'Autriche, S. M. la Reine du Royaume-Uni de la Grande-Bretagne et d'Irland, S. M. le Roi de Prusse, S. M. l'Empereur de toutes les Russies et S. M. le Roi de Sardaigne déclarent la Sublime Porte admise à participer aux avantages du droit public et du concert européen."

* * *

Eine Untersuchung der Frage, ob die Türkei berechtigt war, die Kapitulationen durch *einseitige Verfügung* aufzuheben, mag dem „Realpolitiker" zunächst müßig erscheinen; denn ob es ihr nach dem Kriege möglich sein wird, die Fortdauer der Suspendierung gegen den zu erwartenden Einspruch gewisser Mächte aufrechtzuerhalten, hängt letzten Endes davon ab, ob sie die *Macht* dazu hat, anders formuliert: ob der Ausgang ihres Krieges und des Kriegs ihrer Verbündeten ihr die Mittel dazu in die Hand gibt. Aber so ganz nebensächlich ist die Stellung der Rechtsfrage doch nicht. Was den völkerrechtlichen Grundsätzen entspricht, läßt sich doch wohl leichter durchsetzen, als was ihnen zuwiderläuft. Wir dürfen also annehmen, daß es von etwas mehr als akademischem Interesse ist, die Frage aufzuwerfen und ihre Beantwortung zu versuchen.

Ihrer äußeren Form nach stellen die Kapitulationen scheinbar keine völkerrechtlichen Verträge, sondern *einseitige* Rechtsgeschäfte dar, in denen ohne Inanspruchnahme einer Gegenleistung aus reiner Großmut den Angehörigen fremder Staaten gewisse Rechte innerhalb der Grenzen des türkischen Reichs gewährt werden. Es sind Gnadenbriefe, der Gunst und Machtvollkommenheit der Sultane entsprossen, von denen immer in den stolzesten und

Digitized by Google

schwülstigsten Ausdrücken („König oder Könige", „Mittelpunkt der Welt", „Schatten Gottes auf Erden") gesprochen wird. Vergegenwärtigen wir uns nocheinmal die Eigenart des mohammedanischen Scheriatrechts, das sich mit dem alten türkischen Staatsrecht unbedingt deckt, so ist klar, daß der Beherrscher der Gläubigen mit Christen überhaupt nicht anders verkehren kann; sie können niemals als gleichberechtigte Vertragskontrahenten auftreten, da sie überhaupt keine Rechtspersönlichkeit besitzen. Nach der Auffassung des Scheriat sind daher die Kapitulationen Gnadenbeweise, die jederzeit zurückgenommen werden können.

Wenn die heutige Türkei sich noch auf diesen historischen Standpunkt stellen wollte — der allerdings in seiner Begründung die Anerkennung des modernen Völkerrechts ausschließen würde —, so müßte sie sich selbstverständlich für berechtigt halten, die Kapitulationen ohne weiteres aufzuheben. Und es könnte beinahe so aussehen, als ob diese Auffassung bei dem Schritt vom 9. September 1914 maßgebend gewesen sei. In dem Brief, den der Großvesir und damalige Minister des Auswärtigen Prinz Said Halim nach einem holländischen Orangebuch damals an den holländischen Gesandten in Konstantinopel Van der Does de Willebois gerichtet hat, wird von den Kapitulationen der Ausdruck gebraucht, es seien Regeln, die die türkische Regierung vor Zeiten („jadis") in ihren Gefühlen der Gastfreundschaft und Sympathie hinsichtlich der Untertanen der befreundeten Mächte besonderer Weise festgelegt (determiné d'une façon spéciale) und den Mächten zur Kenntnis gebracht habe (notifié); später seien diese dann, obwohl sie lediglich zu Nutz und Frommen (agrément) der Pforte selber erlassen worden seien (édictées), als „Privilegien" gedeutet worden.

Unter dem Eindruck dieser einseitigen Betrachtungsweise hat die holländische Regierung der Abschaffung der Kapitulationen ihre Anerkennung versagt, da sie als z w e i seitige Abmachungen nicht durch einen autonomen Akt der Pforte aufgehoben werden könnten (Schreiben des hölländischen Gesandten an das Türkische Auswärtige Amt vom 11. und 26. September und vom 11. Dezember 1914).

Die holländische Regierung befand sich dabei insoweit zweifellos im Recht, als die Kapitulationen ungeachtet ihrer äußeren geschichtlichen Entstehung und Form heutzutage s a c h l i c h als völkerrechtliche Verträge aufzufassen waren. Dies tritt in dem Notenwechsel von Ende 1914 zwischen der Türkei und den Niederlanden gelegentlich zu Tage, wenn Said Halim trotz den eben angeführten Wendungen sie einmal als „Actes internationaux" bezeichnet; es kann auch daraus geschlossen werden, daß die Türkei bisher niemals den Versuch gemacht hat, die Kapitulationen einseitig abzuändern oder aufzuheben. Auf dem Pariser Kongreß hat der türkische Bevollmächtigte seinerzeit den förm-

Digitized by Google

lichen Antrag auf Abschaffung der Kapitulationen gestellt; und auch später suchte sich die Pforte mehrfach der Zustimmung der einzelnen Mächte dazu zu versichern, die sie ja im Lauf der Zeit auch wenigstens von den Dreibundsmächten (Deutschland 1892, Oesterreich-Ungarn 1909, Italien 1912) erhalten hat. Sollte sie denn nun, etwa aus neu erwachtem Selbstgefühl, ihren Standpunkt auf einmal wieder geändert haben und sich außerhalb des europäischen Völkerrechts stellen wollen, auf das sie sich in jenem Erlaß vom 9. September doch eben wieder beruft als auf den Boden, auf dem die Kapitulationen unmöglich sind?

Eine solche Rückkehr zu längst überlebten Anschauungen darf von seiten der modernen Türkei kaum erwartet werden. Es hängt also für die Beantwortung des vorliegenden Rechtsproblems alles davon ab, ob nicht auch zweiseitige Verträge mit völkerrechtlicher Gültigkeit unter Umständen einseitig aufgehoben werden können.

Walter Lehmann hat diese Frage in einer höchst interessanten Arbeit, die demnächst (in der Jäckh'schen Orientbücherei) öffentlich zugänglich gemacht werden wird, untersucht und ist zu dem Ergebnis ihrer unbedingten Bejahung gelangt. An dem Vertragscharakter der Kapitulationen auch in ihrer geschichtlichen Vergangenheit — nicht erst für die heutige Wertung — ist nach seiner Darstellung nicht zu rütteln, da hiefür die seinerzeit aus Opportunitätsgründen gewählte äußere Form des einseitigen Gnadenakts vollkommen ohne Belang und aller Nachdruck auf die schon damals — oft in langwierigen Verhandlungen — vorhergegangene genaue Vereinbarung ihres Inhaltes zu legen ist. Das Wesen des Vertrags liegt in der Festhaltung der gegenseitigen Willensübereinstimmung; diese Willenseinigung war beim Abschluß der Kapitulationen vorhanden: also sind sie von Anfang an als völkerrechtliche Verträge anzusehen. Den Rechtsgrund aber zu ihrer autonomen Abschaffung trotz der Zweiseitigkeit erblickt Lehmann in der „clausula rebus sic stantibus." Die clausula rebus sic stantibus stellt die Berechtigung eines Staats zu einseitiger Aufhebung eines von ihm geschlossenen Vertrags fest, wenn die Umstände, unter denen er einst abgeschlossen wurde, sich wesentlich verändert haben.

Im Gegensatz zum privatrechtlichen Vertrag zwischen Einzelpersonen sind völkerrechtliche Staatsverträge in ihrer Geltung abhängig von den Zwecken, um deretwillen sie eingegangen wurden. Erfüllen sie diese nicht mehr und fangen an, den Interessen des Staats sogar zuwiderzulaufen, so werden sie ohne weiteres hinfällig. Da der Staat dazu bestimmt ist, unter stetiger Umbildung seiner Erscheinung für unabsehbare Zeiten weiterzubestehen, können von den ihn zeitweilig leitenden Einzelpersönlichkeiten keine Bindungen auf unter allen allen Umständen ewige Dauer getroffen werden; ihre Gültigkeit hat eine

Digitized by Google

Grenze in dem Grundrecht des Staats auf seine Existenz und notwendige Entwicklung. „Vor allen Traktaten haben die Nationen ihre Vorrechte" (preuß. Manifest vom 9. Okt. 1806). „Die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr" (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen). Jeder völkerrechtliche Vertrag erscheint somit als unter dem stillschweigenden Vorbehalt der clausula rebus sic stantibus abgeschlossen. Ihre Voraussetzungen treffen auf die Kapitulationen zu: die Türkei wollte durch sie ihre wirtschaftlichen Interessen fördern, während sie heute gerade wirtschaftlich zur drückendsten Fessel für den türkischen Staat geworden sind; die Türkei nahm ehemals infolge der absoluten Geltung des Scheriatrechts eine Sonderstellung ein, der die Kapitulationen Rechnung trugen, während sie heute ein auf moderne Rechtsbegriffe gegründetes Staatswesen ist. Die „Veränderung der Umstände" kann nicht geleugnet werden; also ist der Türkei in Bezug auf die Kapitulationen das einseitige Kündigungsrecht zuzubilligen.

Der einzige, aber nur formelle Fehler der Türkei bei der Aufhebung der Kapitulationen ist es nach Lehmann gewesen, daß sie sich bei der Kündigung nicht ausdrücklich auf die clausula rebus sic stantibus und die veränderten Umstände berufen hat.

Die Denkschrift der türkischen Regierung vom 9. Sept. 1914 an den holländischen Gesandten, die uns vorliegt, beruft sich allerdings nicht wörtlich auf die angeführte Formel, setzt aber den Widerspruch der Kapitulationen mit dem Wesen des souveränen Staats und die Existenz- und Entwicklungsgefährdung, die sie für einen solchen im allgemeinen und die Türkei im besonderen bedeuten müssen, so ausführlich auseinander, daß auch dieser einzige Einwand hinfällig werden dürfte. Und ohne den Fachausdruck zu erwähnen, beruft sich Said Halim in dem späteren Schreiben vom 5. Dez. 1914 an Van der Does auf die clausula rebus sic stantibus mit den Worten: „En effet, aucun Traité ne peut contenir des dispositions devant se perpétuer éternellement, lorsqu'elles portent sur des matières de commerce, d'organisation et de procédure judiciaire ou d'administration, lesquelles sont évidément soumises à l'évolution du temps."

Die Holländer und vermutlich auch noch andere europäische Staaten, die sich gegen die Aufhebung der Kapitulation sträuben werden, werden sich mit diesem immerhin triftigen Argument auseinandersetzen müssen, auf das von Lehmann unseres Wissens zum erstenmal hingewiesen worden ist.

Digitized by Google

Nachtgedanken

Von Karl Loewenberg

1.

raußen zirpen die Grillen wie klingende Glöckchen oder fernsingende Harfen. Die Luft der Nacht ist meeresfrisch. Wie dunkellila Augen. Trägt auf den wehenden Flügeln den Duft des Regens, sonnenverbrannter Blumen und des Heus. Sie schlafen alle. Die Häuser ruhig in ihrer Dunkelheit. Die Sonnenblumen löschten ihre Lichter. Die Tiere schließen die Augen. Träumen von Frühling und Freiheit.

Nicht schlafen. Warum immer schlafen während der Nacht? Man kann nie wissen, was jetzt geschieht. Mir schaudert über all den Bildern: draußen kämpfen sie. Die heulenden Sturmglocken der Granaten. Tausende zerrissene Schreie. Schmerzen. Blutender Tod. Und Wimmern . . .

2.

Dort im Schützengraben schwarz beworfen steht einer auf Posten. Drüben die Franzosen wie lauernde Tiere.

„O, wenn ich wüßte," sagt der Soldat, „weshalb ich keine Seele mehr fühle. Mir ist, als fehle dort in der Brust etwas. Kalt, steinkalt. Ich bin zu jung. Und sehne mich nach etwas, das beglücken soll. Mir ist, als denke jemand an mich. Jemand in dieser Nacht, der mich vielleicht etwas lieb hat. Als sprängen seine Gedanken in mich hinein. In den öden Graben meiner Seele . . ."

Und Augenblicke senkt er die Wimpern. Dort drüben beginnen sie zu schießen. Die Sturmglocken der Granaten kommen. Der Soldat bückt sich etwas. Faßt ans Herz. Ah — ein kleiner Stich . . .

Aus seinem Mund tröpfelt bitterschmeckendes Blut . . .

Digitized by Google

3.

Man wird müde in der Nacht. Es ist Gewalt im Schlaf. Er erobert und siegt. Nein, nicht schlafen, wo sovieles wacht. Die Kranken und unglücklich Liebenden. Die Hungernden und Ueberladenen.

Wie — dort im Herzen fühl ich einen Stich? Es könnte vielleicht jemand draußen —. Es gibt gemeinsames Gedankenfühlen.

Aufrecht hebe deine Hände Nacht. Du regierst die Erde. Bist milde und stürmend. Voller Liebe und voller Schrecken. Sieger über das Licht. Dein Kampf ist Dunkel und Schlaf.

Schlafendes Dunkel. Dunkelnder Schlaf.

Meine Lider ziehen sich herab wie Häute über Kostbarkeit. Schlaf. Kostbarkeit. Müdigkeit. Laß uns nicht müde werden. Nacht, erlöse uns. Draußen zirpen die Grillen wie silberne, klingende Glocken. Wie fernsingende Harfen. Nicht müde werden . . .

Zwei Gedichte

Von Max Barthel (im Felde)

Herbst

Der Herbst schreitet mit wuchtigen Schritten über die endlosen Felder.
Wo er schreitet, wandelt sich alles in Reife und Frucht.
Auf den Bergen brennen die glühroten Wälder
in trunkenem Vergessen und eilender Flucht.

Der Regen dampft goldig und nackt auf den frierenden Wiesen,
bis die Sonne in herrlicher Klarheit tagt;
bis alle Kräfte zusammenschießen
in eine Kraft, die alles will und auch alles wagt.

Die Ernte greift mit weit ausholenden Hieben
Korn, Wein und Früchte, greift jeden Halm auf der Flur.
Dann bleibt von all dem gewaltigen Wachsen und Lieben
auf zertretenen Feldern nur eine zertretene Spur.

Digitized by Google

Die Vögel des Sommers schwärmen südwärts in ängstlichen Flügen,
aber der Mensch bleibt im Norden und baut auf die eigene Wacht.
Ueber die einsamen Weiden gräbt er mit stählernen Pflügen
vom späten Morgen bis in die verschwisterte Nacht . . .

Der Fluß

Breit und beruhigt strömt der Fluß,
auf gelber Flut ein leises Flimmern.
Die starken, stolzen Wogen wimmern,
weil sich ihr Weg durch Brücken winden muß.

Dies Schauen macht mich stark und still,
ich höre ferne Glocken läuten.
Ich darf mir fromme Märchen deuten,
und dennoch spricht mein Herz: Ich will!

Epochen der Kunst

Von Paul Ernst

Während frühere Zeiten immer nur Sinn für ihre eigene Kunst hatten und andere Kunstwerke im besten Fall als Kuriositäten würdigten, hat unsere Zeit, zunächst auf Grund ihres historischen Sinns, dann aber auch spontan, ein merkwürdiges Verständnis für jede andere Art von Kunst ausgebildet. Seit einigen Jahren hat man sich der Negerplastik zugewendet. Man hat plastische Werke der Neger in großer Menge gesammelt, Vieles ausgestellt, Manches publiziert, und es beginnt jetzt sogar schon in den weiteren Kreisen ein Sinn für diese merkwürdige Kunst sich zu bilden.

Ob wir hier eine dauernd wertvolle Errungenschaft haben werden, ist vielleicht zweifelhaft; sicher ist jedenfalls das eine, daß unsere heutigen Künstler von den Negern die Hauptsache lernen können, nämlich den plastischen Sinn. Aehnlich, wie zur Zeit der großen Impressionisten in der Malerei endlich wieder das Problem auftauchte: malerisch zu malen, so wird heute in der Plastik bei den Fortgeschrittensten wieder das Problem gestellt: plastisch zu bilden. Der Außenstehende wundert sich vielleicht, daß das überhaupt Probleme sind. Aber in gewissen Zeiten kommt es immer in den Künsten dahin, daß das Stilgefühl verschwindet; es muß dann mit schweren Mühen wieder neu errungen werden, und was in früheren Zeiten naiv und unmittel-

Digitized by Google

bar geschaffen werden konnte, das muß nun mit einer zweiten Naivität gemacht werden, die mittelbar ist und von sich und von der Unwahrheit weiß. Jene Negerkünstler haben im höchsten Maße die erste Naivität; ihre Werke wirken deshalb für heutige Künstler, welche suchen, vor allem als Kritik des heute immer noch Herrschenden.

Aber noch etwas Anderes kann man von der Negerplastik lernen, und das wäre etwas, das die Historiker und Kritiker angeht.

Die Negerplastik hat das ungeheure Glück gehabt, sich ohne Kritiker und Historiker entwickeln zu können, das Falsche also, das aus dem Räsonieren und aus der fast notwendig immer falsch verstandenen Geschichte kommt, blieb ihr erspart. Ihre Entwicklung ist reine und ungestörte Kunstentwicklung. Deshalb kann sie ein Paradigma für das Verständnis anderer Kunstentwicklungen abgeben.

Der große Vorzug für den Betrachter ist dabei, daß wir ja historisch über sie nichts wissen und voraussichtlich nie viel mehr wie nichts wissen werden. Wenn der Betrachter heute einer großen Sammlung von Negerplastiken gegenübersteht, dann kann er nicht sagen, welcher Zeit oder welchem Stamm dieses oder jenes Werk angehört. Damit fällt das Haupthilfsmittel der heutigen Kunstgeschichte fort, dem wir ja unzweifelhaft den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft verdanken, aber auch die Verschleierung ihrer eigentlichen Aufgabe, nämlich der Nachforschung nach den einzelnen Kunstabsichten, der Art ihrer Verwirklichung und dem offenbar typischen Verlauf derselben. Wenn man Ordnung in das Chaos der Negerkunst bringen will, so ist man also genötigt, rein stilistisch vorzugehen.

Durch die Fremdartigkeit der ganzen Kunst scheint ein solches Vorgehen nun sehr erleichtert zu sein. Man sieht nur das Wesentliche, nämlich das Formale, weil alles Inhaltliche ja uns ganz fern liegt. So kann man auf den ersten Blick die Epochen der Kunst erkennen; mögen diese Epochen durch Jahrhunderte oder Jahrzehnte von einander getrennt sein, mögen sie auf einem großen Raum gleichzeitig aufgetreten sein, oder endlich mag der Abbruch der Epochen sich ein — oder gar mehrmals wiederholt haben.

Die Kunst beginnt mit Darstellungen, welche rein aus dem Gedanken des Künstlers kommen und nicht aus seinen Sinnen. Der Mann weiß, daß der Mensch zwei Arme und zwei Beine, fünf Finger und fünf Zehen hat, einen Rumpf, einen Hals und einen Kopf. Aus diesen Stücken bildet er seine Figur, genau so, wie heute noch jedesmal das Kind anfängt zu bilden. Was die Menschen heute so leicht vergessen, weil sie es in Zeiten, wo sie sich von der Außenwelt beherrschen lassen, vergessen wollen, wird uns hier ganz klar: die Kunst entsteht nicht aus dem Bedürfnis, nachzubilden, sondern aus dem

Digitized by Google

Bedürfnis, zu schaffen. Nicht ein Naturding wird nachgeahmt, sondern eine Idee wird gestaltet.

Hier ist der Anfang der Kunst, aber die so geschaffenen Figuren kann man noch nicht als Kunstwerke ansprechen. Das erste Kunstwerk entsteht, wenn dieses Abbild der Idee „belebt" wird, nämlich wenn die Figur organisch wird. Es kommt jetzt die Epoche der archaischen Kunst.

Der Prozeß, wie dargestellte Idee lebendig wird, in dem das Bild organisch wirkt, ist nicht zu schildern; denn hier liegt im letzten Grund überhaupt das Mysterium der Kunst, die ja nichts anderes ist, als das Erzeugen von aus der Idee geschaffenen neuen Dingen, das Erzeugen einer höheren Natur. Man kann ihn nur umschreiben, indem man sagt, daß die Figuren jetzt eben lebensfähig sind; natürlich nicht als wirkliche Menschen etwa; sondern: wenn es eine Welt gäbe, in der allgemein solche Wesen leben könnten, dann würden diese Geschöpfe in ihr leben; sie würden nicht essen oder trinken, aber sie würden leben. Man verzeihe die wunderliche Ausdrucksweise; es handelt sich um ein Gefühl, und man kann das nicht anders schildern.

Der äußerlich entscheidende Punkt ist offenbar das Naturstudium des Künstlers, dieses Wort im denkbar weitesten Sinn genommen. Auf dieser Epoche muß der Künstler sich gefühlsmäßig darüber klar sein, welche Bedeutung die einzelnen Glieder und Körperteile haben; vorher braucht er nur zu wissen, daß sie vorhanden sind. Die Bedeutung aber haben sie einerseits für den tierischen Unterhalt, andrerseits für die Statik des Körpers. Die erste Bedeutung ist jetzt noch nicht so wichtig, wie die zweite. Noch auf dem Höhepunkt der archaischen Kunst kann es geschehen, daß die erste Bedeutung der zweiten so untergeordnet wird, daß sie ganz verschwindet, wo sie stören würde. Was im Fleisch konvex ist, kann konkav dargestellt werden und umgekehrt: niemals aber würde in der archaischen Kunst das Knochengerüst anders sein als in der Natur.

Man hat lange die archaische Kunst als eine Vorstufe der klassischen betrachtet, daher auch noch der Name. Aber man muß richtiger sagen, daß sie eine in sich abgeschlossene Kunst ist, die etwas ganz anderes will, wie die klassische, die ihren Anfang, ihren Höhepunkt und Verfall für sich hat. Das Entstehen der archaistischen Kunst beweist diese Auffassung sozusagen experimentell. Wenn die klassische Kunst verfällt, kann nämlich der Wunsch in den Menschen nach der früheren Kunst auftauchen, sie suchen dann bewußt das Stilgesetz derselben zu ergründen und arbeiten mehr oder weniger nachahmend Werke in diesem Stil; zur Unterscheidung von den archaischen nennt man diese Werke herkömmlich archaistische. Man kann da doch nicht von Spielerei sprechen, wie es oft geschieht. Ein typisch sich wiederholender Vorgang muß in der Natur des Menschen begründet liegen. Die archaistische Kunst ist der eine Zweig der

Digitized by Google

romantischen Auflösung der Klassik; der andere ist der Naturalismus. Man kann die archaistischen Werke sofort erkennen: die Statik entsteht bei ihnen nicht aus dem naiven Gefühl, sondern aus bewußter Abstraktion.

Am Rande sei bemerkt: Unzweifelhaft müssen sehr viele Fälschungen als Negerbildwerke im Handel sein; ich glaube, manches Werk, das als archaistisch anzusprechen wäre, wird aus Paris stammen und nicht aus Afrika: beweisen wird sich eine solche Behauptung ja schwer lassen.

Auf die archaische Periode folgt die klassische.

Hier ist ein tieferes Eingehen auf Wirklichkeit und Natur vorhanden. Man behält die Errungenschaften der archaischen Zeit bei: das Knochengerüst ist immer noch richtig; aber man läßt — der Ausdruck sei gestattet — die Gestalten weniger in der Idee leben, man ist sich der Bedeutung auch desjenigen Fleisches klarer, das nicht unmittelbar zu statischen Zwecken dient. Man beginnt bewußt den künstlerischen Prozeß zu ändern: die Idee ist nicht mehr das Erste und das durch Naturstudium gewonnene Gefühl das Zweite; man geht tiefer in die Natur und sucht die Idee in der Natur selber zu finden, man gestaltet, wie die Natur gestaltet hätte, wenn sie immer so gekonnt hätte, wie sie wollte, während der archaische Künstler gestaltete, wie die Natur gestaltet hätte, wenn sie er selber gewesen wäre.

Was hier archaisch und klassisch genannt ist, das sind zwei ewige Gegensätze, die unter den verschiedensten Namen immer auftreten auch innerhalb der Kunstepochen selber. Etwa Schiller, Balzac, Dostojewsky kann man als archaische, und Goethe, Flaubert und Tolstoi als klassische Dichter bezeichnen. Solche Parallelen sind natürlich nur immer sehr bedingt aufzufassen, man kann mit demselben Recht bei so verwickelten Erscheinungen, wie die modernen Dichter sind, ganz andere Parallelen machen.

Hat die Klassizität ihren Höhepunkt erreicht, so entwickelt sich das, was oben Romantik genannt wurde.

Wir wissen nicht, weshalb eine Kunst verfällt und eine neue Kunst kommt. Aber es muß dafür Gesetze geben, denn die Erscheinungen wiederholen sich mit Regelmäßigkeit. Auch die Philosophien und Religionen haben ja ihren ewigen Kreislauf.

Das Gefühl für die Statik verschwindet, an seine Stelle tritt das, was man Gefühl für die Nuance nennen kann. Im Statischen ist für die Nuance kein Platz, hier ist alles nur notwendig; deshalb ist in der archaischen Kunst das Hauptkriterium: ist das Kunstwerk richtig? Die Nuance findet sich erst dort, wo vom Statischen aus betrachtet das Ueberflüssige anfängt; es tritt ein immer größerer Reichtum an Wirklichkeitselementen in die Kunst ein; man fühlt nicht mehr das Ganze, sondern das Einzelne; man macht den Reichtum zum Kriterium und verweist die Kunst auf den

Digitized by Google

unendlichen Reichtum der Natur. Nach aller bisherigen Erfahrung geht die Entwicklung Hand in Hand mit einem Nachlassen des Gefühls für das Organische; nicht nur für das Organische des Statischen, sondern auch für das Organische des Lebensprozesses; nachdem die Klassizität an Stelle von Knochen und Muskel das blühende Fleisch gesetzt hatte, setzt die romantische Kunst an die Stelle des Fleisches das Gewand und die Falte — das ist bildlich gemeint. Das Tiefste des Kunstwerks wird unrichtig, aber das Aeußerliche wird immer naturwahrer und interessanter.

Wir bemerkten schon, wie sich dem Naturalismus, der sich aus der Romantik entwickelt, die archaische Kunst entgegenstellt; ihr folgt dann die klassizistische als weiteres Resultat der Sehnsucht.

Die Aufeinanderfolge der Epochen in der europäischen Kunst wird uns durch die gleichzeitigen bewußten Deutungen immer unklar gemacht. Eine große Wichtigkeit der Negerkunst ist, daß wir hier die Epochen ganz naiv, ohne die verfälschende Tätigkeit des rechtfertigenden Verstandes sehen. Vielleicht werden wir einmal dahin kommen, daß wir wissen: hier herrschen Notwendigkeiten, die weit hinter dem liegen, was wir je ergründen können, die wir nur einsehen und mit frommem Sinn anenhmen dürfen.

Bartels Romanlisten

Die ungeheure Fülle und Unübersichtlichkeit der Romanliteratur läßt einen zuverlässigen Wegweiser als eine gebieterische Forderung erscheinen: der Verlag K. F. Köhler, Leipzig wollte diesem Bedürfnis entgegenkommen und forderte Professor Adolf Bartels auf, Listen von guten Romanen aufzustellen und eine geschichtliche Einleitung dazu zu schreiben. So entstand aus einem Bedürfnis des Publikums, aus einer Anregung des Verlegers und aus der Tätigkeit des Schriftstellers ein Büchlein „Die besten deutschen Romane, zwölf Listen zur Auswahl". Daß ein wirkliches Bedürfnis vorliegt, zeigt die rasche Folge von Auflagen: uns liegt eine 3. Auflage (11.—15. Tausend) vor. Noch einmal also: es wird hier der Versuch gemacht, gerade den Besseren und Suchenden im Publikum, denen, die nicht zur Ausfüllung leerer Stunden, sondern zu seelischer Bereicherung und geistiger Bildung lesen, einen zuverlässigen Ratgeber durch das Gewühl der Romanliteratur in die Hand zu geben. Eine Kritik dieses Ratgebers nun darf sich natürlich nicht an Einzelheiten klammern: es ist billig, dem Verfasser Lücken nachzuweisen; jeder Literaturkundige wird das eine oder andere ihm liebe Buch in diesen Listen vermissen. Darauf kommt es aber auch nicht an; was allein von Wichtigkeit ist, ist das Prinzip der Auswahl. Diesem Prinzip und seiner Ausführung gelten die folgenden Betrachtungen.

Bartels versucht auf 50 Seiten einen geschichtlichen Ueberblick über die deutsche Romanliteratur seit ihrer Entstehung, d. h. seit Grimmelshausen zu geben. Diese historische Uebersicht führt den Titel „Welche Romane muß man als Deutscher lesen?" In der

Digitized by Google

Einleitung betont Bartels, daß das Romanlesen keineswegs eine Untugend sei oder doch sein müsse. Im Gegenteil könne man, wenn man ernsthaft lese, auch durch die Romanlektüre sein völkisches Selbstbewußtsein stärken. Dies ist der entscheidende Gesichtspunkt: alle Romane, die entweder die deutsche Gesinnung stärken oder die Kenntnis von den geistigen Zuständen Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart fördern, werden empfohlen. Solange Bartels in der frühen Vergangenheit weilt, geht alles gut: viele treffliche alte Romane, so der Simplizissimus, so die Insel Felsenburg, so Jung Stillings Lebensgeschichte werden warm empfohlen. Je mehr aber der Verfasser der neueren und neuesten Zeit sich nähert, um so mehr artet seine „historische Uebersicht" in ein nicht geschmacksklärendes, sondern verwirrendes Namennennen und ästhetisch-moralisches Etikettieren aus. Daß durch diese Häufung von Namen, mit welchen sich für den literarischen Laien nicht die mindeste Vorstellung verbindet, irgend ein Leser in seiner Entwicklung gefördert oder seine Lektüre planmäßig beeinflußt werden kann, glaubt Bartels hoffentlich selbst nicht. Er übersieht jedoch, daß man dem Zögling nicht alles auf einmal geben darf; weniger wäre bei dieser Auslese mehr gewesen, wenn dabei die Qualität über die Quantität gesiegt hätte.

Und hier kommen wir auf den zweiten Punkt zu sprechen: nicht nur zuviel gibt Bartels, sondern er empfiehlt auch viel zu viel Minderwertiges. So werden auf einer und derselben Seite Immermanns Oberhof und die Emanzipationsromane der Gräfin Hahn-Hahn empfohlen. Noch ärger wird die Verwirrung, je näher man an die jüngste Vergangenheit herankommt: da muß man als Deutscher das süßliche Romänchen voll verlogener Romantik von Agnes Günther „Die Heilige und ihr Narr" oder gar Walter Bloems Romantrilogie über den Krieg 1870/71 oder Paul Kellers pseudoromantische „Insel der Einsamen" lesen. Wir bedanken uns für einen Deutschen, der diese Romane alle verschluckt hat und wehren uns, nicht nur im Namen des guten Geschmacks (was Bartels stets für Aesthetizismus halten würde), sondern, was auch nach unserer Meinung viel mehr bedeutet: im Namen eines ehrlichen, unverdorbenen, nicht verzuckerten und versüßlichten Deutschtums gegen einen derartigen Wirrwarr, der sich als Volkserziehung ausgibt, auf das Entschiedenste. Wenn wir in diesem Absatze nur einige wenige Beispiele gegeben haben, so liegt das nicht daran, daß es etwa die einzigen wären, sondern nur daran, daß wir nicht kleinlich alle einzelnen Verstöße gegen das Qualitätsgesetz aufzählen wollten. Worauf es uns nur ankam, war, das Prinzip des Herrn Bartels als ein falsches zu erweisen: „Es ist mir selbstverständlich klar, daß diese flüchtige Uebersicht des deutschen Romans, wenn auch kaum ein wichtigerer Name in ihr fehlen dürfte, die Frage „Welche Romane muß man als Deutscher lesen" noch keineswegs ausreichend beantwortet. Sie ist auch sehr schwer zu beantworten; denn nicht bloß, daß der Geschmack verschieden ist, eines jeden Menschen Leben fordert geradezu auch eine verschiedene Lektüre." (S. 49). Bartels hat mit diesen Sätzen unzweifelhaft Recht; er hätte nur die Folgerung vorausziehen müssen, daß man durch eine historische Uebersicht überhaupt niemals die Frage, was man als Deutscher lesen müsse, entscheiden kann, sondern daß man dazu prinzipiell anders vorgehen muß —

Digitized by Google

wie, davon möchten wir noch kurz sprechen.

Man hätte eben, gerade mit volkspädagogischer Absicht, ganz anders verfahren müssen: man hätte in der Einleitung die seelische Haltung des modernen Lesers diesem selber klar machen müssen.*) Man hätte betonen müssen, daß unsere ohnehin durch das moderne Leben zur Zerstreuung und Ueberlastung neigende Lebensführung kein massenhaftes Romanlesen verträgt, sondern daß hier, sofern jemand wirklich nicht zur Zerstreuung, sondern zu seiner Bildung und seelischen Erweiterung lesen will, nicht Vielleſen, sondern langsam und Gutes lesen das einzig richtige Prinzip ist. Dann hätte man klar legen müssen, worin eigentlich der Bildungswert des Romanlesens bestehen können und welches die Maßstäbe seien, um sich über den Wert eines Romanes klar zu werden: Daß man auf die Gestalt an Lebensenergien, an Weisheit, an weiter Menschlichkeit, Tiefe des Empfindens, Weite des dargestellten Weltbildes, Geradheit und Treue der Menschenschilderung und ähnlichem den Wert eines Romanes erkennen könne und daß dem gegenüber sein Gehalt an Wissensstoff historischer oder moderner Art u. dgl. wenig bedeute. Man hätte ferner sehr klar scheiden müssen zwischen wirklichen Dichtungen und klarer Unterhaltungslektüre (auch wenn diese sich als Weltanschauungsroman aufmacht)! Kurz, alles mit einem Wort zu sagen, man hätte das Gewissen des Lesers für Qualität, sein Gefühl und seine Ehrfurcht für wahre Dichtung stärken müssen. Statt dessen geht bei Bartels alles Gute, was er empfiehlt (und daß er wirklich viel Gutes empfiehlt, soll ihm zur Rechtfertigung angerechnet werden) in einem Wust von Unterhaltungsliteratur besserer und schlimmerer Art unter (ist doch sogar ein Romanfabrikant von der Art eines Stilgebauer nicht unterdrückt worden)!

Soviel zum Prinzipiellen. Und nun noch ein Wort zur Ausführung. Bartels hat 12 Listen aufgestellt, die nach *stofflichen* Gesichtspunkten angelegt sind, z. B. ältere Geschichtsromane, neuere Geschichtsromane, ältere Zeitromane ꝛc. Gemäß dieser rohen Anordnung stehen denn auch ganz unvereinbart Romane beieinander, so etwa Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ und Spielhagens „Problematische Naturen“. Wie diese beiden weltweit getrennten Romane in eine Kategorie kommen, bleibt ein Geheimnis des Verfassers. Was in Hinsicht auf das Prinzip der Auswahl gilt, das gilt ebenso für die Ausführung der Prinzipien: in den Anmerkungen zu jedem Roman wird nirgends *scharf* das wirklich Bedeutende vom Minderwertigen geschieden, ja bei manchen Romanen gibt Bartels ihre künstlerische Minderwertigkeit zu und empfiehlt sie trotzdem!

Aber genug: wir wünschten hier nur an einem merkwürdigen Büchlein ein wichtiges und allgemeines Problem der künstlerischen und menschlichen Volksbildung und auf die Schwierigkeiten seiner Lösung hinzuweisen. Wenn dieses Büchlein die Anregung gäbe, einen *wirklichen* Führer durch die Romanliteratur nach den von uns gekennzeichneten Gesichtspunkten aufzustellen, so hätte es einen wirklichen Nutzen gehabt. Es als Wegweiser und Ratgeber anzuerkennen, vermögen wir nicht, wir fürchten vielmehr, daß es die herrschende Verwirrung ver-

*) Vgl. hiezu meinen Aufsatz „Ueber Lesen und Schreiben“ im „Unsichtbaren Tempel“, Augustheft 1916.

Digitized by Google

mehrt und das Empfinden für Qualität eher schwächt als kräftigt.

Werner Mahrholz

„Flandern"

Arthur Silbergleit, den wir als Lyriker von feinen, mit der Stimmgabel sorgsam abgehorchten Strophen kennen, formte einige seiner im Kriege entstandenen Gedichte zu dem Cyklus „Flandern". (Wagner Innsbruck) Silbergleit, der Empfinder und Verkünder von Strömungen, die alle Dinge der Umwelt in zart- und lichtgewebte Schleier hüllen, der Dichter, dem der keusch-inbrünstige Mythos des (aus der katholischen Glaubenssphäre gewonnenen) Gottgefühls stets die reinsten Anregungen gab, empfand Flandern, das Land gotischer Kirchen und mittelalterlicher Kultur-Erinnerungen, besonders tief. Eine Mythik, die süße Träume in sich birgt, gibt, in dieses Dichters Gesicht, allen Dingen den „Legendendämmerschein", von dem er so gerne singt. Für Arthur Silbergleit ist Flandern das Land einer verzauberten Vergangenheit, Boden, auf dem jeder Stein sein Schicksal und seine Bedeutung hat, ein Land des Friedens. „Fahl vor Leid", schaure „die Fürstinnen des Himmels, die Sonnenstunden, (nun) das Land voll roten Lachen und Blutfontainen aus Myriaden Wunden." Der Dichter aber fühlt überall hier, „wie sich tief mit der Legende des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt."

Silbergleits Gedichte geben im Konzerte der kriegerischen Trommelwirbel und der pathetischen Posaunenstöße ein Orgel-Zwischenspiel, das, die vernichtende Kraft begütigend, Drohung und Wildheit versöhnend, hohen, unsichtbaren Quellen entströmt und, langsam verhallend, süße Wehmut weckt. Die Resonanz seiner Seele antwortet auf das Grauen der Zeit nicht hart, in Groll und Zorn, sondern weich, sanft, in Trauer. Er dichtet:

„Auch die Heiligen schont nicht der Krieg:
Christus, den im Kirchenfensterschlaf
ein Granatensplitter tückisch traf,
Sinkt aus bunter Scheiben Mosaik.

Selber hat der sanfte Seelenhirt,
dessen Wort dem tiefsten Frieden gilt,
nie mit einem Klang so aufgeklirrt,
Wie sein jäh zermalmtes Gnadenbild.

Wollen wir die Darbietung Silbergleits literarisch würdigen, so sei gesagt, daß er im Schauen und Fühlen Ranier Maria Rilkes Genosse ist, dem er auch in der Form nachstrebt: Im Wiegen und Gleiten der Verse; die, auf dem Wege eines Satzes von einer Strophe zur anderen leiten; in der Vorliebe für das volltönende, klanggroße Reimwort.

Richard Riess-München

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MH N

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
FEB 13 1985
NOV 2 1988

Digitized by Google

Digitized by Google